GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Materialität/en und Geschlecht : Beiträge zur 6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V.

Palm, Kerstin; Jähnert, Gabriele; Völker, Susanne; Grenz, Sabine (Hrsg.)

2018

https://doi.org/10.25595/460

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

. Palm, Kerstin; Jähnert, Gabriele; Völker, Susanne; Grenz, Sabine (Hrsg.): *Materialität/en und Geschlecht : Beiträge zur 6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V.*. Berlin: Selbstverlag, 2018. DOI: https://doi.org/10.25595/460.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Kerstin Palm, Gabriele Jähnert,
Susanne Völker, Sabine Grenz (Hrsg.)

Materialität/en und Geschlecht

Beiträge zur 6. Jahrestagung der
Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V.
12./13. Februar 2016

http://dx.doi.org/10.25595/460

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

FG GESCHLECHTER STUDIEN

Inhaltsverzeichnis

Susanne Völker, Kerstin Palm, Sabine Grenz, Gabriele Jähnert
Einleitung

Gesellschaftstheoretische Zugänge: Subjekt, Natur und Ökonomie

Hannah Meißner
Spannungen (aus)halten. Das Subjekt materialistischer Gesellschaftstheorie

Britta Hoffarth
Zur Produktivität von Techniken des Körpers. Eine Diskussion gouvernementalitätstheoretischer und intersektionaler Zugänge

Sabine Hofmeister, Corinna Onnen, Tanja Mölders
Doing Gender – Doing Space – Doing Body. Feministische Kritiken an der De/Ökonomisierung von ‚Natur/en' - Entwicklung einer Forschungsperspektive

Verena Namberger
Der (re)produktive Körper in der südafrikanischen Ökonomie der Eizellspenden. Ein feministischer Dialog über Materialität/en

Josch Hoenes
Blitze, Frösche, Chaos. Das Glücksversprechen des New Materialism oder wieso Trans*materialisierungen (über)lebensnotwendig sind

Embodiment in neomaterialistischer Perspektive

Ruth Müller
Der epigenetische Körper. Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus

Lisa Krall
Natur-Kultur-Verschränkungen und die Materie der Epigenetik

Tanja Paulitz/Martin Winter
Essen und vergeschlechtlichte Körper. Embodying als Koproduktion von Biofakten, Geschlecht und körperlicher Materialität

Vergeschlechtlichte Artefakte und Anordnungen

Myriam Raboldt
Doing Sex. Zur Herstellung von Männlichkeit|en durch Prothesentechnik

Mai Lin Tjoa-Bonatz
Das geteilte Haus. Geschlechtergetrenntes Wohnen in kolonialzeitlichen Städten Südostasiens

Petra Lucht
Interventionen in Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften. Fallbeispiele aus der Lehrforschung

Kulturelle Repräsentationen von vergeschlechtlichten Körpern und Dingen

Kristina Pia Hofer
Repräsentation als agentieller Schnitt? Provokationen und Potentiale im Verhältnis von New Materialism und (feministischer) Filmwissenschaft

Jenny Schrödl, Katharina Rost
Körperlichkeit, Materialität und Gender in Theater und Theaterwissenschaft

Marius Reisener
Männer – Zirkel. Scheiternde Formen ökonomisierten und vergeschlechtlichten Erzählens in Gottfried Kellers „Martin Salander“

Autor_innenverzeichnis

Susanne Völker, Kerstin Palm, Sabine Grenz, Gabriele Jähnert

Einleitung

[1] Der vorliegende Sammelband beinhaltet Aufsätze, die im Kontext der 6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V. „Materialität/en und Geschlecht" entstanden sind. Die Konferenz wurde am 12. und 13. Februar 2016 vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) der Humboldt-Universität Berlin veranstaltet. Sie wurde gemeinsam mit und für die Fachgesellschaft Geschlechterstudien konzipiert und vorbereitet.

[2] Ihr Anliegen war es, eine Debatte über Materialität, Körper und materielle Verhältnisse in der disziplinübergreifenden internationalen Geschlechterforschung aufzugreifen. Diese war zwar seit ihren Anfängen geführt worden, hatte sich jedoch gerade seit der Jahrtausendwende im Zuge der Sondierung der Möglichkeiten und Grenzen von Diskurstheorie und *linguistic turn* intensiviert und teilweise theoretisch neu ausgerichtet. Impulse für die Re-Formulierung gingen dabei sowohl von den Sozial- und Geisteswissenschaften als auch von den Natur- und Technikwissenschaften aus und führten zum erneuten Durchdenken von Welt-, Kultur- und Natur-Verhältnissen, zu veränderten Verständnissen von Körpern, Körperlichkeiten, Materialitäten und sozio-kulturellen Prozessen sowie von Performanzen, politischen wie kulturellen Formen von Rep

räsentationen. Die neuen Forschungsfragen und ihre theoretischen Rahmungen indizierten nicht nur ein Überschreiten von Klassifikationen, sie zeigten auch die Unbrauchbarkeit scharfer disziplinärer Trennungen und Klassifikationssysteme. Sowohl im internationalen als auch im deutschsprachigen Kontext wurden die Verflechtungen und Dynamiken von Materialitäten, Akteur_innen und sozio-kulturellen Transformationen transdisziplinär ertragreich verhandelt. Hieran waren die Gender und Queer Studies gerade quer durch die Disziplinen maßgebend beteiligt – und sind es bis heute.

[3] Zentrales Anliegen dieser Verhandlungen war es, gegenwärtige Krisenphänomene und existenzielle Bedrohungen planetarischen Ausmaßes theoretisch, empirisch und methodologisch in den Blick zu nehmen und nach angemesseneren wissenschaftlichen Praktiken des (Ver-)Antwortens zu suchen.

Damit sollte nicht zuletzt auch aktuellen Herausforderungen wie globalen ökonomischen und ökologischen Krisen, politischen Umbrüchen und Kriegen, Konflikten zwischen kulturellen bzw. religiösen Wertegemeinschaften, intersektionalen Problemlagen sowie neuen technologischen und medizinischen Möglichkeiten, erweiterten Körper-, Geschlechter- und Sexualitätsverständnissen und deren künstlerische Verarbeitung und Weiterentwicklung konzeptuell neu begegnet werden.

[4] Zu den im Call for Papers vorgeschlagenen vier Themenblöcken 1. Körper, 2. Kulturelle und technische Artefakte, 3. Neue Materienverständnisse und 4. Soziale und ökonomische Materialisierungen diskutierten auf der Jahrestagung in Berlin rund 370 Gender-, Queer- und Transforscher_innen. Das Programm bot ihnen an diesen Tagen eine große Auswahl aus über 45 Vorträgen, die verteilt auf drei Panelphasen parallel zueinander stattfanden. Dies zeigt die Relevanz und Breite des Nachdenkens um Materialität/en und Geschlecht innerhalb der deutschsprachigen Geschlechterforschung. In 15 Panelveranstaltungen wurden spezifische Problematisierungen und Thematiken bearbeitet, wie beispielsweise vergeschlechtlichte Artefakte, das-Doing-Gender-and-Body-through-Technology, Reproduktionstechnologien und –theoreme sowie Fragen zu Embodimentprozessen als Verkörperungspraktiken und Verkörperungsräume oder als somato-soziale Ernährungsweisen. Ferner waren Theorien und Ansätze des *New Materialism*, kultur-, musik-, theater- und filmwissenschaftliche Perspektiven auf Repräsentationen, Narrativität und Performanzen (vergeschlechtlichter) Körper und Dinge oder auf konkrete Materialien bzw. Materialisierungen und ihre Bedeutsamkeit für vergeschlechtlichte Körper im Fokus der Debatte.

[5] Sowohl die Keynote „Biomaterialität & Gender Studies: Annäherung an ein Verhältnis am Beispiel der Epigenetik" von Ruth Müller als auch die abschließende, multidisziplinär zusammengesetzte Podiumsdiskussion „Living in a material world"[1] betonten die Relevanz eines revidierten Verständnisses von Materialität/en als notwendige Antwort auf aktuelle Herausforderungen menschlicher und nichtmenschlicher Koexistenzen und der ökologischen Krise. Sie zeigten, dass gerade auch aktuelle ‚naturwissenschaftliche' Entwicklungen neue Fragen und Impulse an die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften herantragen. Dies wurde auf der Tagung in unterschiedlichen Facetten debattiert.[2]

[6] Der hier vorliegende Sammelband bezieht sich mit seinen Beiträgen auf diese Herausforderungen, wenngleich er durch die kleinere Anzahl der Texte

die Debatte nicht in der gesamten Breite zu präsentieren vermag. Die Auswahl der hier versammelten Beiträge ist dem Engagement jener Referent_innen zu verdanken, die ihre Überlegungen zu wissenschaftlichen Artikeln ausarbeiteten und in der Peer-Review- und Open-Access-Zeitschrift Open Gender Journal veröffentlichten.

[7] Die entstandenen Aufsätze sind in vier thematischen Schwerpunkten inhaltlich organisiert. Wir erhoffen uns durch diese Anordnung, die Resonanzen in Differenz und Nähe zwischen den Artikeln sichtbar machen zu können.

[8] Ein großer Teil der Beiträger_innen greift dezidiert international und auch im deutschsprachigen Raum geführte Diskussionen um neue materialistische Theorien und Methodologien auf. Spezifische disziplinäre und /oder problematisierende Perspektiven werden dabei kritisch darauf hin geprüft, inwieweit sie veränderte, weniger passiv-dominierte Verständnisse von Materialitäten und Körpern ermöglichen.

[9] Hinsichtlich der internationalen Debatte zu *New Materialism* sind es insbesondere die Arbeiten der Physikerin, Wissenschaftsforscherin und Queertheoretikerin Karen Barad, wie etwa ihr bereits 2007 publizierter Text „Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter und Meaning", auf die sich häufig bezogen wird. Weitere internationale Veröffentlichungen verweisen auf die breite Aufmerksamkeit, die neue materialistische Theorien in den Gender und Queer Studies erfahren und die auch für hiesige Debatten von Belang waren und sind, so etwa der 2008 erschienene Sammelband „Material Feminismus", herausgegeben von Stacy Alaimo und Susan Hekman oder der 2010 von Diana Coole und Samantha Frost veröffentlichte Sammelband „New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics". Im gleichen Jahr publizierte Jane Bennett ihren Band „Vibrant Matters. A Political Ecoloy of Things"; 2011 veröffentlichte Vicki Kirby „Quantum Anthropologie. Life at Large". 2012 folgte der Band „New Materialism: Interviews & Cartographies" von Rick Dolphijn und Iris van der Tuin – um nur einige viel rezipierte Publikationen zu nennen. Als neuere genderrelevante Publikationen zu materialistischen Perspektiven insbesondere auf philosophische und naturwissenschaftliche Sujets sind außerdem zu nennen der 2016 erschienene Sammelband "Mattering: Feminism, Science and Materialism" von Victoria Pitts-Taylor, die von Sarah Ellenzweig und John H. Zammito 2017 herausgegebene Aufsatzsammlung "The New Politics of Materialism: History, Philosophy, Science" und schließlich die 2018 erschienenen Diskussionsbeiträge in der von Julie Jung und Amanda Booher zusammengefügten Sammlung "Feminist Rhetorical Science Studies: Human Bodies, Posthumanist Worlds".

[10] In deutschsprachigen Zusammenhängen zeigte der bereits 2005 von Corinna Bath, Yvonne Bauer, Bettina Bock von Wülfingen, Angelika Saupe und Jutta Weber herausgegebene Band „Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper" die Relevanz neuer materialistischer Theorien für den Bereich der Science and Technology Studies (STS). Es folgten zahlreiche Sammelbände, die Verknüpfungen zu anderen inter- und transdisziplinären Debatten herstellten: zu sozial-, kultur-, medienwissenschaftlichen und STS-Perspektiven (Bath, Meissner, Trinkaus, Völker 2013 und Bath, Meissner, Trinkaus, Völker (Hg) 2017), zu künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem *New Materialism* (Witzgall, Stakemeier (Hg) 2014) oder aus stärker politikwissenschaftlicher Sicht und Perspektive der kritischen Theorie (Goll, Keil, Telios (Hg) 2013; Löw, Volk, Leicht, Meisterhans (Hg) 2017). Aus musik-, theater- und filmwissenschaftlicher Perspektive (Ellmeier, Ingrisch, Walkensteiner-Preschl 2015 und 2016) wird bei körpertheoretischen Überlegungen auf weitere Traditionen einer Thematisierung von Materialitäten hingewiesen, die sich unter anderem aus dem Konzept der Performativität speisen. Dabei stellen die kunst- und kulturtheoretischen Studien heraus, dass Diskurse und Narrative eine Rückwirkung auf die Materialität der Körper haben und kulturelle Repräsentationen auch zur Verfestigung sozialer Strukturen beitragen bzw. diese in Frage stellen können.

[11] Vor dem Hintergrund dieser differenzierten und reichen Publikationslandschaft zu Materialitäten, Körper, Geschlecht, Queer materialistischen Theorien und Methodologien werden in den vorliegenden 14 Beiträgen Ausschnitte dieser Debatten behandelt und nach vier Themenbereichen bzw. Analyseperspektiven systematisiert:

1. Gesellschaftstheoretische Zugänge: Subjekt, Natur und Ökonomie
2. Embodiment in neomaterialistischer Perspektive
3. Vergeschlechtlichte Artefakte und Anordnungen
4. Kulturelle Repräsentationen von vergeschlechtlichten Körpern und Dingen.

1. Gesellschaftstheoretische Zugänge: Subjekt, Natur und Ökonomie

[12] Im ersten Abschnitt des Sammelbandes finden sich fünf Beiträge, die in ihrem Nachdenken über neue materialistische Theorien im weitesten Sinne gesellschaftstheoretische Zugänge wählen. In allen Beiträgen wird die Notwendigkeit der historischen Verortung und Perspektivierung von Begriffen und Konzepten wie Subjekt, Natur und Körper thematisiert und analytisch einzuholen versucht. Ganz überwiegend mit Bezug auf feministische neomaterialistische Ansätze, insbesondere auf die Arbeiten von Karen Barad, wird der Gehalt und die Triftigkeit materialistischer Ansätze für eine historisch spezifizierende, ungleichheitskritische und differenzsensible Analyse diskutiert. Dabei stehen Fragen im Mittelpunkt wie jene nach dem Festhalten an einer besonderen menschlichen bzw. politischen Verantwortung für eine bessere Welt und nach dem Wie des Wirksamwerdens eines emanzipatorischen Projekts (Hanna Meißner). Es geht um Verständnisse von Körper und Materialität, die nur historisch spezifisch zugänglich sind – und es geht um jeweils konkrete Raum-Zeit-Konstellationen, um ökonomisch-ökologische (Sabine Hofmeister, Corinna Onnen, Tanja Mölders) und ökonomisch-geopolitische Einbettungen (Verena Namberger) von Körpern und Materialitäten, die in einem breiten disziplinären Spektrum anhand empirischer Befunde diskutiert werden. Nicht zuletzt werden gesellschaftstheoretisch situierte Ergebnisse der Intersektionalitäts- und Gouvernementalitätsstudien auf ihr Greifbarmachen von Körperpraktiken geprüft (Birgit Hoffarth) und umgekehrt neue materialistische Ansätze auf ihre Impulse für die Transgender Studies kritisch befragt (Josch Hoenes).

[13] *Hanna Meißner* greift in ihrem Beitrag „Spannungen (aus)halten. Das Subjekt materialistischer Gesellschaftstheorie" als entscheidenden Punkt neomaterialistischer Debatten deren Kritik an anthropozentrischen Prämissen auf. Sie entfaltet dabei insbesondere anhand der Überlegungen Karen Barads zu einem angemesseneren Verständnis des differentiellen, multiplen Welt-Hervorbringens (Weltung) Fragen und Paradoxien, die sich mit der (modernen) Vorstellung eines autonomen menschlichen Subjekts verbinden. Meissner folgt dabei den Impulsen des ‚Agentiellen Realismus' Barads, Dichotomien und deren Hierarchisierungen (Objekt/Subjekt, Kultur/Natur, Epistemologie/Ontologie) zugunsten des Interferierens vielfältiger Relationen aufzulö-

sen, bei denen Apparate / Erkenntnisinstrumente und ‚Forschungsgegenstände' eben nicht voneinander getrennt sind. Während Barad deutlich macht, dass Welt nicht nur ‚sozial' hergestellt ist, sondern sich multi-onto-epistemlogisch konstelliert und in agentiellen Schnitten unterschiedlich bestimmt wird, akzentuiert Meißner, dass unsere Wirklichkeit „in wesentlichen Dimensionen sozial konfiguriert ist und diese Sozialität den Horizont politischer Gestaltbarkeit bietet (...). Nur so lassen sich krisenhafte und zerstörerische Dynamiken als Effekte historischer (und damit politisch gestaltbarer) Macht- und Herrschaftsverhältnisse erfassen – und nicht etwa als unverfügbare (und damit letztlich unausweichliche) versachlichte oder naturalisierte Prozesse." (Meissner, Absatz [1], Herv. i. O.)

[14] Meißner hält notwendig an dem emanzipatorischen Potenzial menschlicher Handlungsfähigkeit fest. Sie begreift das menschliche Subjekt als eine spezifische und spezifisch situierte Praxis, das sich in seinem reflexiven Gestus selbst überschreitet und sich in einer – in Anschluss an Gayatri Spivak – double-bind-Situation befindet. Die Selbstverortung als mündiges, erkennendes Subjekt ermöglicht erst sowohl die Thematisierung einer ethischen Verantwortung und des Vermögens zu antworten als auch die Infragestellung des menschlichen Exzeptionalismus und damit der Relativierung der menschlichen Verfügung über und die Gestaltung von Welt. Im Grunde – so Meißner – sei auch Barad so zu lesen, dass sie das Erbe des Humanismus aufgreife und immanent durcharbeite, also mit dem Erbe des Humanismus über ihn hinausgehe (ebd., [10]). Mit dieser speziellen Barad-Interpretation argumentiert Meißner für ein spannungsreiches, problematisiertes und dennoch besonderes menschliches Erkenntnissubjekt einer materialistischen Gesellschaftstheorie. „Emanzipatorische Handlungsfähigkeit und politische Gestaltung könnten so im Sinne von Interventionen gefasst werden, die nicht bestimmte Ziele zu erreichen beanspruchen, sondern die in – gezielten – Versuchen bestehen, Willkür in Schach zu halten (vgl. Haraway 1991) und weniger gewaltsame Lebensmöglichkeiten zu schaffen (vgl. Butler 2009)." (ebd., [18]).

[15] In ihrem Beitrag „Zur Produktivität von Techniken des Körpers. Eine Diskussion gouvernementalitätstheoretischer und intersektionaler Zugänge" stellt *Britta Hoffarth* unterschiedliche, explizit gesellschaftstheoretisch ausgerichtete Konzepte hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für die Analyse von Körpern, Körperkonzepten und -verhältnissen zur Diskussion. Dabei geht es ihr nicht allein um die konzeptionellen Differenzen unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Strategien, sondern gerade um die Produktion unterschiedlicher

empirischer Ergebnisse, wie sie sich in körpersoziologischen und -historischen Studien zeigen.

[16] So priorisierten gouvernementalitätstheoretische Perspektiven „die Bedeutung normativer Steuerungsmomente im Kontext von Körpermodifikationen und ermöglich(ten) damit einen kritischen Einsatz hinsichtlich der Rigidität von Körperordnungen für Subjektivierungsprozesse." (Hoffarth, [3]). Bezugnehmend auf Untersuchungen von Maren Möhring (das Mieder-Korsett des 16. und 17. Jahrhunderts versus das ‚moderne', trainierte ‚natürliche' Muskelkorsett), Stefanie Duttweiler (Analyse von Körpertechniken wie Body-Consciousness, Fitness und Wellness) und Sabine Maasen (kosmetische Operationen und bio-ästhetische Regierung des Körpers) diskutiert Hoffarth, wie durch die Hervorbringung des Körpers spezifische sich selbst regierende Subjekte hergestellt werden. Dabei gehe es nicht allein um das ‚Durchregieren' von Normen, da Regieren immer eine spezifische, relationale, ungewisse und nicht hermetische Praxis sei. Bereits in diesen gouvernementalen Untersuchungen deute sich die Notwendigkeit weiterer Perspektiven an. So sei die Frage des Mieders bzw. des trainierten Körpers sofort auch eine ständische (Adel) bzw. Klassenfrage (Bürger_innentum, Volksklassen). Körperbezogenes Handeln sei vieles zugleich: Es kann ein Stattgeben von rassistischen oder sexistischen Anrufungen gerade auch deren intersektioneller Verflechtung sein; es könne aber zugleich auch mit dieser Deutung essentialisiert werden. Beispielsweise sei eine Nasenoperation einerseits schwer ohne ethnisierende Zuschreibungen zu lesen und zugleich – so im Anschluss an Kathy Davis – sei die Figur des_der Verräter_in der eigenen ethnischen Herkunft oder des „race bender" eine Interpretation, die auf Ethnisierungen der eigenen Untersuchungsinstrumente deuten kann. Denn sind die Handlungen, die Praktiken so eindeutig zu verorten und interpretieren? Hoffarth schließt ihren Beitrag damit, dass Körper, Körpertechniken, Körperpraktiken, die Regierung von Körpern und damit die Herstellung von Subjekten einer Macht- und Ungleichheitsanalyse bedürfen und zugleich eben nicht in diesem aufgehen, weil sie nicht allein sozial sind und das Soziale nicht nur aus dem Sozialen vorbestimmbar und ableitbar ist. Sie plädiert für komplexe und gerade nicht epistemologisch konsistente Zugänge - beispielsweise für gouvernementalitätstheoretische und für intersektional-praxeologische Ansätze.

[17] *Sabine Hofmeister, Tanja Mölders und Corinna Onnen* gehen in ihrem Beitrag „Doing Gender – Doing Space – Doing Body. Feministische Kritiken an der De/Ökonomisierung von ‚Natur/en' – Entwicklung einer Forschungsperspektive" vor allem der Frage nach, inwieweit in zwei unterschiedlichen

Handlungsfeldern, dem ökologisch orientierten Handlungsfeld Naturschutz und dem sozial orientierten Handlungsfeld Medizin/Pflege, derzeit Praktiken der Sorge sichtbar werden, die sich der Dominanz ökonomischer Logiken und Klassifizierungen entziehen.

[18] Von Interesse ist – und hier schließen die Autor_innen an Ansätze des Neuen Materialismus an –, inwieweit in Diskursen und Praktiken des ‚Naturschutzes' und der sorgenden Palliativmedizin andere Verständnisse von Materie aufscheinen, die nicht allein in Relation zu ökonomischen Postulaten und zur dichotomen Trennung von Produktion/Reproduktion, Ressource/Bedürftigkeit, Nutzen/Schutz stehen. Im Ergebnis werden in keinem Handlungsfeld dichotome Aufstellungen verworfen. So wird der geographische Raum des Naturschutzes in Nutzungs- und Schutzräume unterteilt, denen eine (vergeschlechtlichte) Wertigkeit zugeschrieben werden. Ebenso findet sich der Körper konstituiert durch eine zweigeteilte Medizin, der kurativ-heilenden, wiederherstellenden, ‚produktiven' Medizin und der palliativ-lindernden, sorgenden Medizin. Und dennoch scheint in diesen sich aus der Relation Produktiv/Reproduktiv, Ökonomie/Sorge nicht entwindenden Räumen und Körpern eine Dynamik durch, die die Autor_innen als Handlungsrationalität des ‚Sein-Lassens' bezeichnen. Ihr Resümee bleibt zwiespältig: „Indem ‚Natur/en' retrospektiv in ihren hybriden Qualitäten akzeptiert werden, wird mit dem Prozessschutzkonzept die Trennungsstruktur Natur versus Gesellschaft in materieller physischer Dimension aufgegeben oder mindestens hinterfragt und kritisiert; zugleich wird jedoch prospektiv – weil die Prozesse wiederum als natürliche konzeptualisiert werden – das Gegensatzverhältnis Natur vs. Gesellschaft, Kultur und Ökonomie diskursiv erneuert." (Hofmeister, Mölders, Onnen, [26]).

[19] Parallele Befunde zeigen auch die Analysen zu den Handlungslogiken der Palliativmedizin: indem es hier um das Sein-Lassen, Überlassen des Körpers hin zu Prozessen des Sterbens geht, wird die kurative Beherrschung und Instantsetzung des Körpers verlassen.

[20] Obgleich also in keinem der untersuchten Handlungsfelder, den Räumen des Naturschutzes und den Körpern der Medizin, die jeweiligen ‚Schutzgegenstände' aus der Logik der ökonomischen Verwertung entkoppelt werden konnten, gerade weil ihre Externalisierung in Schutzräume/körper konstitutiv für die Ökonomie sind, durchbrechen die sich ausweitenden Orientierungen auf „die Prozesshaftigkeit des Lebendigen" (ebd., [27]) die Trennung Produktion/Reproduktion und verweisen auf einen komplexeren, weniger hierarchisch organisierten Begriff von Materialität.

[21] Der Beitrag „Der (re)produktive Körper in der südafrikanischen Ökonomie der Eizellspende. Ein feministischer Dialog über Materialität/en" von *Verena Namberger* analysiert die Verflechtungen von (rassifizierten) Körpern und (‚Re/Produktions'-)Ökonomie als Praxis eines globale Ungleichheitsverhältnisse hervorbringenden Biokapitalismus. Am Beispiel der Eizellspende in Südafrika richtet sie den Blick auf die Inwertsetzung von Körpern und deren Umwandlung zur Ware sowie auf die Verknüpfung von körperlichen Materialitäten und Techniken. Damit geht es der Autor_in um einen Dialog zwischen der Ökonomiekritik des ‚alten' feministischen Materialismus und neuen feministischen Körper- und Materialitätstheorien, die sich auf STS und den Neuen Materialismus beziehen.

[22] Wie – so fragt Namberger – können Prozesse der Inwertsetzung aus feministischer Perspektive so analysiert werden, dass nicht allein der Warencharakter, sondern naturalisierte, vergeschlechtlichte Reproduktionstätigkeit als wertschöpfende Arbeit und eben nicht als ‚natürlicher Prozess' sichtbar wird? Denn es handele sich bei der Eizellenspende um systematische, monetär kompensierte Arbeit mit und durch körperliche, technologische und medizinische Ressourcen und die Spender_innen treten als Dienstleister_innen mit einem spezifischen kulturalisierten und rassisierten Angebotsprofil auf. So zeige sich in den Interviews mit Eizellenspender_innen, dass die Eizellenspende keineswegs die Abgabe einer einfach vorhanden ‚natürlichen' Ressource ist, sie ist vielmehr gekennzeichnet durch einen pharmakologisch, technologisch und körperlich organisierten ‚Reifeprozess', der eine komplexe materiell-technologische Apparatur ebenso beinhaltet wie die (Körper-)Arbeit der ‚Spendenden', die für die Heranbildung von ‚good quality eggs' ihre Körper (beispielsweise mit entsprechend unterstützender Ernährung) ‚bewirtschaften' (vgl. Namberger, [7]). Dies wird auch durch die Geschäftspraktiken der Selektion und ‚Qualitätssicherung' der Agenturen bestätigt, die Eizellenspenden vermitteln: Sie erheben umfänglich Daten zu den Spender_innen und erstellen komplexe Profile für potentielle Abnehmer_innen und fordern damit Selbstmarketing der Anbietenden.

[23] Wie, was und auf welche Weise werden – so fragt Verena Namberger – Eizellenspender_innen bzw. ihre ‚naturalisierten' Produkte kommodifiziert? Es sind nicht die Eizellen allein, es ist ein Profil von rassisierenden, sozio-kulturellen und klassendifferenzierenden Zuschreibungen, Auf- und Abwertungen, die über das ‚Datenprofil' als ‚Gesamtangebot' bereitgestellt und in Wert gesetzt werden.

[24] In ihrer vielschichtigen Ethnographie leistet Verena Namberger einen empiriefundierten Beitrag, der unterschiedliche feministische Theorien zu Fragen der Materialität und deren Ökonomisierung analytisch relevant macht. Sie ergänzt dabei Ansätze des ‚alten' materialistischen Feminismus mit ihrem Anliegen der Denaturalisierung und Theoretisierung neuer Formen reproduktiver Arbeit in Bioökonomien um Fragen und Perspektiven der feministischen Körpertheorien, Science & Technology Studies und des *New Materialism*, die „die Materialität der Körper als Effekt intra-agierender an/organischer, technologscher und diskursiver Aktanten fassen." (ebd., [15]).

[25] *Josch Hoenes* legt mit seinem* Beitrag „Blitze, Frösche, Chaos. Das Glücksversprechen des *New Materialism* oder wieso Trans*materialisierungen (über-)lebensnotwendig sind" eine als „Transmann" (Hoenes, [3]) situtierte Lesart des Textes „Transmaterialities. Trans*/Matter/Realities ans Queer Political Imaginings" von Karen Barad aus dem Jahr 2015 vor. In Hoenes' Beitrag wird gefragt, inwieweit Barads Lektüre des für die Transgender Studies wichtigen ‚Gründungstextes' (Hoenes) von Susan Stryker: „My Words to Victor Frankenstein Above the Village of Chamonix: Performing Transgender Rage" dem eigenen Anliegen gerecht wird, Optionen und Imaginationen für Transgender-Relationen und -Verwandtschaften (kinship) jenseits von zweigeschlechtlich naturalisierten Körpern aus einer neomaterialistischen Perspektive zu formulieren. Obgleich Hoenes die Anstrengungen Barads zu zeigen, dass Materie / Materialitäten un/bestimmt, uneindeutig und in diesem Sinne ‚queer' sind, durchaus würdigt, wird in dem Beitrag eine skeptisch-kritische Position bezogen, was den Nutzen und die Effekte einer Relektüre der Erfahrung Strykers nicht aus einer – wie Hoenes für sich reklamiert – ‚kunst- und kulturwissenschaftlichen', sondern quantenfeld- und queertheoretischen Perspektive betrifft.

[26] So akzentuiert Hoenes einerseits den Text Barads als „Gegenerzählung" zu „dominanten Geschichten über die Natur" (Hoenes, [3]) und als Ausarbeitung eines queer- und quantenfeldtheoretisch reformulierten Verständnisses von ‚Natur' in ihrer ontologischen Un/Bestimmtheit. Damit richte Barad den Blick sowohl auf die relationale Hervorbringung von Welt durch materiell-semiotische Intra-Aktionen und die Agency von Materie als auch auf die Frage der (nicht verfügenden) menschliche Verantwortung für die agentiellen Schnitte und die apparativen Anordnungen, die am Entstehen der Phänomene beteiligt sind.

[27] Zum anderen kritisiert Hoenes das, was Barad als ‚queer/trans*intimacy', als polymorpe Perversion der sich selbst berührenden ‚Natur' der

Materie bezeichnet: das mit sich selbst Nicht-identisch-Sein von Materialität, ihre andauernde Alterität, ihre Un/Bestimmtheit, ihre Verflochtenheit mit der Virtualität und der Fülle und der Potenzialität eines nicht leeren Vakuums. Diese uneindeutige, antikategoriale, un/bestimmbare ‚Natur' von Materie – ihre in diesem Sinne von Barad bezeichnete Queerness – liest Hoenes auch als gesellschaftlichen Realitäten enthobene, theoretische Spielerei, die sich letztlich gegen Begehrens- und Sexualitätspraxen von transgender-Personen richten: „In der Abstraktion des quantenfeldtheoretischen Modells verlieren die von Barad aufgerufenen queeren/trans* Intimitäten ihren Bezug zur Umwelt, anderen Menschen und den sie mitkonstituierenden Normen und Normativitäten. (...) Mit dieser Abstraktion droht das Gedankenexperiment trans* Menschen aus der Gesellschaft wie aus dem Bereich des Menschlichen herauszuschreiben." (ebd., [25])

[28] Die Virtualität, die Un/Bestimmtheit von Materie, die Verschränkung von Materie/Nichts, die Barad quantenfeldtheoretisch herausarbeitet, bewertet Hoenes aus der situierten Perspektive eines Transmannes „in meinem trans*männlich transformierten Körper" (ebd., [45]) als verletzende Entkörperung. Insofern ist seine* Würdigung des Baradschen Versuchs ambivalent und skeptisch, der politische Einsatz sei fraglich: „Wenn Barads Vorschlag bedeutet, neue Blicke und Perspektiven auf jene gewichtigen Materialmassen zu werfen, an denen sich das Licht bricht und reflektiert; sich von der Magie, Vielfalt und Gewaltigkeit der Natur genauso verzaubern, wie einschüchtern zu lassen, mögen hierin kritische Potentiale liegen. Wenn ihr Vorschlag jedoch das Gewicht menschlicher Körper vernachlässigt, um in der Selbst-Berührung, die keinen anderen mehr kennt, sowie in der technischen Reproduzierbarkeit von 'vollständigen' Körpern ein Glücksversprechen zu erblicken, erhebe ich Einspruch. Denn dann haben wir viel zu verlieren: an Vielfalt und Artenreichtum der Naturen, Kulturen und Sprachen, an Geschlechtern, Sexualitäten und Begehrensformen." (ebd., [59])

2. Embodiment in neomaterialistischer Perspektive

[29] Die in diesem Schwerpunkt versammelten Beiträge entwickeln ein spezifisches Verständnis von Verkörperung / Embodiment / Embodying und zielen auf eine stärkere Symmetrisierung, Relationalität bzw. ontologische Kontinuität von Sozialem und Materiellem ab. Während Ruth Müller mit ihrer gendertheoretisch informierten Intervention in die Epigenetikforschung eine adäquatere empirische Erforschung von biopsychosozialen Embodimentprozes-

sen einfordert, kommentiert Lisa Krall in einer metatheoretischen Begleitreflexion zentrale Implikationen des gleichen biologischen Forschungsbereiches in ihren ambivalenten strukturontologischen Ausprägungen und Auswirkungen. Tanja Paulitz und Martin Winter entwickeln vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstandes in der Körpersoziologie und der Wissenschaftsforschung ein neomaterialistisches Verständnis für den Bereich der Ernährung, das auf multidimensionale Verkörperungs- bzw. Materialisierungsprozesse fokussiert.

[30] Diese Beiträge fußen darauf, dass im Zuge des gendertheoretischen *New Materialism* zunehmend auch naturwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse auf ihre emanzipativen Potentiale hin befragt und als Bestandteile von Gendertheorien etabliert werden. Während beispielsweise Karen Barad die Materievergessenheit eines zu idealistisch ausgerichteten konstruktivistischen Repräsentationalismus über eine Relektüre der physikalischen Quantentheorie zu überwinden versucht, setzen neue Vorschläge für nicht deterministische Körperbeschreibungen vor allem an aktuellen biologischen Entwicklungstheorien an. Biologische Körper werden diesen neuen Entwicklungskonzepten zufolge nicht mehr durch starre interne Anleitungen in ihren Formen, Funktionen und Fähigkeiten präformiert, wie lange Zeit die Molekulargenetik annahm. Vielmehr formen sie sich in Wechselwirkung zwischen eigenlogisch agierenden physiologischen Substraten und kontingenten Umgebungseinflüssen vielgestaltig aus, so dass zum einen die Gestaltungsaktivitäten der lebenden Materie und die Plastizität des Körpers in den Fokus rücken. Zum anderen werden durch die Verquickung physiologischer und sozialer Einflussfaktoren bei körperlichen Entwicklungsprozessen (z.B. geschlechterdifferentes Knochen- und Muskelwachstum im Kontext geschlechtsspezifischer Sozialisation oder geschlechterdifferenter Ernährungspraktiken) fachübergreifende Forschungsprozesse angeregt, die biologische und soziale Reduktionismen ablösen zugunsten neuer komplexer und machtkritischer Perspektiven auf biopsychosoziale Prozesse von Geschlechterentwicklung. Biologische Körper werden damit nicht mehr isoliert als pure nature oder sex konzipiert, sondern kontextualisiert als biologische Verkörperungen (Embodiment) des Sozialen aufgefasst bzw. als prozessuales Ergebnis von nature/nurture- bzw. sex/gender-Verschränkungen gesehen. Welche konstruktiven und kritischen Dimensionen dieses neue Entwicklungsverständnis für die Geschlechterforschung bietet, aber auch welche Ambivalenzen oder überkommenden hierarchisierenden Effekte damit weiterhin verbunden sind, sondieren die Beiträge von Ruth Müller, Lisa Krall und Tanja Paulitz / Martin Winter.

[31] *Ruth Müller* hat mit ihrem Beitrag "Materialität/en und Geschlecht" einen zentralen Bereich der neueren entwicklungsgenetischen Forschung in den Fokus ihrer Analyse gestellt. Unter dem Titel "Der epigenetische Körper. Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus" untersucht sie aus einer gleichermaßen sozialwissenschaftlich wie biologisch fundierten Perspektive, welche Implikationen die Umweltepigenetik mit ihrem Konzept einer umweltabhängigen Genaktivität auf Kategorien sozialer Stratifikation hat. Am Beispiel von Experimenten, die die Auswirkungen des epigenetisch wirksamen Umweltkontextes 'Mütterliche Fürsorge' auf das genetische Profil der Nachkommen eruieren, kann sie zeigen, dass eine biologisch formulierte Biosozialität des epigenetischen Körpers nicht unbedingt wie erhofft soziale Kategorien relational zu den individuell oder strukturell diversen Lebensbedingungen dynamisiert und erweitert. Vielmehr führe ein unterkomplexer, auf bloße individuelle Verhaltenskomponenten reduzierter Fürsorgebegriff zu einer Molekularisierung von Lebensweisen und Milieus und erzeuge vergeschlechtlichte und klassisierte Verantwortungsdiskurse, die Mütter als genetisch detektierte Mediatorinnen biosozialer Differenz mit (weiteren) Regulierungsmaßnahmen zu überziehen drohen. Um die durchaus vorhandenen emanzipativen Potentiale der Epigenetik zu nutzen, plädiert Müller für einen sozialwissenschaftlich informierten Begriff der sozialen Umgebung innerhalb der epigenetischen Forschung, der die Mechanismen sozialer Stratifikationsprozesse effektiv mit einbezieht. Erst durch eine interdisziplinäre Betrachtung der Auswirkungen sozialer Bedingungen auf biologische Vorgänge etwa gesundheitlicher Relevanz könnten sinnvolle gesellschaftliche Interventionen in soziale Benachteiligungsverhältnisse angeleitet werden.

[32] Mit der detaillierten methodenkritischen Überprüfung epigenetischer Forschung, die gleichermaßen gendertheoretisch wie biologisch informiert ist, schließt sich Müller an die Arbeiten kritischer Biolog_innen wie Anne Fausto-Sterling, Ruth Bleier oder Lynda Birke an. Ihnen allen geht es darum, biologische Forschung nicht allein von einer Metaebene aus kommentierend zu begleiten, sondern auf fachlicher Augenhöhe durch konkrete methodische, theoretische und konzeptuelle Vorschläge von innen heraus intervenierend umzugestalten. Auf diese Weise kann auch die Biologie als Wissenschaft von der lebenden Materie sinnvoll in die kritische Geschlechterforschung eingearbeitet werden und profitiert zugleich über eine intensive Kooperation mit geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung von deren reflexivem Potential und erweiterten empirisch fundierten Konzepten.

[33] Auch *Lisa Krall* fragt in ihrem Aufsatz "Natur-Kultur-Verschränkungen und die Materie der Epigenetik" nach kritischen Potentialen der (Umwelt-)Epigenetik, betritt aber mit der Erkundung ihres möglichen transformierenden Einflusses auf die dualistische Logik der Natur-Kultur-Unterscheidung eine eher strukturontologische Ebene der Geschlechterforschung. Da binäre Logiken seit der Antike wechselseitig aufeinander verweisende hierarchisch angeordnete Gegensatzpaare ontologisch strukturieren, zu denen auch die duale Geschlechterordnung und die damit verbundene Natur-Kultur-Differenz zählen, haben Verschiebungen in einer der Paarkonstellationen weitreichende konzeptionelle Folgen für das gesamte Verweissystem. Inwiefern in diesem Sinne die epigenetische Forschung durch ihre Analyse von Umwelteinflüssen auf die Genaktivität Grenzziehungen zwischen Natur und Kultur / Innen und Außen verändert oder aufhebt, schätzt Krall nach einer Untersuchung zweier prominenter Beispiele aus der Umweltepigenetik als zwiespältig ein und spricht von einer ambivalenten Gleichzeitigkeit von traditionellen Dualismen und grenzverwischenden Verschränkungen. Denn wenn wie in ihrem ersten Beispiel bei der epigenetischen Untersuchung von Suizidneigungen von Erwachsenen auch Gewalterfahrungen im Kindesalter als sozialer Hintergrund mit einbezogen werden, die zu markanten Veränderungen des Epigenoms führten, erscheinen damit biologische und soziale Faktoren einerseits kausal untrennbar miteinander verschränkt. Andererseits wird das Suizidrisiko aber dann in der Studie reduziert als molekulargenetisch beschreibbares Problem behandelt, das von sozialen Erfahrungen abgelöst betrachtet und damit letztlich einseitig biologisch ausgelegt wird. Ähnlich verhalte es sich mit dem auch schon von Müller analysierten zweiten Beispiel zum Zusammenhang von mütterlicher Fürsorge und Stressbewältigungsfähigkeit der Nachkommen.

[34] In einem thematischen Exkurs nimmt sie diese Beobachtungen zum Anlass, ähnlich wie Müller das Problem zu konstatieren, dass soziale Umwelteinflüsse in der biologischen Forschung unangemessen vereinfacht operationalisiert, individualisiert und entpolitisiert werden und sie diskutiert wie die erstgenannte Autorin Möglichkeiten eines stärkeren Einbezugs struktureller Dimensionen in epigenetische Forschung.

[35] Krall schließt ihre Einschätzungen zu möglichen Einflüssen der Epigenetik auf duale Ontologien mit dem Vorschlag, vor allem die Mittlerrolle epigenetischer Prozesse zwischen Genen und Umwelt zentral zu stellen und auf diese Weise deren verschränkendes Moment stärker herauszuheben. Obwohl

gleichwohl weiterhin ein differenzierter und kritischer Blick auf die widersprüchlichen Botschaften epigenetischer Forschung nötig sei, wäre es wünschenswert, hier neue Lesarten zu etablieren.

[36] *Tanja Paulitz und Martin Winter* verwenden in ihrem Text "Ernährung und vergeschlechtlichte Körper. Eine theoretische Skizze zur Koproduktion von Geschlecht, Embodying und biofaktischen Nahrungsmitteln" das Konzept der Verkörperung noch einmal in einem anderen Zusammenhang. Nicht Epigenetik, sondern Ernährungs- und Nahrungsbegriffe stehen bei ihnen im Fokus, die aus einer gendertheoretisch informierten neomaterialistischen Perspektive allerdings ähnlich wie der epigenetische Körper nicht einfach als nature, sondern vielmehr als Produkte ineinandergreifender sozialer, symbolischer und materialer Verfertigungsprozesse verstanden werden. Deren Rekonstruktion bedürfe einer methodisch und theoretisch mehrdimensionalen Forschungsperspektive, für die in ihrem Beitrag in den letzten Jahren und Jahrzehnten entwickelte Ansätze der Körpersoziologie und Wissenschaftsforschung zusammengetragen und auf ihre Tauglichkeit überprüft werden.

[37] Viele Ansätze, die Ernährung als Teil der Materialisierungsprozesse von Geschlechterkörpern verstehen, betrachteten beispielsweise zwar in verschiedenen brauchbaren Konzeptionen wie Soziosomatik, Körperschema oder Körpertechnologien die soziale Formung von Körpern, vernachlässigten aber die Logiken somatischer Physis. Beide Aspekte könnten indessen über das der gendertheoretisch informierten Biologie entnommene Konzept des Embodying verbunden werden, das multifaktorielle dynamische Prozesse der Verkörperung wie zum Beispiel kalorientabellengeleitete Ernährungspraxen als symmetrisches Agieren von Sozialem und Materiellem beschreibbar machten.

[38] Auch die einverleibten Nahrungsmittel selbst verlangten durch ihre gleichermaßen materiellen wie sozial signifizierenden Dimensionen hybride Konzeptionen. Auch hier könne zum einen der in den letzten beiden Jahrzehnten viel diskutierte relational materialism richtungsweisend sein, der die ineinanderfließende Interaktion von sich ernährenden sozialen Subjekten, Nahrungsmitteln und verstoffwechselnden Körpern als situative Aktant_innen-Ensembles mit wechselnden Handlungsträgerschaften aufzufassen ermöglicht. Um diese mikrosoziologisch erschlossenen Dynamiken machtkritisch zu plausibilisieren, müsse allerdings ergänzend eine makrosoziologische Einbettung in vorherrschende Machtverhältnisse und soziale Ungleichheitsverhältnisse vorgenommen werden, wie dies beispielsweise eine gender- und racetheoretisch informierte Epidemiologie anrege. Zum anderen könnten

Nahrungsmittel als soziotechnisch erzeugte organische Artefakte, als Biofakte (Karafyllis), verstanden werden, die industriellen Fertigungsprozessen unterlägen und in Körper-Technik-Kopplungen (Haraway) mit körperlichen Vorgängen verknüpft erschienen. Abschließend schlagen die Autor_innen im Anschluss an Mona Singer und Gabriele Winker für den Gegenstand Ernährung vor, das Zusammenspiel von Embodying, Biofakten und Geschlecht als Koproduktion bzw. Ko-Materialisierung zu fassen und veranschaulichen die Tragfähigkeit dieser Perspektive am Beispiel des Fleischkonsums.

[39] Die reflexive Durcharbeitung des Forschungsstandes und selektive Zusammenstellung vorhandener Perspektiven und Ansätze stellt damit insgesamt eine methodische und theoretische Basis bereit für weiterführende neomaterialistische Analysen von Ernährungsphänomenen.

3. Vergeschlechtlichte Artefakte und Anordnungen

[40] Mit dem *material turn* erscheinen auch Dinge, Dingkonstellationen und Artefakte in einem neuen Licht. Interessierte aus einer humanistisch geprägten Perspektive vor allem die menschliche Nutzung, der Gebrauch und die Gestaltung von Dingen, setzt die neomaterialistische Sicht dieser hegemonialen Subjekt- Objekt-Konstellation ein neues hierarchienminderndes Verständnis von der aktiven dinglichen Partizipation an sozialen Strukturierungen und symbolischen Performativitäten entgegen.

[41] Mit Aktanten-Ensembles menschlicher und nichtmenschlicher Teilhabender, mit soziotechnischen Netzwerken oder auch Intra-aktionen heterogener Akteure werden dabei neue agency-Konstellationen in prozessualen Ontologien beschrieben, die die situative Genese stofflicher Eigenlogiken und sinnlicher Qualitäten von Dingen in ihren dynamischen materiellen und semiotischen Verquickungen mit gesellschaftlichen Machtordnungen rekonstruieren.

[42] Immobile ausgedehnte Dinge, wie z.B. Gebäude, werden darüber hinaus wie auch insgesamt Raumordnungen und Örtlichkeiten im Kontext des fachübergreifenden spatial turn in einem neuen relationalen Raumkonzept gefasst. Raum ist demzufolge nicht mehr ein bloßer physikalisch vorliegender Container und kulissenhafter Austragungsort des Sozialen, ein gegebenes Territoriales, sondern eine prozesshaft entstehende eigensinnige Beziehungsform, die kontingent und dynamisch in einer Praxis des Anordnens, Arrangierens, Aneignens, Ausschließens, Exponierens, Positionierens, Meidens oder Kolonisierens durch menschliche und nichtmenschliche Akteure interaktiv al-

lererst entsteht, sich wandelt oder auflöst. Auf diese Weise werden auch Geschlechterordnungen verräumlicht und materialisiert bzw. Räume vergeschlechtlicht, Macht- und Raumordnungen wechselseitig konstituiert, Entgrenzungen und Grenzziehungen vorgenommen - oder kurz: Doing space is / while Doing gender.

[43] Die folgenden drei Beiträge bewegen sich mit ganz unterschiedlichen Sujets – Genitalprothesen, Stadthäusern, technischen Artefakten und Raumplanungsprozessen – und verschiedenen Fachzugängen in diesem Forschungsfeld der Dinge, Artefakte und Raumordnungen und verdeutlichen dessen konstitutiven Bezüge zu historischen und aktuellen Geschlechterordnungen. Myriam Raboldt erschließt mit der Sichtung von historischen Objekten aus dem Bereich der männlichen Genitalprothetik einen neuen Bereich von Artefakten, die überraschend vielfältige analytische Anknüpfungspunkte für die Genderforschung bieten. Mai Lin Tjoa-Bonatz zeigt in ihrem Beitrag am Beispiel südostasiatischer Stadthäuser auf, unter welchen komplexen intersektionalen Bedingungen vergeschlechtlichte Raumordnungen entstehen können. Petra Lucht berichtet von einem anspruchsvollen Lehrprojekt für die Natur- und Technikwissenschaften, mit dem sie in die technikwissenschaftliche Artefakt- und Planungskultur interveniert. Verhandelt werden damit fachübergreifend und in verschiedener Weise gesellschaftliche Genese und Wirkmächtigkeiten von Artefakten und räumlichen Anordnungen in ihrer Verquickung mit Machtordnungen.

[44] *Myriam Raboldt* möchte mit ihrer kommentierten Sammlung prothetischer Objekte in ihrem Text "Doing Sex. Zur Herstellung von Männlichkeit/en durch Prothesentechnik" neue Studien anregen, die sich vertiefend mit einem bisher weitgehend ausgesparten Bereich einer Ding- und Technikgeschichte beschäftigen könnten, nämlich der männlichen Genitalprothetik. Die konstatierte Forschungs-lücke sei zum einen bedingt durch die bisherige Konzentration der Prothetikforschung auf verschiedene Vorgänge der Wiederherstellung eines rollenkonformen leistungsfähigen männlichen Körpers. Zum anderen läge auffällig wenig Material eines öffentlichen Diskurses zu männlichen Genitalverletzungen etwa kriegsbedingter Art vor, weil dieses Thema, wie bisherige Forschung zeige, äußerst scham- und angstbesetzt sei und gerade dessen Meidung die komplexe Verquickung von Körper- und Identitätsaspekten anzeige. Nicht nur seien aber die für männliche Körper hergestellten Ersatz- und Hilfsobjekte technik-, medizin-, sozial- und genderhistorisch aufschlussreiche technische Artefakte, u.a. weil sie in ihren kompensatorischen Funktionen auf umfassende körperliche Maßstäbe von Normalität verwiesen.

Sie gäben auch Anlass dazu, das performative Konzept des Doing Gender auf ein Doing Sex auszuweiten, d.h. auf die analytische Einbeziehung konkreter materialer Herstellungs- und Nutzungsvorgänge geschlechtlicher Körper mittels technischer V/Ersatzstücke. Standen bisher bei der gendertheoretischen Betrachtung von Artefakten wie Rasierapparaten oder informatorischen Produkten die ihnen eingeschriebenen vergeschlechtlichten Nutzungsweisen und Rollenrepräsentationen im Mittelpunkt, so hat Raboldt mit ihrer Fokussierung auf artefaktisch supplementierte Verfertigungen von Genitalität produktiv eine neue Dimension der Artefaktforschung eröffnet.

[45] Die Autorin dokumentiert die durch historische Recherchen in Museen, Archiven und Bibliotheken erarbeiteten materialen, kontextuellen und nutzungsbezogenen Aspekte für sieben prothetische Objekte aus mehreren Jahrhunderten und nimmt eine vorläufige funktionale Kategorisierung der Objekte vor. Die Sichtung allein dieser wenigen Aspekte verweist schon eindrucksvoll darauf, in welche umfassenden Genderdimensionen der (Cis- und Trans)Identitäten, sozialen Ansprüche und Positionierungen, symbolischen Einordnungen, Kulturtechniken und Sexualitätsvorstellungen, aber auch subversiven Anliegen die Artefakte eingebunden sind und eröffnet zahlreiche Anknüpfungspunkte für vertiefende Forschungsprojekte. Diese könnten zusätzlich durch eine perspektivische Erweiterung auf aktuelle organische, aus körpereigenen Substanzen gefertigte Prothesen noch einmal grundsätzlich in ihrem Verständnis von technischer Artefaktizität herausgefordert werden.

[46] *Mai Lin Tjoa-Bonatz* widmet sich in ihrem Text "Das geteilte Haus. Geschlechtergetrenntes Wohnen in kolonialzeitlichen Städten Südostasiens" mit der Betrachtung der materiellen Kultur des Wohnens einem raumsoziologischen Thema. Fallbeispielhaft rekonstruiert sie anhand diverser historischer Quellen für die während der britischen Kolonialherrschaft gegründeten multiethnischen Städte Penang und Singapur die geschlechtsspezifischen Wohnverhältnisse insbesondere migrantischer Oberschichten in den Jahrzehnten vor und nach 1900 und reißt zentrale sozioökonomische Hintergründe an. Dazu gehöre die zunächst durch starke Frauenunterrepräsentanz gekennzeichnete quantitative Asymmetrie der Geschlechter in der migrantischen Gesellschaft dieser Städte während der Kolonialzeit, die sich mit der Urbanisierung und Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in Richtung auf ein ausgewogeneres Geschlechterverhältnis hin verschob. Im Zuge dessen sei es zu einem markanten sozioökonomischen Wandel gekommen, der kombiniert mit einer kolonialen Familienpolitik die Haushaltsstrukturen in ethnisch und sozioökonomisch differenzieller Weise veränderte. Patriarchale

Verhältnisse der Kolonisierenden und Kolonisierten, die sich abhängig vom sozioökonomischen Status gegenseitig ergänzten und stützten, hätten dabei gesellschaftliche Arbeitsteilungen und ökonomische Ungleichheiten der Geschlechter strukturiert und vertieft und die soziale und symbolische Grundlage für die räumliche Geschlechtertrennung im Wohnbereich gebildet.

[47] Sowohl britische als auch migrantische Architekten gestalteten um 1900 vor diesem Hintergrund eine städtische Bauweise vor allem für die migrantische Oberschicht, die geschlechtersegregierend ausgerichtet war und Vorbild für einen darauf folgenden Typus innerstädtischer Wohnhäuser (Shophouses) bildete, die sich durch eine Kombination von Gewerbe- und Wohnbereich auszeichneten. Sie repräsentierten eine Verschmelzung viktorianischer Leitbilder geschlechterhomogener Räume mit architektonischen Vorstellungen der chinesischen Oberschicht und strukturierten spezifische funktional differente Geschlechterräume, die auch in den anschließenden Entwicklungen von Wohnreihenhäusern beibehalten und verfestigt wurden.

[48] Der Text liefert insgesamt ein Beispiel für eine dynamische Durchdringung und wechselseitige Beförderung von komplexen intersektionalen Machtstrukturen und architektonischen Raumordnungen.

[49] Gleichermaßen vergeschlechtlichte Artefakte als auch vergeschlechtlichte Raumordnungen stehen schließlich im Zentrum eines anspruchsvollen Lehrprogramms an der TU Berlin, von dem *Petra Lucht* in ihrem Text "Interventionen in Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften. Fallbeispiele aus der Lehrforschung" berichtet. Anhand von Fallbeispielen der letzten Jahre aus dem Zertifikatsstudienprogramm Gender Pro MINT[3] führt sie vor Augen, wie Gender- und Diversityaspekte im universitären Ausbildungsprozess sinnvoll in natur- und technikwissenschaftliche Planungs- und Entwicklungsprojekte integrierbar sind und zukünftige technische Artefaktentwicklung und Raumplanungsprozesse in einer materialen Praxis anleiten könnten.

[50] Ein solches Lehrprogramm erfordere allerdings auf natur- und technikwissenschaftliche Erfordernisse spezifisch zugeschnittene gendertheoretische Lehrinhalte und eine an die Planungs- und Entwicklungspraxis gut angepasste Didaktik. Dazu stellt Lucht zunächst kurz eine Systematik der Lehrgegenstände vor, die der Dreiteilung von a. vergeschlechtlichten Fachkulturen in MINT, b. implizit und explizit Gender-adressierenden Wissensbeständen und Paradigmata der MINT-Fächer und c. vergeschlechtlichten Artefakten und Produkten der MINT-Fächer folgen. Darauf folgend beschreibt sie dann detailliert ihr Lehrforschungskonzept, das Studierenden und Graduierenden

ermöglicht, in Kenntnis der erwähnten dreigliedrigen Gendertheoriefelder a, b und c und mittels eines ausgeklügelten mehrphasigen Reflexions- und Einarbeitungsprozesses ihre eigenen MINT-Projekte gendertheoretisch fundiert neu auszurichten und praktisch durchzuführen. Die Fallbeispiele reichen von Arbeiten aus den Bereichen Maschinenbau und Stadtplanung als Exempel für zu überwindende maskulinisierende oder geschlechtersegregierende Fachkulturen (Aspekt a) über Projekte in den Klimawissenschaften, der Landschaftsarchitektur oder der Informatik, die in ihren problematischen epistemischen Ausrichtungen neu organisiert werden mussten (Aspekt b), bis zu Audiokommunikationstechnik, Medizintechnik und Landschaftsarchitektur, deren bisherigen vergeschlechtlichten Artefakten neue, an Gender- und Diversityaspekten orientierte Technik- und Raumentwicklungen entgegengesetzt wurden (Aspekt c).

[51] Ähnlich wie die Biologin Ruth Müller mit ihrer gendertheoretisch angeleiteten Studie zu Epigenetik über konkrete Fachvorschläge zur Veränderung von Konzepten und Forschungszugriffen aktiv in die biologische Forschung interveniert, gelingt auch der Physikerin Petra Lucht mit ihrem fachimmanent adaptierten sozialwissenschaftlich informierten Gender-Lehrprogramm eine nachhaltige Intervention in ingenieurwissenschaftliche Geschlechterpolitiken und fachliche Praxis sowohl in der Lehre als auch in der Forschung und Entwicklung. Der Genderaspekt stellt auch hier nicht einfach ein Supplement dar, das den natur- und technikwissenschaftlichen Projekten hinzugefügt wird, um Geschlecht in MINT ‚hinein zu bringen'. Vielmehr führen die Interventionen von Müller und Lucht vor Augen, dass eine Integration von Gender- und Diversityaspekten mit umfassenden Neukonzeptionen der Theorie und Praxis dieser Fächer einhergeht, die nur auf der Basis fundierter Theoriekenntnisse und Analysefertigkeiten der Genderforschung gelingen kann.

4. Kulturelle Repräsentationen von vergeschlechtlichten Körpern und Dingen

[52] Die in dieser Rubrik versammelten Beiträge beschäftigen sich mit dem Verhältnis von Körperlichkeit, Materialität/Materialisierungen und kultureller/künstlerischer Repräsentation. Alle drei Beiträge weisen darauf hin, dass es keine Materialisierung geben kann, die nicht zugleich auch Deutungsprozesse auslöst und damit immer auch auf der Ebene der Repräsentation gelesen werden muss. Darüber hinaus wird die (Rück-)Wirkung kultureller

Repräsentationen auf die Rezipient_innen thematisiert, die dadurch erneut in Materialisierungen sowohl von vergeschlechtlichten Körpern als auch sozialen Strukturen münden. Das Verhältnis zwischen Materialität/Materialisierung und Repräsentation wird anhand unterschiedlicher künstlerischer Ausdrucksformen und Medien untersucht. Im Vordergrund steht dabei dennoch die Frage, auf welche Weise Geschlechterkonstruktion und bestehende -ordnungen künstlerisch de- bzw. re-/konstruiert werden können. Kristina Pia Hofer wendet sich der Materialität von Filmen zu und diskutiert dabei auch Karen Barads Ausführungen zu representationalism. Katharina Rost und Jenny Schrödl untersuchen Theateraufführungen im Hinblick auf die Re- und Dekonstruktion vergeschlechtlichender Aufführungspraxen und nehmen dabei phänomenologisch ausgerichtete theaterwissenschaftliche Diskurse über performance, Leiblichkeit und Materialisierung sowie deren Tendenz zu vermeintlicher Geschlechterneutralität zum Ausgangspunkt ihrer Diskussion. Reisener wiederum analysiert einen Roman vor dem Hintergrund einer kulturwissenschaftlichen Narratologie.

[53] Den unterschiedlichen Ausdrucksformen kultureller Repräsentationen entsprechend verorten sich alle vier Autor_innen in jeweils anderen disziplinären und theoretischen Kontexten der Film-, Theater- und Literaturwissenschaft. Bei Kristina Pia Hofer geht es um Filme als konkrete anfassbare Materialität, die mit einer materialisierten Tonspur ausgestattet sind. In ihrer Analyse filmischer Repräsentationen greift sie auf das Konzept agentieller Schnitte von Karen Barad zurück, um damit einerseits die Filmwissenschaft zu erweitern, andererseits aber auch Barads Ansatz kritisch zu hinterfragen. Bei Katharina Rost und Jenny Schrödl stehen Begriffe von Materialität und Körperlichkeit im Vordergrund, die die Phänomenalität, die sinnliche Erscheinung sowie auch Wirkung von Gegenständen, darstellerischen Performanzen und Prozessen beschreiben. Bei Marius Reiser schließlich steht der Text als Materialisierung einer Kritik an den ökonomischen und vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Verhältnissen im Zentrum der Betrachtung. Dem entsprechend hat auch Materialität und Materialisierung in allen drei Beiträgen eine gänzlich andere Bedeutung.

[54] *Kristina Pia Hofer* geht in ihrem Beitrag der Frage nach, inwiefern "Repräsentation als agentieller Schnitt" zu betrachten sei. Dabei setzt sie sich mit der Kritik Barads am geistes- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten auseinander, nämlich dass dieses durch einen Repräsentalismus geprägt sei, der Repräsentation und Widerspiegelung gleichsetze. Dem widerspricht die

Verfasser_in insofern, als sie Repräsentation als einen Prozess der Bedeutungsherstellung versteht, der dann kulturwissenschaftlich analysiert wird. Dabei geht es um eine kritische Betrachtung der Annahme, man könne die materiellen Dinge und Artefakte nicht selbst untersuchen, sondern eben immer nur deren Repräsentation. Diese Kritik greift Kristina Pia Hofer auf, indem sie sich der Frage widmet, wie die Auffassung einer materiellen agentiellen Welt für die Filmwissenschaft genutzt werden kann. Dafür befasst sie sich mit der Materialität der Tonspur des Exploitationfilms "She-Devils on Wheels" (Herschell Gordon Lewis) und setzt diesen mit der Ebene der bildlich-filmischen Darstellung in Beziehung. Ihr Interesse richtet sich dabei insbesondere auf den Prozess der Bedeutungsbildung im Film und die dabei nachvollziehbaren agential cuts. Auf der Ebene der filmischen Darstellung beinhaltet der Film die Geschichte einer Umkehrung der Geschlechterrollen: Gewalttätige Biker-Frauen behandeln gewalttätige Biker-Männer ebenso objektivierend und gewaltförmig, wie es sonst in Bezug auf das Geschlechterverhältnis umgekehrt unterstellt wird. Die Verfasser_in stellt dabei fest, dass sich diese übersteigerte Darstellung nur auf den ersten Blick als emanzipative Parodie erweist, da die Figuren bei näherer Hinsicht undifferenziert bleiben. Es ist insbesondere die Materialität der Tonspur, die in schlechter Qualität mit Rauschen und anderen Störgeräuschen sowie der Hörbarkeit des An- und Ausschaltens den potentiell emanzipativen Charakter untergräbt, obwohl sie nicht absichtlich als Stilmittel eingesetzt wurde. Dies zeigt sich beispielsweise daran, dass die Stimme der Anführerin oder anderer wichtiger Protagonistinnen durch die Störgeräusche teilweise nicht verstanden werden können. Durch den schlechten Ton wird die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, die Protagonist/innen zu verstehen. Dem Ton kommt dadurch, dass um das rein akustische Verstehen gerungen werden muss, eine quasi haptische Qualität zu, der sich Rezipient_innen nur schwer entziehen können. Eben daraus ergibt sich für Kristina Pia Hofer die materielle Bedeutung und Eigenlogik der Tonspur. Die Verfasser_in kommt zu dem Schluss, dass sich die Zusammenführung von filmischer Analyse und den von Barad eröffneten Perspektiven lohnt. Daher versteht sich dieser Artikel auch als Plädoyer für das Hinhören bei der Filmanalyse

[55] *Katharina Rost und Jenny Schrödl* behandeln in ihrem Beitrag "Körperlichkeit, Materialität und Gender in Theater und der Theaterwissenschaft" die Interdependenz dieser drei Momente auf der Bühne sowie in der theoretischen Reflexion. Der Materialität wurde vor allem im Zuge des performative turn eine größere Bedeutung zugemessen, die sich auf einen im Raum bewegenden Körper, ein flüchtiges Moment also, bezieht. Bei "Körperlichkeit" geht

es in der Theaterwissenschaft immer um zwei Bedeutungen: um den Köper als konkretes Leib-Sein und den Körper als Medium der Repräsentation, als Zeichen. Der Performativitätsdiskurs in der Theaterwissenschaft allgemein priorisiert das Phänomenale und die Einmaligkeit und marginalisiert die Kategorie Gender. Eben hier setzt das Interesse der Verfasser_innen ein, die das Geschlecht als dritte Komponente berücksichtigt sehen möchten. Sie verfolgen es in ihrem Beitrag anhand von drei Darstellungspraktiken: dem Cross-Dressing, der Nacktheit und der Affektion der Dinge. Cross-Dressing geht nicht selten mit stereotypen Geschlechterdarstellungen einher. Die Autor_innen führen jedoch Beispiele an, bei denen bestimmte geschlechtlich konnotierte Eigenschaften wie Stärke oder Sanftmut so eingesetzt werden, dass sie vergeschlechtlichte Stereotype überwinden und ihnen entgegenwirken.

[56] In ähnlicher Weise kann Nacktheit emanzipative Wirkungen entfalten. Denn obwohl durch die Nacktheit der Körper das Geschlecht fraglos zu sein scheint, stellt sie Körperideale in Frage, wenn Darsteller_innen diesen Idealen eben nicht entsprechen und dennoch selbstbewusst auftreten. Bei der Affektion der Dinge geht es um die Begegnung von Darsteller_innen mit Gegenständen auf der Bühne. Geschlecht wird dabei in der Art des Umgangs mit diesen Gegenständen hergestellt. Diese kann ebenso auf weiblich als auch männlich codierte Weise geschehen. Dabei werden – zum Beispiel beim Zerquetschen von Orangen oder dem Umwerfen von Wänden – in erster Linie Energien und Kräfteverhältnisse wahrnehmbar, so dass die Darsteller_innen in ihrer Körperlichkeit eben dadurch vergeschlechtlicht interpretiert werden können – unabhängig davon, ob es sich um drag handelt oder nicht. Die Affektion geschieht, indem die Körperlichkeit mit der Materialität der Gegenstände verbunden wird, die eine eigenständige agency entwickeln und auch die Zuschauer mit einbeziehen, die durch Gerüche, spritzendes Wasser u.ä. buchstäblich berührt werden.

[57] *Marius Reisener* zeigt in "Männer-Zirkel. Scheiternde Formen ökonomisierten und vergeschlechtlichten Erzählens in Gottfried Kellers 'Martin Salander'", wie Gottfried Keller gesellschaftliche Materialisierungen von Geld und Geschlecht in seinem letzten Roman verarbeitet. Methodisch folgt Reisener einer kulturwissenschaftlichen Theorie, deren Ausgangspunkt der performative turn ist und die den Anspruch erhebt, zu einer gendered narratology zu führen. Diese beinhaltet die Identifikation der Rezipient_innen mit den spezifisch sozial situierten Lebensgeschichten der Protagonist_innen und deren potenzielle Rückwirkung auf gesellschaftliche gesellschaftlicher Verhältnisse. Er geht davon aus, dass Geschlecht nicht per se besteht, sondern erst durch die

performance des Textes, also der Erzählstrukturen Kellers hergestellt wird. Denn diese, so Reisener, ermöglichen auch entsprechende Wahrnehmungen und Identitätskonstruktionen bei Rezipient_innen. In seiner Analyse fokussiert Reisener das im Roman beschriebene Stagnieren und Scheitern der Protagonist/innen, das Keller dem im 19. Jahrhundert virulenten "Progressivitätsimperativ" entgegensetzt. Keller bettet die Erzählung u.a. in ökonomische Umbrüche seiner Zeit ein und beschreibt die unterschiedlichen Umgangsweisen mit und Positionierungen der Protagonist/innen zum Medium Geld und zur Wirtschaft. Martin Salander, dessen Leben als tugendhafter Geschäftsmann und Familienvater über drei Jahrzehnte hin erzählt wird, steht im Zentrum des Romans. Um seine Lebensgeschichte ranken sich andere Lebensverläufe von mehr oder weniger betrügerisch und kriminell agierenden Figuren. Reisener untersucht, wie der Zusammenhang zwischen dem im Zuge des Kapitalismus zunehmend abstrakter werdenden Geld – als Krisenmoment der Moderne (Braun 2012) – und der Naturalisierung von Geschlecht von Keller erzählerisch einerseits entfaltet, andererseits aber auch dekonstruiert wird. Seiner Untersuchung liegen kulturtheoretische sowie sozialwissenschaftliche Arbeiten zu Männlichkeit als kontinuierlichem Konstruktionsprozess, von dem Verhältnis zwischen Männlichkeit und Geld sowie zur Somatisierung zugrunde, die hier durch die Kleidung der Protagonist/innen eingeführt wird. Materialität spielt daher auch in der Herstellung unterschiedlicher Bedeutungsebenen im Roman eine herausragende Rolle. Die im 19. Jahrhundert übliche Erzählung von Ideal-Biographien erweitert Keller durch die Darstellung fiktiver Subjektivierungs- und Dissoziationsprozesse, die er mittels innerer Monologe Salanders darstellt. In ihnen werden die verschiedenen Lebensentwürfe der Romanfiguren in der kapitalistischen Gesellschaft zusammengeführt. Bei Salander, der nicht dazu in der Lage ist Verbindungen herzustellen, führen diese – als Ausdruck des krisenhaften Charakters – letztlich zu einer regressiven, sich dem Progressivitätsimperativ verweigernden Einstellung.

Endnoten

1 https://www.gender.hu-berlin.de/de/veranstaltungen/fgkeg/grafikenunddateien/fg_2016_programmflyer/at_download/file

2 Einen genaueren Eindruck vom inhaltlichen Spektrum der insgesamt 45 Vorträge vermittelt die Abstracs der Tagung: 2 https://www.gender.hu-berlin.de/de/veranstaltungen/fgkeg/fg/abstracts-fg/abtracts_fg2016_gesamt sowie https://www.fg-gender.de/tagungen-und-workshops/2016-materialitaten-und-geschlecht/

3 MINT = Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technikwissenschaften

Literaturverzeichnis

Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.) (2008): Material Feminisms. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

Barad, Karen (2007): Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham, London: Duke University Press.

Bath, Corinna/Bauer Yvonne/Bock von Wülfingen, Bettina/Saupe, Angelika/Weber, Jutta (Hg.) (2005): Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper. Bielefeld: transcript Verlag.

Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (2013): Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen. Münster, Berlin: LIT Verlag.

Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (Hg.) (2017): Verantwortung und Un/Verfügbarkeit. Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bennett, Jane (2010): Vibrant Matter. A Political Ecology of Things. Durham, London: Duke University Press.

Braun, Christina von (2012): Der Preis des Geldes. Eine Kulturgeschichte. [4. Auflage] Berlin: Aufbau.

Coole, Diana/Frost, Samantha (Hg.) (2010): New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics. Durham, London: Duke University Press.

Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (Hg.) (2012): New Materialism. Interviews & Cartographies. Ann Arbor: Open Humanities Press.

Ellenzweig, Sarah/Zammito, John H. (Hg.) (2017): The New Politics of Materialism. History, Philosophy, Science. London: Routledge.

Ellmeier, Andrea/Ingrisch, Doris/Walkensteiner-Preschl, Claudia (Hg.) (2015): Körper/Denken: Wissen und Geschlecht in Musik Theater Film. Wien: Böhlau.

Ellmeier, Andrea/Ingrisch, Doris/Walkensteiner-Preschl, Claudia (Hg.) (2016): Kunst/Erfahrung. Wissen und Geschlecht in Musik Theater Film. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Goll, Tobias/Keil, Daniel/Telios, Thomas (Hg.) (2014): Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus. Münster: edition assemblage.

Jung, Julie/Booher, Amanda K. (Hg.) (2018): Feminist Rhetorical Science Studies. Human Bodies, Posthumanist Worlds. Carbondale: Southern Illinois University Press.

Kirby, Vicki (2011): Quantum Anthropologies. Life at Large. Durham, London: Duke University Press.

Löw, Christine/Volk, Katharina/Leicht, Imke/Meisterhans, Nadja (Hg.) (2017): Material turn. Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

Pitts-Taylor, Victoria (Hg.) (2016): Mattering. Feminism, Science and Materialism. New York: New York University Press.

Witzgall, Susanne/Stakemeier, Kerstin (Hg.) (2014): Macht des Materials – Politik der Materialität. Berlin, Zürich: Diaphanes.

Hanna Meißner

Spannungen (aus-)halten.

Das Subjekt materialistischer Gesellschaftstheorie[1]

[1] Die Debatten des *new materialism* stiften Unruhe. Sie werfen erkenntnistheoretische und ethische Fragen auf und stellen die Tragfähigkeit wichtiger gesellschaftstheoretischer Konzepte – ‚gesellschaftliche Strukturen', ‚Kultur', ‚Ökonomie' oder ‚Sprache' – als wesentliche Erklärungsdimensionen für unsere Wirklichkeit in Frage. Ihr Insistieren darauf, dass transformative Wirkmächtigkeit nicht nur oder in erster Linie an menschliches Handeln gebunden werden sollte, stellt meine im *historischen* Materialismus begründete Hoffnung auf emanzipatorische Handlungsfähigkeit menschlicher Subjekte in Frage. Ich halte diese neomaterialistische Kritik anthropozentrischer Prämissen für eine ausgesprochen wichtige Irritation gesellschaftstheoretischer Wissensproduktion, die an Traditionen der Kritik andro- und eurozentrischer Konfigurationen des modernen Subjekts anschließen kann. Angesichts der dramatischen Zuspitzung sozialer, politischer und ökologischer Krisen in unserer historischen Gegenwart erscheint es mir allerdings zugleich notwendig (und ethisch geboten) auf einem emanzipatorischen Potenzial menschlicher Handlungsfähigkeit zu beharren, daran festzuhalten, dass unsere Wirklichkeit in wesentlichen Dimensionen *sozial* konfiguriert ist und diese Sozialität den Horizont politischer Gestaltbarkeit bietet (vgl. Meißner 2015; Cornell/Seely 2016). Nur so lassen sich krisenhafte und zerstörerische Dynamiken als Effekte historischer (und damit politisch gestaltbarer) Macht- und Herrschaftsverhältnisse erfassen – und nicht etwa als unverfügbare (und damit letztlich unausweichliche) versachlichte oder naturalisierte Prozesse.

[2] Mein Anliegen ist es hier, insbesondere mit Bezug auf Karen Barads Arbeiten, Ansatzpunkte herauszuarbeiten, an denen gesellschaftstheoretische und -kritische Wissensproduktion produktiv hinterfragt werden kann. Nicht um diese damit zu verwerfen, sondern um vielmehr durch ein kontinuierliches Ab-Arbeiten (*unworking*) (vgl. Thiele, in Druck) an ihrem (rekonfigurierten) emanzipatorischen Potenzial festhalten zu können. Ich greife diesen Begriff von Kathrin Thiele auf, da *ab-arbeiten* meines Erachtens auf die Praxis einer immanenten Kritik verweist, die (neomaterialistische) Kritik an der anthropozentrischen Hybris des klassischen eurozentrischen Humanismus aufnimmt,

um die spezifische historische Figur des autonomen Subjekts und die mit ihr einhergehende Subjekt-Objekt-Dichotomie als historische Wirklichkeit zu affirmieren und zugleich als Teil des Problems und nicht als Ausgangspunkt erhoffter Lösungen zu fassen. Barads Arbeiten sind dabei insofern interessant, als sie die Infragestellung dieser Dichotomie in die Annahme einer ursprünglichen Ununterscheidbarkeit einbettet. Sie macht damit das Denken über Entitäten und Dinge einem dekonstruktiven Ab-Arbeiten zugänglich und verankert Fragen von Ethik und Verantwortung in einem materialistischen Verständnis der Unausweichlichkeit, das gerade darin begründet ist, dass das verantwortliche Subjekt nicht den Dingen *gegenübersteht*, sondern noch in seiner Konstituierung als Subjekt mit ihnen verwoben ist (vgl. Barad 2010, 265). Zugleich soll mit dem Begriff des Ab-Arbeitens die Schwierigkeit gefasst werden, dass die im *new materialism* formulierte Kritik des Anthropozentrismus letztlich eine Praxis dieses spezifischen menschlichen Subjekts ist – und somit in gewisser Weise eine Paradoxie. Um zu eruieren, wie diese, zunächst als philosophische Problematisierung auftretende Frage der radikalen Immanenz von Wissen und Kritik (vgl. Thiele, in Druck) als praktische Erfahrung im Erkenntnisprozess verfügbar gemacht werden könnte, greife ich Gayatri Spivaks Begriff des *double bind* (2012) auf und bringe ihn in Verbindung mit Karen Barads onto-epistemologischen Überlegungen.

Subjekt/Objekt: Dis/Kontinuitäten statt Dichotomien

[3] Ein wichtiger Topos des *new materialism* ist die Kritik an einem Repräsentationalismus, der beansprucht, über eine passive Materialität die Wahrheit zu sprechen, oder dieser passiven Materialität durch eine Bezeichnung eine bestimmte Form zu geben. Wissen wird im *new materialism* nicht als ein Wissen *über* eine äußere Wirklichkeit, sondern als praktisches Involviertsein in/mit Materialität verstanden (vgl. Barad 2007; Alaimo/Hekman 2008; Coole/Frost 2010). Dies ist in vielen Hinsichten anschlussfähig an feministische Kritiken am souveränen Erkenntnissubjekt, das ‚seinen' Erkenntnisobjekten vermeintlich äußerlich gegenübersteht. Ein zentraler Aspekt dieser Kritik ist die Problematisierung der konstitutiven Dekontextualisierung, die ein individualisiertes Subjekt als souverän erscheinen lässt, indem dessen Abhängigkeiten verleugnet und in hierarchischen Machtverhältnissen an Andere verwiesen werden (vgl. Meißner 2016a). Wie ich im Folgenden argumentieren möchte, sehe ich diese Anschlussfähigkeit insbesondere in Barads Arbeiten,

da sie die Kritik an anthropozentrischen Setzungen als Frage nach spezifischen Modalitäten und Effekten von Grenzziehungen begreift, die in Erkenntnisprozessen unvermeidbar und zugleich immer auch anders möglich sind.

[4] In Texten, die sich einer neomaterialistischen Perspektive zurechnen, verknüpft sich die Kritik am anthropozentrischen Subjekt-Objekt-Dualismus zumeist mit dem Anliegen, die Wirkmächtigkeit des Materiellen anzuerkennen – „to give matter its due" (Coole 2013, 14). Unklar ist aber vielfach, was genau mit solchen „*engagements* with matter" (Hird 2009, 330, Hervorhebung im Original) gemeint ist, was mit *matter* gemeint ist und wer die Akteur*innen sind, die sich in die Auseinandersetzung, den Kontakt, den Dialog mit dieser Materie begeben. Häufig ist in Bezug auf Materie von konkreten *Dingen* die Rede (etwa Flaschendeckel, Plastikmüll, Gene, Kunstwerke oder Roboter), die in ihrer Wirkmächtigkeit anerkannt werden und zu denen andere (weniger hierarchisierte) Beziehungen hergestellt werden sollen. Myra Hird (2009) definiert das Konzept des *engagement with matter* in Abgrenzung zu zwei anderen Konzepten, *critique* und *extraction*. Sie übernimmt diese Typologie von Adrian Mackenzie und Andrew Murphie (2008), die damit unterschiedliche Herangehensweisen der Sozialwissenschaften an die Natur- und Technikwissenschaften erfassen wollen. Der Fokus von *critique* liege darauf, epistemische Regime und normative Ordnungen offen zu legen, die konstitutiv in die Wissensproduktion der Natur- und Technikwissenschaften eingelassen sind. Das Konzept der *extraction* bezeichne eine spezifische Erkenntnispraxis, die wissenschaftliche Begriffe und Konzepte aus den Naturwissenschaften entleiht, um damit philosophische Fragen oder soziale Phänomene zu erfassen. *Engagement*, schließlich, bezeichne Versuche des Dialogs und der Zusammenarbeit mit den Natur- und Technikwissenschaften (Hird 2009, 330f.). Hirds Rückgriff auf diese Typologie zur Bestimmung des Neomaterialismus als *engagement with matter* impliziert also eine bestimmte Konstellation: *Engagement with matter* erscheint häufig als *engagement* der Geistes- und Sozialwissenschaften mit *science and technology* und deren Gegenständen. Akteur*innen sind dabei die Geistes- und Sozialwissenschaften, die sich selbstkritisch eine problematische Vernachlässigung oder gar Verleugnung der *agency* des Materiellen attestieren und über Dialog und Zusammenarbeit mit Natur- und Technikwissenschaften zu einer materialistischen Herangehensweise zu gelangen hoffen. Im Mittelpunkt dieses Anliegens steht die Überwindung von Dualismen (Natur/Kultur, menschlich/nichtmenschlich, Form/Materie), wobei aber die Existenz bestimmbarer Entitäten (Dinge) zumeist implizit vorausgesetzt ist. Es geht um eine Gleichrangigkeit und Interdependenz diskreter Entitäten (Menschen und Dingen) in Netzwerken und um

die (für das menschliche Subjekt) unverfügbare, überraschende oder unerwartete Wirkmächtigkeit von Dingen (vgl. Clare 2016).

[5] Vor diesem Hintergrund sind Barads Arbeiten insofern aufschlussreich, als sie ihre Überlegungen zu einem *engagement with matter* in Debatten der Physik verortet und dabei subatomare Phänomene fokussiert: „subatomic particles *whose being is entangled with agents of observation*" (Clare 2016, 64; meine Hervorhebung). Sie bekommt dadurch in besonderer Weise die konstitutive Verwobenheit von Erkenntnispraktiken und Materialisierungen in den Blick; statt von der Verwobenheit (vorgängig) unterschiedlicher Entitäten auszugehen, fragt nach den *boundary practices*, die Entitäten und deren Relationen zueinander innerhalb eines spezifischen Phänomens hervorbringen. Barad (z.B. 2007, 115ff.) setzt bei einer Kontroverse zwischen Werner Heisenberg und Nils Bohr über die quantenmechanische Interpretation des für die klassische Physik unerklärlichen Phänomens an, dass Materie sowohl Teilchen als auch Welle sein kann. Heisenberg ging mit seiner Konzeption der Unschärferelation davon aus, dass es nicht möglich ist, gleichzeitig Ort und Impuls eines Teilchens zu messen, sondern jeweils nur das eine bestimmbar ist, während über das andere lediglich wahrscheinlichkeitstheoretische Aussagen möglich sind. Bohr hingegen, argumentierte mit seinem Komplementaritätsprinzip, dass es jenseits der Messapparatur keine Teilchen mit bestimmten Eigenschaften (wie Ort oder Impuls) *gibt*. Teilchen mit einem bestimmten Impuls oder einem bestimmten Ort werden im Akt des Messens durch die Messapparatur hervorgebracht.

[6] Wie Barad (z.B. 2007, 19) hervorhebt, begreift Bohr die Unmöglichkeit, Impuls und Ort eines Teilchens gleichzeitig zu bestimmen, nicht vorrangig als ein epistemisches Problem, das durch bessere Apparaturen oder komplexere Berechnungen behoben oder zumindest in Annäherungen abgemildert werden könnte. Vielmehr besage Bohr, dass unterschiedliche Apparaturen unterschiedliche Phänomene konstituieren und werfe so eine *onto-epistemologische* Frage auf, denn das Prinzip der Komplementarität erfasse die für ‚klassisches' (diskrete Einheiten voraussetzendes) Denken kontraintuitive Einsicht, dass sich *gegenseitig ausschließende* Phänomene gleichermaßen möglich/wirklich sein können. Für Barad bietet die Quantenphysik in dieser epistem-ontologischen Interpretation Möglichkeiten, anders über *Dinge* zu denken, indem die Voraussetzung individueller Entitäten durch die Annahme einer vorgängigen Ununterscheidbarkeit ersetzt wird und dadurch Dinge immer nur als *Dinge in Phänomenen* erscheinen können: „Reality is composed not of things-in-themselves or things-behind-phenomena but of things-in-

phenomena“ (Barad 2007, 140). Dieses Verständnis von Phänomenen als „primary ontological units” (ebd.) impliziert nicht nur die konstitutive Verstricktheit von (beobachtendem) Subjekt und (beobachteten) Objekt, es ist darüber hinaus mit der ontologischen Annahme verbunden, dass es keine individuellen Elemente gibt, die den Beziehungen innerhalb eines Phänomens vorausgehen und diesen Beziehungen äußerlich sind.

[7] Für Barad verweist das Bohr'sche, auf den Kontext des (natur-)wissenschaftlichen Labors bezogene, Konzept der Apparatur mit ihren onto-epistemologischen Implikationen allerdings auf die Notwendigkeit einer Anbindung an sozialwissenschaftliche Konzepte und Theorien: „[I]n articulating his notion of apparatus Bohr gestures in a direction that is very much about the social, and yet he does not offer any theoretical understanding of it“ (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 11). Barad fragt also letztlich auch danach, *wer* Erkenntnisapparaturen aufbaut, einsetzt, bedient und anpasst und betrachtet soziale Praktiken als konstitutives Element der Apparate: „Of course, laboratory practices are social practices with particular epistemological stakes. So I looked to social theory for a thicker sense of the social to diffractively read through Bohr's insights.“ (ebd.) Zugleich beharrt sie mit ihrem Konzept des diffraktiven Lesens darauf, dass das Subjekt dem Erkenntnisprozess nicht vorausgeht. Mit ihrer Annahme einer primären Ununterscheidbarkeit stellt sie binäre Unterscheidungen, wie etwa von Subjekt und Objekt oder von Natur und Kultur in Frage: „To begin analysis with the nature/culture dichotomy already in place is to begin too late.“ (Barad 2011, 449)

[8] Was mir wesentlich erscheint, ist, dass Barad solche Dichotomien nicht einfach für ungültig oder überwunden erklärt, sondern die Frage nach den spezifischen Modalitäten und Effekten von Grenzziehung stellt, die Dichotomien hervorbringen – und zwar als eine analytische, politische und ethische Frage: „I use the terms ‚posthumanist' and ‚posthumanism' to mark a commitment to accounting for the boundary practices through which the ‚human' and its others are differentially constituted.“ (Barad 2008, 172) Um eben nicht zu spät mit der Analyse einzusetzen, stellt Barad mit ihrem Konzept des Phänomens als *basic ontological unity* jede eindeutige und vorgängige Unterscheidung (etwa zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem, zwischen Organischem und Nicht-Organischem) in Frage. Zugleich hält sie an einem Verständnis von Objektivität fest: Dinge – separate Entitäten und ihre (Kausal-)Beziehungen zueinander – sind lokale und relationale materialisierte Effekte, die innerhalb eines spezifischen Phänomens durch *agential cuts* her-

vorgebracht werden, „a *local* resolution *within* the phenomenon of the inherent ontological indeterminacy“ (Barad 2003, 815, Hervorhebung im Original). Möglich werden agentielle Schnitte in/durch materiell-diskursive Praktiken einer je spezifischen (Mess-)Apparatur: „Apparatuses enact agential cuts that produce determinate boundaries and properties of ‚entities‘ [...].“ (Barad 2007, 148). Diese agentiellen Schnitte bringen aber nicht einfach lokal und situiert unterscheidbare Differenzen und Beziehungen hervor, sondern sind als ein „[c]utting together-apart“ (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 20) zu begreifen, als Vorgang, der die Ununterscheidbarkeit lokal auflöst und sie zugleich in der Trennung aufhebt: „the enactment of an agential cut together with the entanglement of what‘s on ‚either side‘ of the cut since these are produced in one move“ (ebd.).

[9] Barads Insistieren darauf, dass die soziale Dimension der Apparate von Bedeutung ist, ist unmittelbar mit ihrem dezidiert politischen Verständnis von Wissen verbunden; es geht ihr um „the possibilities of making a better world, a livable world, a world based on values of co-flourishing and mutuality“ (Barad 2011, 450). Sie hält also an einem politisch-emanzipatorischen Verständnis von Wissen fest, das einfache Gegenüberstellungen von Humanismus und Posthumanismus oder von Anthropozentrismus und radikal flachen Ontologien fragwürdig erscheinen lässt und einer „more complex topology than a kind of level playing field of objects and subjects“ (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 12) bedarf. Ihre Argumentation operiert dabei in einem Spannungsverhältnis, denn sowohl Akteur*in als auch Adressat*in des politischen und ethischen Appels an eine notwendige Infragestellung von binären Grenzziehungen zwischen Kultur und Natur, Mensch und Nichtmensch, Subjekt und Objekt ist ein ‚we‘, das ich, aufgrund meiner Situiertheit in einer epistem-ontologischen Ordnung, in der der Mensch besondere Gestaltungsmacht und -verantwortung beansprucht und somit auch *politisch-emanzipatives* Handeln als spezifische Möglichkeit materiell-diskursiver Praktiken erscheinen kann (vgl. Meißner 2015), zunächst nur als Referenz auf menschliche Subjekte des Wissens lesen kann. Barads politisches Verständnis von Wissen, der ethische Imperativ, durch Wissensproduktion zu einer besseren Welt beizutragen, knüpft somit an das Erbe von Humanismus und Aufklärung an – diese stellen die historischen Bedingungen der Möglichkeit eines solchen Verständnisses dar, indem sie das Werden der Welt als eine menschliche Gestaltungsaufgabe erscheinen lassen und damit eine ethische Verantwortung im Hinblick auf gestaltendes Eingreifen formulierbar machen. Barad selbst nimmt eine solche dezidierte historische Situierung ihres eigenen Denkens

nicht vor und operiert mit einem weitgehend unspezifizierten Begriff des Menschen. In ihren theoretischen Bezügen, etwa zu Michel Foucault oder Jacques Derrida, ist die Frage nach der historischen Figur des spezifischen menschlichen (Erkenntnis-)Subjekts, nach den sozialen, kulturellen, epistemischen Grenzziehungen, die diese bestimmte Figur des Menschen hervorbringen, allerdings durchaus angelegt und anschlussfähig.

[10] In meinen Augen können Beiträge des *new materialism* gerade dann unruhestiftend wirksam werden, wenn sie das Erbe von Humanismus und Aufklärung explizit aufgreifen und sich dadurch situieren – um daraus die Möglichkeiten zu schöpfen dieses Erbe aus einer Position der Immanenz abzu arbeiten. Barads Arbeiten sind dabei in zweierlei Hinsicht interessant. Sie können zwar im Sinne Hirds als *extraction* gelesen werden, also als Ansinnen, Konzepte der Quantenphysik für philosophische Fragen und soziale Phänomene nutzbar zu machen – oder gar als Möglichkeit, philosophische Theoreme durch empirische Beweise zu ‚bestätigen' (vgl. Barad 2010). Demgegenüber sehe ich das Interessante an ihnen jedoch eher umgekehrt darin, dass Barads onto-epistemologische Überlegungen deutlich machen, inwiefern geistes- und sozialwissenschaftliches Wissen für (ethische) Fragen naturwissenschaftlicher Praxis von Bedeutung ist – und zwar als *Fachwissen* im Forschungs- und Erkenntnisprozess selbst und nicht als Instrumentarium zur nachträglichen Bewertung von vermeintlich neutralen wissenschaftlichen Fakten (vgl. Fitsch/Meißner 2017). Auf diese Weise steht die Grenzziehung zwischen naturwissenschaftlichem und geistes- und sozialwissenschaftlichem Wissen zur Disposition, ohne jedoch (im Hier und Jetzt) als ungültig oder sinnlos erklärt zu werden. Barads grundsätzliche epistem-ontologische Überlegungen können dann wiederum dazu beitragen, unsere, auch in geistes- und sozialwissenschaftlichen Theorien und Konzepten eingelagerte Vorstellungen von Kausalität und Effekten zu rekonfigurieren und jeden „overarching sense of temporality, of continuity" (Barad 2010, 240) zu verunsichern. Ein Effekt ist in diesem Sinn nicht das Ergebnis einer linearen Kausalkette, sondern eine lokale Materialisierung, die durch agentielle Schnitte hervorgerufen wird, die etwas (ein Phänomen mit spezifischen Entitäten und deren Beziehungen) wirklich und verfügbar werden lassen, indem sie zugleich anderes ausschließen und unverfügbar machen (*cutting together-apart*). Materialisierungen sind daher nur in lokaler Bedingtheit möglich und gehen mit einer grundlegenden, durch die konstitutive Verschränkung von Un/Verfügbarkeit bedingten Instabilität einher: „Scenes never rest, but are reconfigured within, dispersed across, and threaded through one another. The hope is that what comes across in this dis/jointed movement is a felt sense of différance,

of intra-activity, of agential separability – differentiatings that cut together/apart“ (Barad 2010, 240, Hervorhebung im Original).

Materie als das Un/Verfügbare: Materialismus ohne Substanz

[11] Was kann nun also ein *engagement with matter* bedeuten, wenn es weiterhin als ein *engagement* aus der Perspektive menschlicher Subjekte gedacht wird und matter nicht unmittelbar *Dinge* bezeichnet? An anderer Stelle habe ich im Anschluss an Jacques Derrida vorgeschlagen, zwischen konkreten *Materialisierungen* (materiell-semiotischen Phänomenen) und einem Begriff von Materie zu unterscheiden, der eine analytische Differenz zum Begriff der Bedeutung oder des Soziokulturellen markiert (vgl. Meißner 2016b). Materie würde in diesem Sinne auf das verweisen, was in einem Phänomen nicht in Erscheinung tritt und zugleich aber nicht abwesend ist: „[L]ess a negated presence, than ‚something' (nothing, indeed, in the form of presence) that deviates from the opposition presence/absence (negated presence), with all that this opposition implies“ (Derrida 1981: 95). Materie ließe sich so als Begriff fassen, der das *Unverfügbare* bezeichnet: das, was für jedes Involviertsein, jedes Wissen, jede Bedeutung grundlegend ist und sich zugleich diesem Involviertsein, diesem Wissen, dieser Bedeutung entzieht. Dieser dekonstruktive Zugang zu ‚Materialität' findet ein Echo in Barads Lesart von Bohrs Komplementatitätsprinzip: „Every concept is haunted by its mutually constituted excluded other.“ (Barad 2010, 253) Was bei Derrida jedoch explizit deutlich wird, ist, dass dieser Ausschluss, diese Unverfügbarkeit, im Kontext einer spezifischen philosophischen Opposition (*presence/absence*) zu verstehen ist. Das Entziehen, das *Unverfügbarsein* des nicht-präsenten und zugleich nicht-abwesenden Anderen ist immer nur im Hinblick auf eine Instanz zu denken, die (sich) etwas verfügbar machen will. Ontologische Fragen verweisen insofern auf ein wissendes oder repräsentierendes Subjekt, das diese Fragen in bestimmter Weise stellt und zu beantworten sucht. Dieses Subjekt ist aber einer dekonstruktiven Verunsicherung unterworfen, da in seinem Wissen (in seinen Repräsentationen) das Unverfügbare notwendigerweise enthalten ist und dieses Wissen immer instabil und unvollständig macht.

[12] Mit Barads Begriff des *cutting together-apart* lässt sich erfassen, dass die Verfügbarmachung von Welt zugleich Unverfügbares hervorbringt, das aber auch ‚in' oder ‚von' dieser Welt ist (vgl. Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 19f.). Für das Anliegen, in Beziehungen zu Materie zu treten, die nicht eine Äußerlichkeit von Subjekt und Objekt voraussetzen und immer wieder

bestätigen, ist diese dekonstruktive Herangehensweise, die Materie als konstitutive Bedingung jeder Bedeutung (Messung, Beschreibung) setzt, interessant. In der epistemischen Ordnung, in der ein Subjekt sich über Bedeutung (Messung, Beschreibung) die materielle Welt zugänglich und verfügbar zu machen sucht, ist jeder Versuch einer Bedeutungszuschreibung immer ein Akt der Repräsentation durch ein spezifisch situiertes Subjekt. Zugleich erscheint die Bedeutungszuschreibung notwendigerweise als instabil, da sie auf unverfügbarem Anderen beruht, das sie niemals voll zugänglich machen kann. Der Fokus richtet sich damit auf das Subjekt der Erkenntnis, das selber jedoch als relationaler Effekt erscheint: „Who is this ‚I' that would attempt to narrate my research trajectory? [...W]hat material forces were contributing to the reiterative materialization of this ‚I'?" (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 11) Wie Spivak hervorhebt, ist eine solche radikale Befragung des (Erkenntnis-)Subjekts in Derridas Arbeiten mit einer historischen Situierung verbunden und somit in ihrer Immanenz zu verstehen, die immer eine gewisse Unverfügbarkeit impliziert: „[T]he project of grammatology is obliged to develop *within* the discourse of presence. It is not just a critique of presence but an awareness of the itinerary of the discourse of presence in one's *own* critique, a vigilance precisely against too great a claim for transparency" (Spivak 1988: 293, Hervorhebung im Original). Durch diese radikale Situierung kann das im agentiellen *cutting together-apart* implizierte *othering* als *historisches* Phänomen präzisiert werden: Derrida „articulates the *European* Subject's tendency to constitute the Other as marginal to ethnocentrism and locates *that* as the problem with all logocentric and therefore also all grammatological endeavors […]. *Not* a general problem, but a *European* problem." (Ebd., Hervorhebung im Original)

[13] Damit sind soziale Dimensionen von Materialisierungen (nicht zuletzt Machtverhältnisse) angesprochen: historische Bedingungen, die die Verhältnisse des *engagement with matter* als spezifische (hierarchische) Verhältnisse von (Erkenntnis-)Subjekt und (menschlichen und nichtmenschlichen, organischen und nichtorganischen) Anderen konstituieren. Damit wird auch deutlich, dass die in neomaterialistischer Kritik an anthropozentrischen Setzungen in den Fokus gerückte In/Differenz von Menschlichem und Nichtmenschlichem problematisch wird, wenn nicht präzisiert wird, welche spezifische Figur des Menschlichen (der *europäische* Mensch) in dieser Differenz impliziert ist und in welchen Macht- und Herrschaftsverhältnissen diese Figur als Erscheinungsform *des Menschen* auftreten konnte. Für Möglichkeiten emanzipatorischer Transformation von Macht- und Herrschaftsverhältnissen unserer Gegenwart ist eine Wissensproduktion, die darauf angelegt ist, diese

Verhältnisse als Effekte sozialer Strukturen und Formen sichtbar zu machen, insofern unverzichtbar. Zugleich aber ist dieses Wissen als radikal situiertes Wissen zu begreifen. Es macht, aufgrund seiner eigenen Verstricktheit in die Bedingungen, bestimmte Zusammenhänge erkennbar, indem es dabei zugleich anderes nicht erkennbar werden lässt. In gewisser Weise ist die für sozialwissenschaftliche Theorien formulierte Einsicht von Noel Castree, dass „bringing something into view depends on the active displacement and marginalization of other things to which they are connected“ (Castree 1996, 49) direkt anschlussfähig an Barads Interpretation von Bohrs Komplementaritätsprinzip, die auf „the necessary mutual exclusions that are constitutive of phenomena“ (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012, 14) verweist. In der Sensibilität für das, was im eigenen Denken nicht denkbar, aber dennoch als konstitutives Moment wirksam ist, liegt eine grundlegende Spannung, der das erkennende Subjekt nicht entkommen kann.

Double Bind: Spannung (aus-)halten

[14] Die Annahme, dass es in unserer historischen Gegenwart notwendig – politisch adäquat und ethisch geboten – ist, daran festzuhalten, dass das, was ist, in ganz entscheidenden Dimensionen historisch geworden und daher politisch gestaltbar ist, steht in einer Spannung zur Annahme, dass ein Wissen über solche sozialen Zusammenhänge auf problematischen und instabilen Prämissen beruht und notwendiger Weise unvollständig ist. Die (moderne) Figur des menschlichen Subjekts, das ein bestimmtes Wissen über die eigenen Bedürfnisse und Motive einerseits sowie über strukturelle Zusammenhänge andererseits erlangen kann, das Probleme identifizieren und Ziele formulieren und geeignete Mittel bestimmen kann, wie diese zu erreichen sind, ist etwas, das wir nicht nicht begehren können: „I think ‚we‘ – that crucial material and rhetorical construction of politics and of history – need something called humanity. It is that kind of thing which Gayatri Spivak called ‚that which we cannot not want‘“ (Haraway 2004, 49). Die Möglichkeit, politische und ethische Fragen aufzuwerfen und (gezielte) Transformationen zu besseren (weniger gewaltsamen) Verhältnissen anzustreben, sind (in unserer historischen Gegenwart) konstitutiv mit dieser (in historischen und politischen Verhältnissen materiell und rhetorisch konstruierten) Figur des Menschlichen verbunden. Diese Figur eröffnet (im Sinne eines historischen ‚Ermöglichungsdispositivs‘, vgl. Meißner 2015) epistemische Räume, in denen Handlungsmacht und -verantwortung gegenüber vermeintlich naturwüchsigen Dynami-

ken konzeptualisiert und verallgemeinerte Ansprüche auf Würde und Gerechtigkeit formulieren werden können. Zugleich ist diese Figur des Menschlichen als Hoffnung emanzipatorischer Projekte jedoch eine schwierige und gefährliche Figur. Es ist eine Figur, die eine Spannung zwischen gegensätzlichen Forderungen halten muss: Zum einen geht es darum, an der Hoffnung auf eine emanzipatorische Gestaltbarkeit von Sozialität festzuhalten und zugleich anzuerkennen, dass es keine einheitliche, in universeller Wahrheit fundierbare Formulierung konkreter Maßstäbe und Ziele geben kann, dass sich die Heterogenität der Welt immer einer solchen Gestaltung entziehen wird. Zum anderen steht das Subjekt (sozial-)wissenschaftlicher Erkenntnis vor der Herausforderung, sich selbst als Teil des Problems und als Erkenntnishindernis zu begreifen.

[15] In ihrem Buch „An Aesthetic Education in the Era of Globalzation", schlägt Spivak (2012) den Begriff des *double bind* vor, um epistemische Räume zu erfassen, die produktiv werden können, sofern wir gewillt sind, ungelenk und unbehaglich in ihnen zu verharren, statt zu versuchen, sie so schnell als möglich zu verlassen (vgl. Huddleston 2015). Auch hier ließe sich genauer gesagt von einer epistem-ontologischen Frage sprechen, da Spivak deutlich macht, dass die Spannung, in der das Subjekt steht, nicht allein auf ein philosophisches Problem verweist, sondern als materielle Erfahrung zu begreifen ist:

> [16] „When we find ourselves in the subject position of two determinate decisions, both right (or both wrong), one of which cancels the other, we are in an aporia which by definition cannot be crossed, or a double bind. It is not a logical or philosophical problem like a contradiction, a dilemma, a paradox, an antinomy. It can only be described as an experience. It discloses itself in being crossed. For, as we know every day, even supposedly not deciding, one of those two right or wrong decisions gets taken, and the aporia or double bind remains. Again, it must be insisted that this is the condition of possibility of deciding. In the aporia or the double bind, to decide is the burden of responsibility. The typecast of the ethical sentiment is regret, not self-congratulation." (Spivak 2012, 104f.)

[17] In dieser Passage sehe ich interessante Resonanzen mit Barads Interpretation von Bohrs Prinzip der Komplementarität und ihrem Insistieren auf Un/Bestimmtheit. Die Subjektposition, die ‚wir' (Teilnehmer*innen an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen) erben, nötigt uns Entscheidungen zu treffen – agentielle Schnitte vorzunehmen. Diese Entscheidungen sind in einem fundamentalen Sinn weder richtig noch falsch – oder sie sind sowohl richtig als auch falsch. Wir sind jedoch verantwortlich für unsere Entscheidungen. Sowohl Spivak als auch Barad verweisen auf diese Verantwortung, aber beide rekonfigurieren dabei diesen Begriff: Verantwortung beruht nicht

auf einem rationalen Imperativ, sich selbst und Andere/s zu erkennen (identifizieren) und zu kontrollieren, sondern ist vielmehr auf die Fähigkeit bezogen, auf Andere/s – auch Unverfügbares – antworten zu können. Und diese Fähigkeit, so machen sowohl Barad als auch Spivak in ihren unterschiedlichen Feldern deutlich, kann nur in der Erfahrung einer fundamentalen Relationalität von Selbst und Anderen entstehen. Die Fähigkeit, verantwortungsvoll zu antworten ist also etwas, das erarbeitet werden muss, etwas dass wir erlernen müssen, indem wir die Verluste, die mit unseren Entscheidungen einhergehen, wahrnehmen, bei ihnen verharren und sie aus der unbehaglichen ethischen Haltung des Bedauerns zum Anlass nehmen, unsere Subjektivierungspraktiken im Erkenntnisprozess neu zu erfinden: „learning the double bind – not just learning about it" (Spivak 2012, 1).

[18] Emanzipatorische Handlungsfähigkeit und politische Gestaltung könnten so im Sinne von Interventionen gefasst werden, die nicht bestimmte Ziele zu erreichen beanspruchen, sondern die in – gezielten – Versuchen bestehen, Willkür in Schach zu halten (vgl. Haraway 1991) und weniger gewaltsame Lebensmöglichkeiten zu schaffen (vgl. Butler 2009). Politische Gestaltung ist insofern ein Prozess der notwendig daran scheitert je ein endgültiges Ziel zu erreichen; es ist vielmehr ein offener (und behutsamer) Prozess, dessen Forderungen und Ziele immer darauf befragt werden, um welchen Preis und auf wessen Kosten sie formuliert werden und wer oder was in diesem Prozess nicht gehört oder wahrgenommen wird oder werden kann. In Barads Worten: „There are no solutions; there is only the ongoing practice of being open and alive to each meeting, each intra-action, so that we use our ability to respond, our responsibility, to help awaken, to breathe life into ever new possibilities for living justly" (Barad 2007, x).

[19]Die Diskussionen des *new materialism* können dazu beitragen, an Praktiken des Wissens als Involviertsein in Materialitäten zu arbeiten, an Möglichkeiten des offenen Antwortens auf unverfügbare/s Andere/s. Der *historische* Materialismus macht wiederum deutlich, dass es in unserer historischen Gegenwart notwendig ist, soziale Bedingungen (etwa die kapitalistische Produktionsweise) in den Blick zu nehmen, die uns als menschliche Subjekte in einer Weise konstituieren, die eine solche Offenheit gegenüber (unverfügbaren) Anderen systematisch beeinträchtigt oder gar unmöglich macht. Es gilt also die Spannung zu halten, zwischen dem Anliegen, Bedingungen zu benennen, die gestaltet werden sollten, und dem Anliegen, an Praxen zu arbeiten, die

auf Kontingenz und Potenzialität, auf das, was noch nicht ist, antworten können, und dadurch bestehende Ziele und Vorstellungen immer wieder in Frage stellen.

Endnoten

[1] Ich danke zwei anonymen Gutachter*innen und der Redaktion für kritische Nachfragen und hilfreiche Kommentare.

Literaturverzeichnis

Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.) (2008): Material Feminisms. Bloomington; Indianapolis: Indiana University Press.

Barad, Karen (2011): Erasers and erasures: Pinch's unfortunate ‚uncertainty principle'. In: Social Studies of Science 41 (3), 443-454.

Barad, Karen (2010): Quantum Entanglements and Hauntological Relations of Inheritance: Dis/continuities, SpaceTime Enfoldings, and Justice-to-Come. In: Derrida Today 3 (2), 240-268.

Barad, Karen (2008): Living in a Posthumanist Material World. Lessons from Schrödinger's Cat. In: Smelik, Anneke/Lykke, Nina (Hg.): Bits of Life. Feminism at the Intersections of Media, Bioscience, and Technology. Seattle, London: University of Washington Press, 165-176.

Barad, Karen (2007): Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning. Durham, London: Duke University Press.

Barad, Karen (2003): Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society 28 (3), 801-831.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Castree, Noel (1996): Invisible Leviathan: Speculations on Marx, Spivak, and the Question of Value. In: Rethinking Marxism. A Journal of Economics, Culture & Society 9 (2), 45-78.

Clare, Stephanie (2016): On the Politics of ‚New Feminists Materialisms'. In: Pitts-Taylor, Victoria (Hg.): Mattering: Feminism, Science and Materialism. New York, London: NYU Press, 58-72.

Coole, Diana (2013): Agentic Capacities and Capacious Historical Materialism. Thinking with New Materialisms in the Political Sciences. In: Millennium – Journal of International Studies 41 (3), 451-469.

Coole, Diana/Frost, Samantha (2010): New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics. Durham: Duke University Press.

Cornell, Drucilla/Seely, Stephen D. (2016): The Spirit of Revolution. Beyond the Dead Ends of Man. Cambridge, Malden MA: Polity Press.

Derrida, Jacques (1981): Positions. Chicago: University of Chicago Press.

Fitsch, Hannah/Meißner Hanna (2017): Das An- und Fürsich apparativer Sichtbarmachungen. Ein historisch-kritischer Blick auf digitale Materialität. In: BEHEMOTH. A Journal on Civilisation 10 (1), 74-91.

Haraway, Donna (2004): Ecce Homo, Aint (Ar'n't) I a Woman, and Inappropriate/d Others. The Human in a Post-Human Landscape. In: Haraway, Donna. The Haraway Reader. New York, London: Routledge, 47-61.

Haraway, Donna (1991): Cyborgs at Large: Interview with Donna Haraway. (Constance Penley and Andrew Ross). In: Penley, Constance/Ross, Andrew (Hg.): Technoculture. Minnea-polis, Oxford: University of Minnesota Press, 1-20.

Hird, Myra (2009): Feminist Engagements with Matter. In: Feminist Studies 35(2), 329-346.

Huddleston, Gabriel (2015): An Awkward Stance. On Gayatri Spivak and Double Binds. In: Critical Literacy: Theories and Practices 9 (1), 17-28.

Juelskjær, Malou/Schwennesen, Nete (2012): Intra-active Entanglements – An Interview with Karen Barad. In: Kvinder, Køn & Forskening. 1-2, 10-23.

Mackenzie, Andrian/Murphie, Andrew (2008): The Two Cultures Become Multiple? Sciences, Humanities, and Everyday Experimentation. In: Australian Feminist Studies 23 (55), 87-100.

Meißner, Hanna (2015): Gesellschaftstheoretische Wissensproduktionen: Performative Visualisierungen und denken des Un/Möglichen. In: Völker, Susanne/Amacker, Michèle (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 200-216.

Meißner, Hanna (2016a): Freiheit in konstitutiver Angewiesenheit. In: Grubner, Barbara/Birkle, Carmen/Henninger, Annette (Hg.): Feminismus und Freiheit. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 196-212.

Meißner, Hanna (2016b): New Material Feminisms and Historical Materialism – a Diffractive Reading of Two (Ostensibly) Unrelated Perspectives. In: Pitts-Taylor, Victoria (Hg.): Mattering: Feminism, Science and Materialism. New York, London: New York University Press, 43-57.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Chicago: University of Illinois Press, 271-316.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2012): An Aesthetic Education in the Era of Globalization. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.

Thiele, Kathrin (i.E.): ‚Was ist Politik?' – Ontologische Un/Verfügbakeiten aus (neo)materialistischer Perspektive. In: Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkhaus, Stefan/Völker, Susanne (Hg.): Verantwortung und Un/Verfügbarkeit – Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Britta Hoffarth

Zur Produktivität von Techniken des Körpers.

Eine Diskussion gouvernementalitätstheoretischer und intersektionaler Zugänge

Einleitung

[1] Im folgenden Beitrag geht es mir darum, verschiedene Perspektiven auf den Körper und ihre jeweilige erkenntnistheoretische Produktivität in ein Verhältnis zueinander zu setzen. Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist, dass das, was je gesellschaftlich unter ‚Körper' verstanden wird, sich erst im Kontext bestimmter Episteme – im Sinne von Wissenssystemen und erkenntnislogischen Perspektiven – materialisiert. Im Beitrag entfalte ich eine Diskussion des Verhältnisses gouvernementalitätstheoretischer und intersektionaler Perspektiven auf den Körper. Letztere verstehe ich als praxeologisch, da sie in spezifischer Weise das Handeln am Körper thematisieren, wie ich im Folgenden ausführen werde. Mit diesen Perspektiven wähle ich für die folgende theoretisch angelegte Untersuchung zwei gegenwärtig prominente Zugänge, die je eigene (macht- bzw. ungleichheits)analytische Werkzeuge bereithalten, um den Körper und das Handeln am Körper zu befragen.

[2] Zunächst entfalte ich einige der Grundgedanken einer gouvernementalitätstheoretischen Analyse. Anschließend bringe ich mit einer Studie des Diskurses über sogenannte kosmetische Chirurgie eine intersektionale Perspektive mit ein. Diese verweist auf die Grenzen eines rein machtanalytischen Zugangs, da sie die Produktivität von Körperpraktiken in einer widersprüchlich verfassten Körperhegemonie hervorhebt.[1]

Regierungen des Körpers

[3] In soziologischen sowie erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Körper werden gegenwärtig Analyseperspektiven präferiert, welche sich insbesondere an Michel Foucault, speziell an seinen subjektivierungstheoretischen Ansatz der Gouvernementalitätsanalyse anlehnen. Das

Erkenntnisinteresse gilt hier Praktiken, in welchen Körper Transformationen erfahren – wie etwa in der Kosmetik, Fitness (vgl. Duttweiler 2003), bei Tätowierungen (vgl. Meyer-Drawe 2010, 204) oder Schönheitsoperationen (vgl. Maasen 2008). Diese Perspektive priorisiert die Bedeutung normativer Steuerungsmomente im Kontext von Körpermodifikationen und ermöglicht damit einen kritischen Einsatz hinsichtlich der Rigidität von Körperordnungen für Subjektivierungsprozesse.

[4] Im Folgenden stehen Foucaults subjekt- und machttheoretische Ideen der Regierung im Zentrum. Noch expliziter geht es mir um die daran anschließenden, sich als gouvernementalitätsanalytisch verstehenden körpersoziologischen Studien. Dennoch möchte ich einige Eckpunkte der Foucaultschen Theorie entfalten, auf welche in den körpersoziologischen Ansätzen wesentlich Bezug genommen wird. In seiner Analyse der Gouvernementalität[2] untersucht Foucault das Verhältnis von Fremd- und Selbstregierung in der Moderne in einer Weise, die nicht von einer zentralen Machtinstanz ausgeht, sondern vielmehr von der Übersetzung von Fremd- in die Selbstregierung der Subjekte. Mit dem Begriff Gouvernementalität benennt Foucault dabei diese konkrete Regierungsform als Verbindung von Selbst- und Fremdführung. Subjektivierung ereignet sich für Foucault (paradoxerweise) in drei Formaten der Objektivierung, in denen Menschen zu Subjekten werden (vgl. Foucault 2005, 240). „Foucaults Untersuchungsinteresse galt der analytischen Trias von Wissensformen, Machttechnologien und Selbstformierungsprozessen" (Lemke 2006, 269), womit Foucault nach eigener Aussage weniger auf die Untersuchung des Problems der Macht als auf die Untersuchung des Subjekts abzielte (vgl. Foucault 2005, 240). Er fokussiert also explizit die Genese moderner Subjektivität. Von „Technologien des Selbst" (Foucault 2007) zu sprechen, eröffnet in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, die Verbindung zwischen der „politischen Regierung" (Lemke 2006, 482) und den „Prinzipien persönlichen Verhaltens" (ebd.) zu analysieren. Darin artikuliert sich der Anspruch, makrosoziale Ordnungen und mikrosoziale Praktiken in ihrem Verhältnis zueinander zu untersuchen. Das Selbst kommt als analytische Größe dort ins Spiel, wo gewissermaßen ein dialektisches Wollen des Wollens zu greifen beginnt: Die Techniken der Regierung werden damit nicht allein eine rational-direktive Steuerung des Handelns oder Wollens, ein „Führen der Führungen" (Ricken 2006, 25). Ihre Kraft, Subjekte zu affizieren, sie emotional zu erreichen, wird sichtbar. Der Aufruf zum Erkennen des eigenen Selbst artikuliert sich in der Vormoderne etwa in der widersprüchlichen Verbindung von Unterwerfung unter das christliche Verbot der körperlichen Lust und der Verpflichtung, über sich selbst die Wahrheit zu sagen (vgl. Foucault 2007,

287). Diese „Techniken, welche die Menschen brauchen, um sich selbst zu verstehen" (ebd.), werden von vier zentralen Wahrheitstechnologien hervorgebracht: Technologien zur Produktion und Manipulation von Dingen, Zeichen, Machtverhältnissen und des Selbst, welche letztlich auf Optimierung des Selbst im Kontext von in der Gemeinschaft fraglosen Optimierungslogiken abzielen (ebd., 289). Der Körper erscheint hier mithin als zentrales Moment, welches die Adressierungen des Selbst thematisierbar und erlebbar macht und zugleich der Ort, an welchem ihnen Ausdruck verliehen werden kann.

[5] An diese Thesen schließen aktuelle körpersoziologische Studien an. Die Gouvernementalitätsanalyse bietet mit dieser Perspektive, welche das Subjekt *als* Körper der Regierung imaginiert, ein Werkzeug an, welches verspricht, Körperlichkeit als Problem symbolischer Machtordnungen zu befragen. Die im Folgenden skizzierten Untersuchungen stellen heraus, dass in der Regierung des Selbst der Körper sowohl zum Gegenstand von Regierungstechnologien wird, als auch zum Instrument der Überprüfung ihrer Wirksamkeit. Ein paradigmatisches Beispiel gouvernementaler Dezentrierung von Regierungsbemühungen führt Maren Möhring mit dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewissermaßen aus der Mode kommenden Korsett an. Dieses vermutlich aus dem 16. Jahrhundert stammende, später meist aus gestärktem Stoff und Fischbein gefertigte und geschnürte Mieder diente zur Stützung und ästhetischen wie moralischen Formung des Oberkörpers. An die Stelle des Textils trat nach dem 19. Jahrhundert „das gymnastisch zu erlangende ‚Muskelkorsett'" (Möhring 2006). Das fortan als „künstlicher Zwangsapparat" (ebd.) verschriene textile Korsett wurde vor dem Hintergrund der Idee „natürlicher Selbstbeherrschung" (ebd.) zu einem abzulehnenden Symbol der Fremdbestimmung. Diese Ablehnung wandte sich zugleich gegen die sich im Korsett materialisierenden (Körper-)Haltungsaufforderungen, die mit dem Habitus des Adels assoziiert wurden. Sie erhält ihren tieferen Sinn vor dem Hintergrund humanistischer Subjektideen, die in der Aktualisierung der aufklärerischen Ideale von Autonomie und Souveränität den von Kant markierten Abschied des Menschen von seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit postulierten (vgl. Elberfeld/Otto 2009, 8).

[6] Der von der gouvernementalitätstheoretischen Analyse – wie etwa Möhrings Studie des Korsetts – individualisierungs- und optimierungskritisch erhellte Imperativ, dass sich die Kontrolle des Körpers vom Kleidungsstück auf den Körper und das Begehren des Subjekts verschieben soll, lässt sich auch in den Worten von Model und Germanys Next Topmodel-Moderatorin Heidi Klum pointieren: „Du musst es wollen, Baby"[3]. Der Körper fungiert nicht allein

als Objekt normativ geordneter Machbarkeitsvorstellungen, vielmehr scheint das zentrale Moment der ihn zum Gegenstand nehmenden Techniken darin zu liegen, für das Subjekt nachvollziehbar und sinnvoll und deshalb etwas zu Wollendes zu sein. Der Sinn, den Körper je spezifisch – etwa auf die Stabilität seiner Muskulatur hin – zu bearbeiten, muss dem Subjekt selbst einsichtig sein. Das Ziel und die Mühe seines Handelns müssen von ihm gewollt und in das eigene Selbstverständnis integriert werden. Der Körper erscheint damit als „gestaltungsbedürftig und generell formbar; er ist nie unmittelbar zu erfahren und verbürgt keinen Ort ursprünglicher Authentizität. Der Körper ist eingelassen in eine Arbeit am Selbst, in Technologien und Praktiken, vermittels derer er von anderen und sich selbst geformt wird, eingebunden in eine Macht, die ihn gestaltet und formt und zur Selbstformung erst befähigt" (Duttweiler 2003, 31).

[7] Zu diesem Schluss kommt Stefanie Duttweiler durch die Studie von drei aktuellen, ineinandergreifenden Dimensionen von Körpertechniken: *body consciousness*, Fitness und Wellness (ebd., 31f.). Diese lassen das Motiv neoliberaler Optimierung in ihrer Medialisierung des Körpers auf dem Weg in das Innere des Subjekts besonders anschaulich werden. Der Autorin geht es in ihrer Untersuchung um die Frage der Plausibilisierung von Vervollkommnungssemantiken in der körperlichen Erfahrung. Ein zentrales Moment dabei ist die Erfahrung von Handlungsfähigkeit in der Unterwerfung unter die Topoi von Selbstverfügen, Gesundheit und Fitness. Ausgehend von Foucaults Diktum, das Subjekt habe „einen zweifachen Sinn: vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein" (Foucault 1994, 246), analysiert Duttweiler die genannten Modi der Körperarbeit im Zusammenhang mit der Installation von Körperwissen anhand von Ratgeberliteratur. Mit Foucault liest sie diese als „Manuale der Selbstführung" (Duttweiler 2003, 33). Darin geht es um das In-Aussicht-Stellen individualisierter Ziele und ihrer Erreichbarkeit. In der Body-Consciousness-Arbeit am Körper kommen Technologien der Selbsterfahrung und Achtsamkeit zum Einsatz. Körperwahrnehmungen werden vor ihren kognitiven Deutungen priorisiert. Es geht darum, eine Kongruenz zwischen dem Körper, seinem Ausdruck und seiner Deutung zu erzeugen. Ziel dieser Arbeit ist die vollkommene Erkenntnis seiner selbst sowie die Rückgewinnung eines Zustands von Authentizität. Fitnesstraining zielt in ähnlicher Weise darauf ab, den Körper zu optimieren, indem beispielsweise körperliche Grenzen ökonomisch rationalisiert werden. Dies geschieht etwa, indem die Arbeit am Körper qua Wiegen, Testen und Messen minutiös in Daten übersetzt wird, was mithilfe standardisierter Matrizen zu

scheinbarer Vergleichbarkeit der Körper führt. Somit wird ein Wissen über den eigenen Körper hervorgebracht, zugleich wird der eigene Körper über seine Wissbarkeit erfahrbar. Dies suggeriert, über Wahrheiten über sich selbst verfügen zu können (vgl. ebd., 34f.), wobei auf ein hegemoniales Vokabular zurückgegriffen wird, anhand dessen das Ich sich in Beziehung zu sich selbst setzt. Hier steht die Kontrolle des Körperausdrucks im Dienst einer Nivellierung der Differenz von Innerem und Äußerem (vgl. ebd., 38). Der Wille zur Optimierung wird durch die Arbeit am Körper ausgedrückt, bis der Körper selbst ihn artikuliert. Duttweiler resümiert:

> [8] „Sich selbst mit Hilfe vorgegebener Schemata einzuordnen, bringt subjektive Empfindungen auf einen generalisierten Begriff und verankert sie in objektivierten Kategorien. Datenerhebung und Hierarchisierung ermöglichen den Vergleich mit anderen und erlauben, sich in eine vorstrukturierte Relation zu anderen zu begeben und sich so auf einem (normativ) gegliederten Feld zu positionieren" (ebd., 36).

[9] Die Autorin identifiziert dies als „Regime umfassender Selbstinspektion" (ebd.), woran der von ihr ebenfalls untersuchte Wellnessdiskurs nahtlos anknüpft: Nicht nur ist das Subjekt angehalten, die Sprache des Körpers – sein Reden und Schweigen über „Sorgen und Exzesse, Ernährungsgewohnheiten oder Alter und Krankheiten" (ebd., 37) – unter Kontrolle zu bringen. Diese „freiwillige Selbstkontrolle" (ebd.) verspricht zudem den Gewinn eines gesteigerten Wohlbefindens sowie gesteigerter Lust am eigenen Körper (vgl. ebd., 39). Eine besondere Spannung entfaltet sich zwischen Technologien der Fitness und jenen der Wellness. Während die einen zur Härte gegen sich selbst und in angezeigtem Maße auch zur Überschreitung der eigenen Grenzen anhalten, mahnen die anderen zur Achtsamkeit und Selbstfürsorge (vgl. ebd., 40). Der Körper wird hier wahlweise zum Objekt der Gestaltung, massiven Bearbeitung, Entspannung oder – wie Duttweiler am Beispiel des „Anti-Aging" (ebd., 41) anführt – im Wortsinn zum Widersacher.

[10] Weitere Studien, die sich unter gouvernementalitätsanalytischer Perspektive mit Körpertechniken befassen, nehmen Diskurse und Praktiken der plastischen, rekonstruktiven oder auch ästhetischen Chirurgie (vgl. Meili 2008), letztere als „Schnittpunkt zwischen Medizin und Kosmetik" (ebd., 121), in den Blick. Insbesondere mit Blick auf „kosmetische Eingriff[e]" (Maasen 2008, 99) spricht Sabine Maasen von einer bio-ästhetischen Regierung, in welcher sich in der Figur des gestaltbaren Körpers Selbstdeutungen und -führungen mit der Formierung von Gemeinschaft verbinden.

[11] Maasen diagnostiziert im gegenwärtigen Boom sogenannter Schönheitsoperationen (vgl. Meili 2008, 119) ein „soziotechnisches Regime des Bodymanagements" (Maasen 2008, 100). Sie stellt fest, dass sich die Entscheidung

für einen Eingriff in einem widersprüchlichen Feld ereignet und somit „mehr als eine bloße Unterordnung unter das Diktat des Schönseins am Werke ist" (ebd., 109). Maasen schließt sich damit Debra Gimlin an: „Die Frauen verhalten sich nicht als cultural dopes, sondern im Gegenteil als virtuose Verhandlungskünstlerinnen, die mit sich und ihrer Umwelt Bedarf und Kosten, Leiden und Hoffnungen so effektiv wie möglich ausbalancieren" (Maasen 2008, 111). Die Autorin interpretiert damit die Entscheidung für einen Eingriff in gewissem Sinne *auch* als Ausdruck von Handlungsfähigkeit. Maasen versteht somit die sogenannte Schönheitsoperation als Selbsttechnik im Sinne Foucaults (vgl. ebd., 112f.), gerade *weil* sie Entscheidungsmöglichkeiten lässt. Die Widersprüche und Narrative, welche die Autorin in diesem Feld identifiziert, formieren sich für sie als zentrale Dimensionen einer Gouvernementalität des Körpermanagements.

[12] Als „Ambivalenzen ästhetischer Selbstregierung" (ebd., 101) macht Maasen einerseits die moderne Tendenz aus, die Verantwortung für den wohlgeformten, gesunden Körper und das eigene Glück zu individualisieren. Hier schließt sich die gesellschaftliche Aufforderung an, sich der Gemeinschaft nur als leistungsstarkes, ‚fittes', ‚attraktives' Individuum zuzumuten. Sogenannte Schönheitschirurgie erscheint hier als dispositives Arrangement, das „Aufmerksamkeiten lenkt, Eingriffschancen spezifiziert, Gründe und Motive legitimiert" (ebd., 111). Die Autorin führt in ihrer Auseinandersetzung ein Bild des Körpers ins Feld, welcher nicht allein Gegenstand von Zurichtungstechniken, sondern, wie auch bei Duttweiler deutlich wird, zu ihrem Instrument wird: Die Techniken der Führung, die auf Selbstführung abheben, erreichen das Subjekt in zentraler Weise über seinen Körper. Käte Meyer-Drawe diagnostiziert: „Machtdispositive schließen sich [...] direkt an den Körper an. Er entwickelt sich zur Ware oder Währung, wobei in unserem Kontext gänzlich ungeklärt ist, ob es ein Eigentum am eigenen Körper gibt" (2008, 452).

[13] Liest man die Ausführungen von Möhring, Duttweiler und Maasen als Kritik einer Rationalisierung von Körperpraktiken, so wird deutlich, dass diese dem Geist eines kapitalistischen Verwertungsmodus folgen: Nur ein vermessener, mit anderen gemessener, gesunder Körper scheint auch die Möglichkeit eines souveränen Selbst zu eröffnen. Diese in Anlehnung an die Theorie der Gouvernementalität gefasste Lesart überzeugt insbesondere dadurch, dass sie die Freiheiten des Handelns wie etwa Entscheidungsmöglichkeiten der Subjekte zu integrieren weiß. Doch möchte ich im Folgenden auf die Grenzen des Zugangs hinweisen, wenn die Möglichkeiten des Handelns allein als bereits im Diskurs aufgehoben konzipiert werden.

Eine intersektional-praxeologische Perspektive

[14] Anhand der Studien von Möhring, Duttweiler und Maasen wird deutlich, inwiefern die gouvernementalitätstheoretische Perspektive der Subjektivierung für den Untersuchungsgegenstand einen fruchtbaren analytischen Zugang bietet, mit dem verschiedene Momente des Feldes dekorativer oder transformativer Körperpraktiken und die sie betreffenden Diskurse in ihrer Machtförmigkeit ins Blickfeld rücken. Im Folgenden möchte ich eine andere Perspektive auf das Feld der Körperanalysen aufgreifen, unter der Körperpraktiken nicht nur als Ausdruck von Regierung, sondern darüber hinaus in ihrer Produktion von Unbestimmtheit diskutiert werden. Dabei geht es darum, die Bedeutung sozialer Machtverhältnisse in einer anderen Weise in Rechnung zu stellen, als es der Begriff der Gouvernementalität zulässt: Von der Unbestimmtheit des Handelns auszugehen, schließt an praxeologische Ansätze an, die etwa von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (vgl. Hoffarth 2017) oder Judith Butler (vgl. etwa Hillebrandt 2014) inspiriert sind. Sie stellen fest, dass Diskurse grundsätzlich widersprüchlich verfasst sind (Stäheli 2009) und Handeln stets einen Überschuss an Bedeutung produziert, sodass sein Verhältnis zum Diskurs nicht in der Dichotomie von Affirmation oder Subversion aufgeht (vgl. Mayer/Hoffarth 2014).

[15] Die folgenden Überlegungen zu Intersektionalität greifen diese Momente praxistheoretischer Ansätze auf[4], die gegenwärtig u.a. auch als Auseinandersetzung mit gouvernementalitätsanalytischen Zugängen besondere Beachtung erfahren (vgl. etwa Ott/Wrana 2010; Alkemeyer/Villa 2010). Um ihre Bedeutung im Feld der Körperforschung herauszuarbeiten, gehe ich auf Kathy Davis' Auseinandersetzung mit chirurgisch-kosmetischen Praktiken im „Kontinuum" der Körperarbeit (vgl. Villa 2008, 11) ein.

[16] Der Begriff Intersektionalität geht auf Auseinandersetzungen[5] an der Schnittstelle von Rassismuskritik und Feminismus zurück. Von der Juristin Kimberlé Crenshaw wurde er bereits in den 1980er Jahren zum Einsatz gebracht, um Diskriminierungserfahrungen Schwarzer[6] Frauen zu analysieren. Deren Erfahrungen ließen sich nach Crenshaw nicht durch eine separate Betrachtung der Kategorien Geschlecht oder ‚race' erklären, da sich die Schwarzen Arbeiter*innen Diskriminierungsstrukturen ausgesetzt sahen, wie sie weder Schwarze Männer noch *weiße* Frauen erfuhren. Vielmehr waren die Erfahrungen nur unter Berücksichtigung der Überkreuzung von Rassismus und Sexismus und damit gewissermaßen nur als ‚Kumulation' von Diskriminierungsbedingungen verstehbar (vgl. Crenshaw 2010), ohne dass Diskriminie-

rung jedoch als addierbar zu operationalisieren wäre. Die Metapher der *intersection* nutzt das Bild der Straßenkreuzung[7]. Unter diesem Begriff sind in den vergangenen Jahren beispielsweise im deutschsprachigen Raum verschiedene Studien entstanden, die etwa die Verschränkungen von Ethnizität, Geschlecht und Alter (vgl. Spindler 2007; Fegter 2012), Geschlecht und Körperlichkeit (vgl. Plößer/Geipel 2013) oder Behinderung und Geschlecht (vgl. Helfferich/Kavemann 2011) herausarbeiten. In der intersektionalen Analyse geht es um die verschiedenen Dimensionen der Gleichzeitigkeit verschiedener Benachteiligungen (unter analytischer Berücksichtigung verschiedener Ebenen des Sozialen).[8] Die Studien zeigen auf, inwiefern eine empirisch-analytische Fokussierung auf ein bestimmtes Differenzmerkmal – etwa Geschlecht oder natio-ethno-Kulturalität – zur Dethematisierung von Verknüpfungen von Benachteiligungsstrukturen führt (etwa Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt und Armut [vgl. Weber 2008]), womit bestehende Verhältnisse tendenziell gestärkt werden. Wird unter intersektionaler Perspektive die Relevanz dieser Gleichzeitigkeit verschiedener Benachteiligungen berücksichtigt, stellt sich in Bezug auf Körperpraktiken die Frage, inwiefern diese lediglich in Hinsicht auf *eine* Differenzkategorie, bzw. einen dominanten Diskurs diskutiert werden können. In diesem Zusammenhang möchte ich als kritische Ergänzung einer gouvernementalitätstheoretischen Sicht auf Körper die These entfalten, dass Körperpraktiken selbst ein unbestimmbares Moment immanent ist: Auf welche Anrufung, welche Aufforderung eine Praxis (der Disziplinierung des Körpers) antwortet, bleibt offen. Die der gouvernementalitätstheoretischen Sicht inhärenten Konzepte ‚Zurichtung' oder ‚Disziplinierung' sind nicht in der Lage, die zentralen Facetten gegenwärtiger Körperkulturen unter ungleichheitsreflexiver Perspektive zu berücksichtigen. Die Praktiken lassen sich nicht allein als ‚Ausführung der Norm' verstehen, da in den Praktiken des Körpers neben der Beantwortung normativer Vorgaben (wie etwa die ‚richtige' Haarlänge, das ‚richtige' Make-Up) immer auch unbestimmte Signifikanten – etwa rassistische oder sexistische Differenzordnungen – thematisiert werden und in ihren Widersprüchen je eigene Wirkungen entfalten. Praktiken antworten stets auf Anrufungen, in denen verschiedene normalisierte Kategorien (Weiblichkeit, *Weiß-S*ein, Vermögend-Sein) in unterschiedlicher Weise aktualisiert werden. Diese Normalisierungen stehen, so soll im Folgenden deutlich werden, z.T. in Konkurrenz zueinander. Es öffnet sich eine Kluft der Unbestimmtheit zwischen verschiedenen normalisierenden Anrufungen, in welcher sich immer auch Bedeutungen des Handelns entfalten, die so nicht erwartbar sind.

[17] Dies lässt sich mit Kathy Davis' Diskussion von „Körpermanipulationen" (Villa 2008) im Rahmen kosmetischer Chirurgie illustrieren. Sie fragt nach

den Grenzen und Möglichkeiten einer feministisch informierten, gouvernementalitätstheoretischen Perspektive. Diese problematisiert die kosmetische Chirurgie insbesondere dann, wenn sie mit einer Veränderung von Körperteilen einhergeht, die im Diskurs ethnisiert werden, beispielsweise die Veränderung von Augenlidern, Nasen- oder Lippenformen. Davis geht also der Frage nach, inwiefern ein Unterschied zwischen – wie sie es nennt – „ethnischer kosmetischer Chirurgie" (Davis 2008, 41) und anderen Formen kosmetischer Eingriffe im Sprechen darüber hergestellt und plausibilisiert wird. Sie zeigt, dass „kosmetische Chirurgie, wenn sie von ‚people of color' oder ethnisch Marginalisierten genutzt wird, eher in einen politischen Diskurs über ‚race' als über Schönheit eingeordnet" (Davis 2008, 53) wird sowie dass „‚ethnischen' Minderheiten [...] generell ein engerer diskursiver Raum zugestanden [wird] als Weißen, um ihre Entscheidung für kosmetische Chirurgie zu behaupten" (ebd., 53).

[18] Eine konstruktivistische Grundannahme intersektionaler Perspektiven ist, dass Bedeutungen zugewiesen werden, also den Dingen nicht inhärent sind. Das gilt insbesondere für Körper(teile). Die Annahme, dass Augenformen, Hautfarben oder Nasenformen Merkmale einer bestimmten Ethnie seien, können als diese Körperteile ethnisierende Zuschreibungen verstanden werden. Werden von den so als einer Ethnie zugehörig adressierten Individuen an diesen Körperteilen kosmetische Veränderungen vorgenommen, riefe dies entweder, so Davis, die Figur des „Verräters" (ebd.) an der eigenen ethnischen Herkunft oder des „race bender" (ebd., 57) auf, der in seiner Praxis auf die Erzeugtheit von Kategorien wie ‚ethnische Herkunft' überhaupt erst verweist. Die Zuschreibung, Verrat an der eigenen ‚ethnischen Herkunft' zu üben, enthält nun eine implizite, dennoch problematische Essentialisierung von Körpermerkmalen und Ethnien.

[19] Davis nimmt Distanz zum gouvernementalitätsanalytischen Diskurs über den Körper ein und rückt damit nicht Praxen des Körpers, sondern vielmehr Praxen der Legitimierung bzw. Delegitimierung spezifischer Körpertechniken in den Blick. Damit ermöglicht sie die Frage, inwiefern der gouvernementalitätstheoretische Diskurs selbst produktiv wird, inwiefern er also Vorstellungen des Körpers und der Legitimität von Körpertechniken selbst generiert. Aus ihrer Analyse lassen sich drei Momente festhalten, die nicht allein für Praktiken ethnisierter Körper gelten, sondern vielmehr allgemein für hegemoniale Ordnungen, in welchen auch Praktiken *weißer* Körper, deren ethnische Dimension in der Regel unmarkiert bleibt, gelesen werden können. Davis

verwirft erstens konsequent den Begriff des Schönheitshandelns: Eine intersektionale Analyse verweist darauf, dass die Praktiken des Körpers stets mit Differenzkategorien – Geschlecht, Alter, Ethnizität – verknüpft sind. Schönheit ist vielmehr ebenso wie Alter, Geschlecht oder imaginierte ethnische Zugehörigkeit eine Kategorie der Inszenierung von Positionen in Machtverhältnissen. Zweitens wird mit Davis' Einsatz eine neue Positionierung zu Praktiken der Körpermodifikationen möglich: Die Praxis der kosmetischen Chirurgie wird insofern als subversiv, als (nicht-intentionales) Unterlaufen einer Anerkennungsordnung lesbar, da ihre Bedeutung sich nicht eindeutig auf die Norm der Zurichtung reduzieren lässt. Einerseits proklamiert eine dominante Ordnung der Körper normativ *die richtige Nase* und zielt damit darauf ab, über diese Proklamation auch bestimmte Subjektpositionen auf ihren (subordinaten) Platz in der hegemonialen Ordnung zu verweisen. Andererseits ist der Praxis jedoch inhärent, dass sie sich stets zwischen widersprüchlichen Anrufungen und Anerkennungsordnungen aufspannt – etwa zwischen der Norm, attraktiv und weiblich bzw. einer imaginativen ethnischen Gruppe eindeutig zuordenbar zu sein und der gleichzeitig wirkenden Norm, sich von diesen beiden Normen zu emanzipieren. Die in diesem Spannungsfeld individuell legitimierbare Entscheidung für eine chirurgische Veränderung der Nase etwa vermag dann als Praxis (auch) Folgendes zu signifizieren: Der zugewiesene Platz in der Ordnung wird *so* nicht eingenommen, die Anrufungen so nicht allein als nicht zutreffende, sondern als das Subjekt verfehlende zurückgewiesen. Damit ist – im Sinne von Butlers Lesart Louis Althussers (vgl. 2001, 101f.) – darauf verwiesen, dass die Anrufung insofern funktioniert, als sie zur Umwendung aufruft, die Art der Umwendung selbst jedoch nicht determiniert. Gleichwohl entzieht die Praxis sich einer vollständigen Durchdringung und Verfügbarmachung durch das Subjekt: Die Subversion einzelner Normen lässt sich nicht auf eine Souveränität des Subjekts zurückführen. Mit Thomas Alkemeyer und Paula-Irene Villa lässt sich die Unverfügbarkeit der Praxis als Ereignis fassen: „Es geschieht etwas, das von keinem der Akteure vollkommen zu kontrollieren ist" (ebd., 329f.). Eine Kritik an sogenannten Körpermanipulationen, welche die Bearbeitung des Körpers allein als Disziplinierung im Rahmen einer Norm fasst, so lässt sich Davis' Analyse weiterdenken, birgt damit immer die Gefahr einer Essentialisierung des natürlichen Körpers (vgl. Davis 2008, 56). Denn die Modifikation des Körpers wird an die Kategorie Ethnizität gebunden, sobald von der ‚Veränderung ethnischer Merkmale' die Rede ist. Damit wird unterschlagen, dass diese Zuschreibungen stets wirkmächtige symbolische Dimensionen des Sozialen darstellen und jenseits die-

ser Ordnung bedeutungslos sind. Der Körper selbst besitzt nicht schlicht ‚ethnische Merkmale', sondern Merkmale, die innerhalb einer ethnisierten Ordnung Bedeutungen zugewiesen bekommen. Deutlich wird, dass die Praxis der Modifikation des Körpers – unabhängig von zugeschriebenen Zugehörigkeiten – nicht allein die *eine* Bedeutung produziert, welche wiederum in der Lage wäre, die *eine* soziale Zugehörigkeit – zu einem Geschlecht, einer ethnisierten Gruppe oder einer Altersgruppe – zu signifizieren. Davis' Studie, die ich als eine praxeologisch-intersektionale Analyse lese, da sie sowohl die Relevanz von Differenzkategorien in Rechnung stellt als auch die Bedeutungsvielfalt des Handelns am Körper reflektiert, geht drittens von der Produktivität des Körpers selbst aus. Während die zuvor diskutierte gouvernementalitätstheoretische Analyse des Körpers auf die Kritik abhebt, dass er allein als Objekt von normalisierenden Zurichtungen zu denken sei, vernachlässige sie seine ausdrückliche Widerspenstigkeit, so auch Alkemeyer und Villa. Die Autor*innen schreiben dieser Überdeterminiertheit des Körpers zu, Neues entstehen zu lassen, und markieren zugleich, dass es für das Subjekt ebenso wie die diskursive Ordnung unmöglich ist, dieses Neue zu kontrollieren:

> [20] „Aufgrund des Eigensinns ihres immer schon sozialisierten Körpers ist von den Akteuren niemals zu kontrollieren und vorherzusagen, wie sie in der Praxis (re-)agieren und ob bzw. inwiefern sie vorgesehene Subjektpositionen einnehmen werden. Selbst noch aus der bewussten Übernahme und Anwendung eines subjektivierenden Normalisierungsprogramms – zum Beispiel eines Diätplans oder eines Erziehungsratgebers – können Kollisionen mit einem bereits erworbenen und verkörperten Erfahrungswissen resultieren" (Alkemeyer/Villa 2010, 331).

[21] Hier lässt sich mit Marion Ott und Daniel Wrana (2010) anschließen, welche ausgehend von Foucaults Verständnis von Macht als Kraft, die auf das Handeln anderer einwirkt (vgl. Foucault 2005), eine dritte Problematik gouvernementalitätstheoretischer Ansätze entfalten. Ihr zentraler Gedanke bezieht sich auf die Logik dieser Ansätze, „Programme des Regierens" (Bröckling et al. 2004, 38) – etwa die Aufforderung, sich in Hinsicht auf Fitness und Körpergesundheit selbst zu führen – zum Gegenstand ihrer Analysen zu machen. Unter Programmen werden historisch-spezifische sowie Deutungsmuster zur Verfügung stellende und normativ operierende Sinnlogiken verstanden. Wie bereits mit Duttweiler deutlich gemacht wurde, evozieren diese sowohl Probleme als auch mögliche Lösungswege und Selbstverständnisse, bieten also Rahmungen an, innerhalb derer Subjekte Wissen über sich selbst sowie Orientierungen des Handelns erlangen (vgl. Ott/Wrana 2010, 157). Sie operieren etwa mit der Logik: ‚Training ist gesund für meinen Körper'. Programme stellen rationalisierende Logiken zur Verfügung. Die Beschränkung auf die Untersuchung von Rationalitäten markiert für Ott und Wrana das

grundsätzliche Ausklammern von Leerstellen im Verhältnis von programmatischen Anrufungen und konkreten Praktiken: „Der Gegenstand der Gouvernementalitätsstudien wäre damit auf die Regierungskunst und auf die von ihnen postulierten Effekte beschränkt" (ebd., 157f.). Hier wird eine Norm problematisiert, weil angenommen wird, dass die Subjekte sich ihr lediglich unterwerfen. Die Effekte normativer Anrufung jedoch – entziffere Dich selbst, erkenne Dich, forme Dich – sind nach Ansicht der Autor*innen nicht als durch die Subjekte anzueignende Wahrheiten zu verstehen, sondern halten lediglich Orientierungen bereit, die auch zu anderen Effekten im Handeln führen können. Werden diese beiden Perspektiven, Intersektionalität und eine praxeologische Perspektive zusammengedacht, wird der Blick sowohl auf das Zusammen- und gewissermaßen Querwirken verschiedener Differenzkategorien wie Geschlecht und Ethnizität gelenkt und zugleich auch die Widersprüche der im Kontext dieser Kategorien auf den Körper bezogenen Normen konkretisiert. Diesen Gedanken werde ich abschließend veranschaulichen.

Zum Verhältnis von Gouvernementalitätsanalyse und intersektionaler Praxeologie

[22] Im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht die Reflexion gegenwärtiger sozialwissenschaftlicher Perspektiven auf den Körper und speziell auf Praktiken seiner Modifikation. Zur Diskussion gestellt wurden zum einen ein gouvernementalitätstheoretischer Zugang, zum anderen eine praxeologisch-intersektionale Perspektive. Abschließend geht es mir darum, diese im Verhältnis zueinander und insbesondere in Hinsicht auf ihre erkenntnistheoretische Produktivität zu diskutieren: Welche (ausgewählten) Aspekte lassen sich in Hinsicht auf Techniken des Körpers mit der jeweiligen Perspektive betrachten und wo liegen die Grenzen ihrer Blickrichtung?

[23] Zuvor wurde diskutiert, inwiefern mit der gouvernementalitätstheoretischen Perspektive sichtbar wird, dass moderne Prozesse der Subjektivierung in zentraler Weise den Körper adressieren, sodass der Körper vornehmlich als Gegenstand von Techniken und somit als Objekt in den Blick rückt. Damit wurde auch deutlich, dass der Körper in dieser Perspektive als Objekt von Zurichtungsmechanismen relevant wird. Zugleich steht jede Praxis der Modifikation des Körpers im Verdacht, sich im Sinne neoliberaler Interessen verwerten zu lassen. Der Lippenstift dient der Verweiblichung, das Augenbrauenzupfen der Attraktivierung etc. Um auf derartige Verkürzungen bzw. vorschnelle Generalisierungen durch eine gouvernementalitätstheoretische

Perspektive hinzuweisen, wurde anschließend mit Rückgriff auf einen intersektionalen Ansatz und eine praxistheoretische Sicht versucht, die Offenheit und Widersprüchlichkeit der Techniken des Körpers und ihrer Wirkungen zu markieren. Mit Davis wurde das Argument entwickelt, dass selbst die Analyse von Praktiken des Körpers bereits als in Diskurse eingebettet verstanden werden muss. Damit muss bei der Analyse der Praktiken stets berücksichtigt werden, in welcher Lesart sie als subversiv oder normkonform konstruiert werden. An Davis' intersektionalen Einsatz, die Kritik Otts und Wranas sowie an Alkemeyers und Villas Hinweis auf die „Sperrigkeit individuellen Handelns" (2010, 324) und des Körpers knüpft die These von der Produktivität des Handelns an. Handeln als produktiv zu verstehen, stellt sowohl die Herstellung von Bedeutung als auch ihre Vielfalt in den Vordergrund. Zugleich markiert die praxeologische Perspektive, inwiefern dominante Diskurse des Körpers immer auch widersprüchlich sind. Davis' Ansatz führt für mich zu einem Plädoyer für eine intersektionale ‚Gegenlektüre' subjektivierungstheoretischer Studien des Körpers. Zugleich geht es mir darum, intersektionale Kategorisierungen praxeologisch gegenzulesen: Welche Kategorisierungen werden in den Praktiken relevant gemacht, welche werden (unabsichtlich) veruneindeutigt? Die entfalteten Ansätze miteinander zu kombinieren hebt nun auf zweierlei ab: Der auf seine Grenzen hin überprüfte gouvernementalitätstheoretische Zugang soll erstens nicht verworfen werden, vielmehr gilt es seine machtanalytische Aufmerksamkeit zu nutzen, um gegenwärtige Diskurse der Optimierung (des Körpers) einer Kritik zu unterziehen. Die Kritik zielt vor allem auf die Selbstverständlichkeit von Optimierungsdiktaten und ihre Tendenz der Individualisierung. Zweitens geht es mir darum, defizitorientierte Perspektiven auf Praktiken des Körpers, wie sie auch in der gouvernementalitätstheoretischen Analyse reproduziert werden, einer Reflexion zu unterziehen, die in gewissem Kontrast zu einer machtanalytischen Perspektive steht. Der Foucaultsche Machtbegriff konzipiert Macht erstens nicht als Herrschaft, sondern als produktives Kräfteverhältnis und Freiheit als der Unterwerfung implementiertes Moment. In Anlehnung daran und zugleich Abgrenzung davon wird im vorliegenden Beitrag mit einem intersektionalen Zugang die Bedeutung von Differenzkategorien und damit Herrschaftsverhältnissen für mikrologische Praktiken der Körper vorausgesetzt. Die Verbindung der diesen Ansätzen zugrunde gelegten Kritikkonzepte kann im vorliegenden Beitrag nicht umfassend reflektiert, sondern nur angedeutet werden. Mit dem Hinweis, dass hier konzeptionelles Weiterdenken erforderlich bleibt, wird abschließend ein knapper Ausblick formuliert.

[24] Auf erkenntnistheoretischer Ebene gilt es, Modifikationen des Körpers nicht allein im Hinblick auf gouvernementale Ordnungen zu lesen, sondern die je für die Individuen sowie die Praktiken thematisch werdenden Normen in ihrem Verhältnis zueinander zu berücksichtigen. Methodologisch bedeutet dies, intersektionale Strukturen für Praktiken und ihre Begründungen in Rechnung zu stellen, also Diskurse, Praktiken und Beschreibungen der Subjekte im Verhältnis zueinander zu untersuchen. Darüber hinaus erscheint es sinnvoll, eine rassismus- sowie sexismuskritische Sicht (ebenso wie eine Kritik anderer Diskriminierungsstrukturen) auf strukturelle Bedingungen zu entwickeln, sich jedoch einer vorschnellen Beurteilung der untersuchten Praktiken oder Subjekte zunächst zu enthalten. Der Untersuchung von Modifikationen des Körpers in diesem Sinne ist keine normative Vorstellung des ‚natürlichen', ‚gesunden' oder ‚richtigen' Körpers zugrunde gelegt, vielmehr wird im diskursanalytischen wie auch ethnomethodologischen Sinne (durchaus normativ) ein distanzierter und zugleich gegenstandssensibler Blick geübt, welcher die Bedeutung der Praktiken für die Subjekte bzw. ihre Positionierungen im Sozialen miteinbezieht.

Endnoten

1 Ich schließe hier an Überlegungen an, die ich an anderer Stelle (Hoffarth 2015) expliziert habe.

2 Vgl. auch Bröckling et al. 2000; Lemke 2001; Lemke 2006; Maasen 2008; Angermüller und van Dyk 2010.

3 http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/heidi-klum-deine-welt-ist-der-ausverkauf-1215208.html (21.09.14). Den Hinweis auf diese ikonische Zuspitzung gouvernementaler Körperpolitiken verdanke ich Sabrina Schröder.

4 Auch Winker und Degele verweisen – mit Bezug auf Bourdieu – auf die Bedeutung praxeologischer Zugänge für ihr Konzept der Intersektionalen Analyse (vgl. 2009, 63ff.).

5 Zur Rezeption, Debatte und theoretischen wie empirischen Integration von Intersektionalität in Erziehungswissenschaft und Soziologie vgl. etwa Walgenbach et al. 2007; Lutz et al. 2010; Emmerich/Hormel 2013.

6 Zur Markierung der Politizität der Bezeichnungen Schwarz und *weiß*, sofern sie nicht als Farbbezeichnungen, sondern zur Benennung von Subjektpositionen herangezogen werden, wird in der vorliegenden Untersuchung der Vorschlag von Eggers et al. aufgegriffen, die Begriffe durch Groß- und Kleinschreibung sowie Kursiv-Setzung zu kennzeichnen (Eggers et al. 2005, 13).

7 „Nehmen wir als Beispiel eine Straßenkreuzung, an der der Verkehr aus allen vier Richtungen kommt. Wie dieser Verkehr kann auch Diskriminierung in mehreren Richtungen verlaufen. Wenn es an einer Kreuzung zu einem Unfall kommt, kann dieser von Verkehr aus jeder Richtung verursacht worden sein – manchmal gar von Verkehr aus allen Richtungen gleichzeitig" (Crenshaw 2010, 38).

8 Winker und Degele schlagen ein mehrdimensionales, qualitativ-empirisches Analyseprogramm vor, in welchem sie sich sozialen Strukturen, Identitätskonstruktionen und symbolischen Repräsentationen widmen (vgl. Degele/Winker 2007, Winker/Degele 2009). Walgenbach öffnet diesen programmatischen Entwurf und geht davon aus, dass sich gegenwärtige intersektionale Analysen auf „soziale Strukturen, Institutionen, symbolische Ordnungssysteme, soziale Praktiken oder Subjektpositionen" (2010) beziehen.

Literatur

Alkemeyer, Thomas/Villa, Paula-Irene (2010): Somatischer Eigensinn? In: Angermüller, Johannes/van Dyk, Silke (Hg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 315-335.

Angermüller, Johannes/van Dyk, Silke (2010): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt,. Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Crenshaw, Kimberlé W. (2010): Die Intersektion von ‚Rasse' und Geschlecht demarginalisieren. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: Springer VS Verlag, 33-54.

Davis, Kathy (2008): Surgical passing. Das Unbehagen an Michael Jacksons Nase. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript Verlag, 41-66.

Degele, Nina/Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. https://tubdok.tub.tuhh.de/bitstream/11420/384/1/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf, 02.02.2018.

Duttweiler, Stefanie (2003): Body-Consciousness – Fitness – Wellness – Körpertechnologien als Technologien des Selbst. In: Widersprüche 87, 31-45.

Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (2005):

Konzeptionelle Überlegungen. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weissseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast Verlag, 11-13.

Elberfeld, Jens/Otto, Marcus (2009): Einleitung. In: Elberfeld, Jens/Otto, Marcus (Hg.): Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik. Bielefeld: transcript Verlag, 7-30.

Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013): Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden: Springer VS Verlag.

Fegter, Susann (2012): Die Krise der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit. Wiesbaden: Springer VS Verlag.

Foucault, Michel (1988): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (1993): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Weinheim: Beltz Athenaeum Verlag. 243-261.

Foucault, Michel (2005): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (2007): Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Helfferich, Cornelia/Kavemann, Barbara (2011): Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Behinderungen und Beeinträchtigung in Deutschland. Qualitative Studie. https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/lebenssituation-und-belastungen-von-frauen-mit-beeintraechtigungen-und-behinderungen-in-deutschland/80576?view=DEFAULT, 02.02.2018

Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hoffarth, Britta (2015): Zur Mehrdeutigkeit der Körper. Perspektiven für die Soziale Arbeit. In: Soziale Passagen 7, (2), 235-249.

Hoffarth, Britta (2017): Profane Praktiken. Dekorative Körpertechniken in der weiblichen Adoleszenz unter bildungstheoretischer Perspektive. Frankfurt am Main: Unveröffentlichte Habilitationsschrift.

Lemke, Thomas (2001): Gouvernementalität. In: Kleiner, Marcus S. (Hg.): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 108-122.

Lemke, Thomas (2006): Die politische Theorie der Gouvernementalität: Michel Foucault. In: Brodocz, André/Schaal, Gary (Hg.): Politische Theorien der Gegenwart. Eine Einführung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Maasen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernementalität. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript Verlag, 99-118.

Meili, Barbara (2008): Experten der Grenzziehung. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript Verlag, 119-142.

Meyer-Drawe, Käte (2001): Erziehung und Macht. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 2001 (4), 446-457.

Meyer-Drawe, Käte (2010): Wer schön sein will – muss leiden? In: Liessmann, Konrad Paul (Hg.): Vom Zauber des Schönen. Reiz, Begehren und Zerstörung. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 197-214.

Möhring, Maren (2006): Die Regierung der Körper. Zeithistorische Studien (3). Online verfügbar unter http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Moehring-2-2006, 02.02.2018.

Ott, Marion/Wrana, Daniel (2010): Gouvernementalität diskursiver Praktiken. In: Angermüller, Johannes/van Dyk, Silke (Hg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main, Campus Verlag, 155-181.

Plößer, Melanie/Geipel, Karen (2013): Die sah aus wie 'n Schrank, das könnt ich nicht. – Durchkreuzte Lebens- und Berufsplanungen junger Frauen. In: Giebeler, Cornelia/Rademacher, Claudia/Schulze, Erika (Hg.): Des eigenen Glückes Schmied_in. Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen. Wiesbaden: Springer VS Verlag, 77-97.

Ricken, Norbert (2006): Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Spindler, Susanne (2007): Eine andere Seite männlicher Gewalt. Männlichkeit und Herkunft als Orientierung und Falle. In: Riegel, Christine/Geisen, Thomas (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 289-306.

Stäheli, Urs (2009): Die politische Theorie der Hegemonie: Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. In: Brodocz, André/Schaal, Gary (Hg.): Politische Theorien der Gegenwart II. Eine Einführung. Opladen: Barbara Budrich Verlag. 253-284.

Villa, Paula-Irene (2008): Endlich normal!. Soziologische Überlegungen zur medialen Inszenierung der plastischen Chirurgie. In: Wischermann, Ulla/Thomas, Tanja (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 87-103.

Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Barbara Budrich Verlag.

Walgenbach, Katharina (2010): Postscriptum Intersektionalität. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 245-256.

Weber, Manuela (2008): Intersektionalität sozialer Ungleichheiten im Schulalltag. In: Seeman, Malwine (Hg.): Ethnische Diversitäten, Gender und Schule. Geschlechterverhältnisse in Theorie und schulischer Praxis. Oldenburg: Universitätsverlag, 41-59.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript Verlag.

Sabine Hofmeister, Tanja Mölders und Corinna Onnen

Doing Gender – Doing Space – Doing Body

Feministische Kritiken an der De/Ökonomisierung von ‚Natur/en' – Entwicklung einer Forschungsperspektive

[1]Der vorliegende Beitrag ist das Ergebnis einer interdisziplinären Verständigungsarbeit zwischen Nachhaltigkeits- und Raumwissenschaften (Sabine Hofmeister und Tanja Mölders) und Soziologie (Corinna Onnen). Uns eint die Perspektive kritischer Geschlechterforschung. In dieser formulieren wir Kritiken an der Beherrschung von ‚Natur/en' durch Ökonomisierung – genauer durch einen Modus der Ökonomisierung in der Trennungsstruktur zwischen ‚Produktivem' und ‚Reproduktivem' (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006). Indem wir hierfür die Handlungsfelder Naturschutz (Fokus: Raum) und Medizin (Fokus: Körper) aus der Perspektive „Doing Gender – Doing Space – Doing Body" analysieren, verweisen wir auf de/ökonomisierte, d.h. (vermeintlich) nichtökonomische – von der ökonomischen Rationalität ausgenommene oder gar daraus ‚befreite' – Bereiche, die der Sorge, Für- und Vorsorge für Naturraum und Körpernatur vorbehalten zu sein scheinen. In solchen ‚reproduktiven' Handlungsfeldern, so unsere Annahme, lassen sich Anzeichen dafür finden, dass es zum Aufbrechen, Auflösen oder mindestens zu einer Verlagerung der Produktion-Reproduktions-Differenz dann kommt, wenn die ‚umsorgte' oder/und ‚geschützte' lebendige Materie in ihren Prozessqualitäten wahrgenommen wird. Ob und inwieweit diese Veränderung in spezifischen Konzepten des Naturschutzes und der Medizin – nämlich im Prozessschutzkonzept und der Palliativmedizin – dazu beizutragen vermag, dass sich Herrschaftlichkeit im gesellschaftlichen Umgang mit ‚Natur/en' zurücknimmt, ist die Frage, der wir in unserem Beitrag nachgehen. In der Gewissheit, dass wir diese Frage nicht abschließend beantworten werden können, suchen wir im Folgenden nach einer prozessorientierten Forschungsperspektive, die Handlungen und Handlungsrationalitäten in den Blick nimmt und dabei das Sein-Lassen explizit einschließt. Ob und wie sich eine solche Perspektive auf ausgewählte Handlungsfelder anwenden ließe, diskutieren wir ausführlich für den Naturschutz (Abs. 8-20) sowie in Form eines Ausblicks für die Medizin (Abs. 21-

26), ohne damit jedoch weiterführenden empirischen und theoretischen Forschungen vorgreifen zu wollen.[1] Der Beitrag schließt daher mit einem (vorläufigen) Fazit, in dem wir, aus der Perspektive kritischer Geschlechterforschung, Ähnlichkeiten zwischen den Handlungsrationalitäten in beiden Handlungsfeldern in Bezug auf die forschungsleitende Fragestellung nach der Beherrschung von Naturräumen und Körpernaturen durch ‚Ökonomisierung' formulieren.

Geschlecht, Raum, Körper

[2]Unser Forschungsinteresse gilt den Verbindungen zwischen den Kategorien Geschlecht, Raum und Körper. Damit schließen wir an Arbeiten aus der feministischen Geographie (z.B. Bauriedl et al. 2010; Wastl-Walter 2010), der feministischen Raum- und Stadtsoziologie (z.B. Bauriedl/Schurr 2014; Löw 1997, 2001; Massey 1994; Sturm 2000) sowie der an Fragen von Materialität interessierten Geschlechterforschung (z.B. Bath et al. 2005; List 2001; Scheich/Wagels 2011; Bauhardt 2017) an. Diese Zugänge verbinden wir mit dem kritischen Ansatz feministisch-ökologischer Ökonomik, der mit der Kategorie (Re-)Produktivität Eingang in die sozial-ökologische Forschung gefunden hat (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006, 2013; vgl. Abs. 8-20). Auf dieser Grundlage werden unsere Überlegungen von der Annahme geleitet, dass das Lebendige (Menschen und nichtmenschliche Lebewesen) über Körperlichkeit materiell im Raum verankert ist und diesen kontinuierlich re/produziert. Sowohl die Verankerung im Raum als auch die Konstituierung des Raumes sind explizit und implizit entlang der Kategorie Geschlecht organisiert; Räume und Raumelemente werden durch gesellschaftliche Bewertungen hierarchisiert (vgl. Mölders 2017).

[3]Unser Interesse an den Verbindungen zwischen Geschlecht, Raum und Körper ist in die Debatten um den *material turn* in der Geschlechterforschung und insbesondere um den *material feminism* (vgl. Alaimo/Hekman 2008) eingebettet. Wir sehen uns mit der Frage konfrontiert, welche Materialität/en wie und vielleicht auch ‚neu' zu denken sind. Die Schwierigkeit dabei ist die Vermeidung von Reduktionismen: Auf der einen Seite steht der Versuch, nicht in die Falle essentialistischer Zuschreibungen zu tappen, nicht zu ‚naturalisieren', nicht von ‚Gegebenem' auszugehen, in das dann soziale Einschreibungen vorgenommen werden. Auf der anderen Seite steht der Versuch, nicht in die Falle soziozentrischer Reduktionismen zu tappen, Materialität eben nicht

zu negieren, sondern sie – ‚wie auch immer' – anzuerkennen. Der konzeptionelle Bezug, den wir zwischen den von uns betrachteten Kategorien Geschlecht, Raum und Körper sehen, besteht darin, dass dieses Spannungsfeld zwischen Essentialismus und Konstruktivismus für alle drei Kategorien in gleicher Weise besteht: Geschlecht als biologische oder soziale Kategorie? Raum als Behälter- oder Sozialraum?[2] Körper als natürlich gegeben oder sozial konstruiert?

[4]In Auseinandersetzung mit diesem Spannungsfeld scheint die vierte Kategorie auf, die im Untertitel unseres Beitrags angelegt ist: ‚Natur'. Dabei ist die Kategorie Natur in zweifacher Weise mit den Kategorien Geschlecht, Raum und Körper verbunden: Erstens dient ‚Natur' als Argument für essentialistische Begründungen – ‚Natur' erscheint dann als unhintergehbares Wesensmerkmal von Geschlecht (biologisches Geschlecht), Raum (Naturraum) und Körper (Naturkörper) (z.B. Wastl-Walter 2010; Mölders 2017). Zweitens wird die Kategorie Natur selbst im Spannungsfeld von Essentialismus und Konstruktivismus diskutiert (z.B. Kropp 2002). Innerhalb dieses Spannungsfeldes nehmen wir eine „vermittlungstheoretische" Position ein (ebd.). Das heißt, wir bedienen uns auf erkenntnistheoretischer Ebene solcher Erklärungsansätze für Natur-Gesellschaft-Beziehungen, die Reduktionismen auf beiden Seiten zu überwinden suchen (vgl. Mölders 2010, 32ff.). Damit erkennen wir auf materieller Ebene an, dass es eine gesellschaftlich vermittelte, historisch gewordene und werdende Natur ‚gibt'. In dieser Vermitteltheit kann ‚Natur' nicht etwa als Referenz für anzustrebende Idealzustände herhalten. Denn in der unauflösbaren Verbindung mit gesellschaftlichen Prozessen ist sie gewandelt[3] und gestaltbar; doch zugleich wird sie als Konstante im Gegensatzverhältnis zu Gesellschaft auf historisch spezifische Weise symbolisch konstruiert (vgl. Jahn/Wehling 1998, 82-85). Auf einer normativen Ebene führt dieses Naturverständnis – Natur als Prozesskategorie ist historisch und hybrid – unausweichlich zu der *politischen* Frage, welche Naturentwicklung gesellschaftlich gewollt wird (vgl. Mölders 2010, 37f.). In diese Frage ist jene nach der Herrschaftlichkeit im gesellschaftlichen Umgang mit und Gestaltung von ‚Natur/en', die wir im Folgenden diskutieren, unmittelbar eingeschrieben.

[5]Mit dieser vermittlungstheoretischen Position lehnen wir uns an das sozialökologische Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse (vgl. Becker/Jahn 2006) an. Unser Interesse gilt den Verhältnissen, den Unterscheidungen und den Verbindungen zwischen Kategorienpaaren – und zwar sowohl in stofflich-materieller als auch in symbolisch-diskursiver Hinsicht. In dieser Perspektive fragen wir nach den Praktiken – nach dem *doing* – der

binären Unterscheidungen und hierarchisierenden Verhältnissetzungen. Wie werden in Bezug auf die Kategorie Geschlecht Mann vs. Frau, wie für die Kategorie Raum Stadt vs. Land oder öffentlich vs. privat, wie für die Kategorie Körper männlich vs. weiblich, wie die Kategorie Natur von der Kategorie Kultur unterschieden? Welche ‚Natur/en' (Räume, Körper) werden dabei wie und in welcher Weise vergeschlechtlicht hergestellt oder/und wiederhergestellt? Und in einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive gefragt: Was sind die jeweiligen Konsequenzen dieser durch Unterscheidungen vorgenommenen Konstruktionen? (Wie) Werden die Mechanismen der Beherrschung von und Ermächtigung über ‚Natur/en' – und darin eingeschlossen jene, die die Herrschaft von sozialer Männlichkeit über (soziale) Weiblichkeit (wieder-)herstellen – in diesen Prozessen wirksam?

[6]In diesem kategorialen Vierklang begreifen wir die Kategorien Raum und Körper als Integrationsdimensionen: In Räumen und Körpern werden Natur und Geschlecht materiell und symbolisch wirksam. Indem sich vergeschlechtlichte Körper im Raum positionieren bzw. positioniert werden, erfahren diese Räume eine geschlechtsspezifische Strukturierung. Umgekehrt sind die Bedeutungen von Räumen wichtige Bestandteile im Prozess der Konstruktion von (vergeschlechtlichten) Körpern. In dieser Ko-Konstruktion lassen sich Körper- und Raumkonstruktionen und ihre Naturalisierung verstehen als „materialisierte Effekte gesellschaftlicher Machtverhältnisse" (Strüver 2010, 220).

[7]Soweit in dieser Perspektive die Prozesshaftigkeit von ‚Natur/en' – die zu schützende ‚Natur' in der naturschutzfachlichen und die ‚Natur' des (menschlichen) Körpers in der medizinischen Rationalität – konzeptionell in den Vordergrund rückt, fokussieren wir im Folgenden auf die Handlungsfelder Naturschutz im Prozessschutzansatz sowie Medizin in der Palliativmedizin. Beiden Feldern gemeinsam ist eine nichtökonomische Handlungsrationalität: Nicht die ökonomische Verwertung einer ‚Ressourcennatur' veranlasst Naturschutz, sondern der gesellschaftliche Wille, ‚Natur/en' davon auszunehmen.[4] Nicht die ökonomische Verwertung von ‚Humankapital' veranlasst den medizinischen Zu- und Eingriff in die Körpernatur, sondern der gesellschaftliche Wille, menschliche Gesundheit und Wohlbefinden (wieder-)herzustellen. In diesem Sinne sprechen wir von beiden Handlungsfeldern als ‚reproduktiv'. In der Für- und Vorsorgeintention der Handelnden und in deren Ausrichtung auf Gewordenes (den gegenwärtigen Status) einerseits und Werdendes (in die Zukunft weisende Prozesse) andererseits verspricht sich die Trennungsstruktur zwi-

schen ‚Produktivem' und ‚Reproduktivem' zu verändern oder/und zu verlagern. Indem wir also das (vermeintlich) Nichtökonomische in den Blick nehmen, suchen wir nach neuen Rationalitäten im Umgang mit Naturräumen und Körpernaturen – möglicherweise jenseits von Naturbeherrschung oder mindestens in einem reflexiven Verhältnis dazu.

Naturschutz und Medizin als ‚reproduktive' Handlungsfelder

Handlungsfeld Nutzen und Schützen von ‚Naturräumen'

[8]In der disziplinären Perspektive der Landschafts- und Umweltplanung sind wir in doppelter Weise mit dem oben beschriebenen Dilemma zwischen Essentialisierung des Raumes einerseits und Negation des Materiellen durch radikal sozialkonstruktivistische Sichtweisen auf Raum andererseits konfrontiert: *Erstens* richten sich naturschutzrechtliche Fachplanungen auf den Schutz des als ‚Naturraum' gedeuteten Raumes; geschützt werden als ‚Naturwesen' gedeutete Tiere, Pflanzen etc. Indem also Teilen des geographischen Raumes eine Wertigkeit zugeschrieben wird – sie gelten als ‚ökologisch wertvoll', ‚schützens- und erhaltenswert' – wird der sozial-ökologisch gewordene, hybride Raum mittels Naturalisierungen aufgespalten. Diese Dichotomisierung in Schutz- und Nutzungsräume ist geschlechtlich konnotiert, mit ihr materialisieren sich gesellschaftliche Machtverhältnisse. ‚Naturschutz' als (institutionell geronnene) symbolisch diskursive Intervention der Gesellschaft schafft in ‚Schutznatur' und ‚Ressourcennatur' aufgespaltenen Raum, der sich in voneinander abgegrenzten Teilräumen materialisiert. Die (nicht zwangsläufig synchrone) Zuweisung von Räumen zu den dichotomen Kategorien ‚natürlich' vs. ‚kultürlich'/‚anthropogen überformt' sowie zu den Kategorien ‚schützens-/erhaltenswert' vs. ‚nutzbar'/‚ökonomisch verwertbar' geschieht *zweitens* durch Naturalisierungen, d.h. durch normative Setzungen, die auf (vermeintlich naturwissenschaftlich gesicherte) materielle Qualitäten (z.B. auf ökosystemare Eigenschaften, ‚Artenausstattung', ‚Seltenheit') verweisen. Sie stellt einen kulturell symbolischen Trennungsakt dar und ist durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse geprägt (vgl. Hofmeister/Mölders 2013). Zugespitzt ließe sich sagen: Materie wird als ‚Raum'/‚Körper' durch die Zuweisung von *entweder* gesellschaftlichem Nutzenkalkül (als ökonomisch verwertbare ‚Ressourcennatur') *oder* gesellschaftlichen Schutzkalkülen (als erhaltenswerte ‚Idealnatur') voneinander getrennt organisiert und hierarchisiert. Beide

Kalküle – das im engeren Sinne ökonomische Kalkül des Nutzens und das symbolisch diskursiv hergeleitete Kalkül des Schützens – wirken machtvoll und herrschaftsförmig. Durch den Akt der Zuweisung von Räumen wird die Dichotomisierung Gesellschaft vs. Natur – als die paradigmatische Basis moderner Gesellschaften – bedient und reproduziert. Naturschutz ist damit nicht weniger ein herrschaftlicher Akt als die (unmittelbare) ökonomische Verwertung materieller ‚Natur/en' (Flächen, Stoffe, Energie) auch (ebd.).

[9]Geschlechtertheoretische Zugänge in der raumwissenschaftlichen Analyse eröffnen einen kritischen Blick auf kategoriale Trennungen und/oder Dichotomisierungen (z.B. Dörhöfer/Terlinden 1998, 186ff.; Löw 1995; Terlinden 1990), wenn es bspw. um die Bildung von Raumkategorien wie Natur- vs. Kultur-/Industrielandschaften, urbane vs. rurale oder auch um geschützte vs. genutzte Räume, um schützenswerte vs. Ressourcennaturen geht. Räumliche Planung konstituiert sich entlang solcher Trennungen und umgekehrt: Durch Planungspraktiken hindurch werden kulturell symbolische Trennungen in die Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingelassen (vgl. Strüver 2010, 220), als räumliche konstruiert und materialisiert (indem z.B. Gebiete als Schutzgebiete, Industrie-, Gewerbe-, Wohngebiete planungsrechtlich ausgewiesen und festgesetzt werden). Durch essentialistische Zuweisungen voneinander getrennt werden Nutzen- und Schutz-Räume – Räume, die ökonomisch verwertet werden, und solche, die (anscheinend) von ökonomischen Kalkülen ausgenommen, von Naturverwertung und -beherrschung ‚frei' gehalten werden.

[10]Doch ebenso wie Raum durch Nutzung ‚ökonomisiert', d.h. zu einer ökonomisch verwertbaren Ressource wird, wird er es auch durch Nichtnutzung, durch Schutz: Die aus der Sphäre des Ökonomischen ausgenommenen, davon abgespaltenen ‚anderen Räume' werden als ‚Naturräume' zum ‚*reproduktiven*' System derselben Ökonomie: Sie werden funktionalisiert als in Bezug auf Options- und Erhaltungswerte geschätzte Lebensräume nichtmenschlicher Organismen (Tiere, Pflanzen) und als Erholungsräume für Menschen. In diesem Trennungsverhältnis – der Trennung zwischen ‚Produktivem' und ‚Reproduktivem' in der ökonomischen Bewertung bei gleichzeitigem Vermitteln und Vermischen beider Sphären im ökonomischen Prozess der materiellen Verwertung (Biesecker/Hofmeister 2006, 131ff.) – werden gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse in Eins gesetzt. Denn auf der Abspaltung beider, der sozial weiblichen und der ökologischen Produktivität als ‚Reproduktivität', basiert der Modus des Ökonomischen in der Industriemoderne, in dem sowohl ökologische als auch soziale lebensweltliche Krisenphänomene

systemisch generiert werden. Es handelt sich daher um eine einzige sozial-ökologische Krise: um die Krise des ‚Reproduktiven', die entlang vergeschlechtlichter Macht- und Herrschaftsverhältnisse kontinuierlich hervorgebracht wird (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006). Indem durch Naturschutz ‚Natur/en' als ‚reproduktive' erzeugt werden, greift diese Institution im Namen der ‚Für- und Vorsorge' um nichts weniger herrschaftlich auf (materielle) ‚Natur/en' zu, wie der abstrakte Wertschöpfungsprozess auch (vgl. Hofmeister/Mölders 2013) – mit dem einzigen Unterschied, dass die Rationalität und die Praktiken des Schützens und Sorgens als nichtökonomische, nicht funktionalisierte *erscheinen*. Indem Naturschutz beansprucht, für einen ‚guten', d.h. verantwortungsvollen, nachhaltigen, fürsorglichen und ‚sanften' Umgang mit ‚Natur/en' und ‚Naturräumen' zu stehen, gerät er praktisch zu einer Arena von überwiegend ehrenamtlicher, d.h. unbezahlter Sorgearbeit (vgl. DNR 2006).

[11]Schauen wir also genauer auf Naturschutz als ein in die Trennungsstruktur des Ökonomischen eingebettetes Handlungsfeld, durch das hindurch sich *doing nature* in Verbindung mit *doing gender* und *doing space* realisiert: Deutlich wird, dass hier verschiedene, womöglich sogar gegenläufige Handlungsziele und Rationalitäten wirksam werden, die sich in zwei unterschiedlichen Schutzkonzepten abbilden. *Erstens* der konservierende Naturschutz: Hiermit wird das Ziel verfolgt, einen gegebenen, durch vergangene ökonomische Praktiken hergestellten, materiell physischen Zustand (des Raumes, der Ökosysteme, der Artengemeinschaften) zu erhalten. Und *zweitens* der so genannte Prozessschutz: Hier ist nicht der Status Quo als das materielle Resultat vergangener Naturaneignung, das konstant ge- und erhalten werden soll, Schutzgegenstand, sondern die als Naturprozesse gedeuteten materiell physischen Veränderungen in der Zeit werden unter Schutz gestellt. Ziel ist nicht Erhaltung, sondern die Erneuerung der geschützten ‚Natur/en' – unabhängig davon, ob es sich um ‚Urwälder' oder Industriebrachen handelt.

[12]Das zuerst genannte Schutzkonzept wird legitimiert durch die Essentialisierung von Räumen, d.h. mit Verweis auf einen Referenzzustand, dem ‚Natürlichkeit' attestiert wird. In diesem Konzept erfolgt der Zugriff auf den Naturraum entweder durch direkte, technisch optimierte Zurichtung oder durch Simulation vergangener Ökonomien, wie z.B. in Biosphärenreservaten (vgl. Mölders 2010). Im Konzept des konservierenden Naturschutzes sind ökologische, wirtschaftliche und/oder technische Eingriffe in und die gesellschaftliche Bemächtigung über die ‚Natur' intendiert. Naturbeherrschung, wie sie in die (ökonomische) Aneignung von ‚Ressourcennatur' paradigmatisch

eingelassen ist und praktisch notwendig wird, setzt sich in diesem Konzept für die zu schützende ‚Natur' fort.

[13]Doch wie stellt sich demgegenüber der Zugriff auf ‚Naturraum' im zweiten Schutzkonzept, dem Prozessschutz, dar? Nun, hier soll überhaupt nicht mehr zu- und nicht mehr eingegriffen werden: Die Strategie heißt, ‚Natur Natur sein lassen'. Das bedeutet, dass menschliche Aktivitäten (auch die ‚wohlgemeinten', ‚fürsorglichen') aus dem ‚Naturraum' herausgenommen werden. Auf den ersten Blick scheint es, als würde mit dem so genannten Wildnis- oder Prozessschutzkonzept der Macht- und Herrschaftsanspruch über ‚Natur' aufgegeben. Prozessschutz basiert auf ‚Loslassen' – auf Selbst-Entmächtigung des schützenden Subjekts.

[14]Die Schutzintention zielt hier also nicht (mehr) auf den Erhalt vergangener ‚Natur/en' – und in der Vergangenheit hergestellter NaturKulturRäume – ab, sondern richtet sich prospektiv auf künftige ‚Natur/en' – auf Räume (Ökosysteme, Biotope), die sich zukünftig als ‚natürlich' darstellen werden. Schutzgut ist nicht das Gewordene, sondern das Werdende – nicht das, was ist, sondern das, was *wird* (vgl. Hofmeister/Mölders 2013, 105; vgl. Weber 2007, 23ff.).

[15]Eine aus feministischer Perspektive emanzipatorische Deutung des sich im Naturschutz vollziehenden Wandels hin zum Prozessschutz könnte lauten: Gesellschaftliche Verantwortung für ‚Natur' mündet ein in ein Handeln, dass ‚Natur' loszulassen versteht, d.h. in der berechtigten Sorge um ‚Natur' ihrem Eigensinn und ihren Eigenzeiten Raum gibt. In der Konsequenz bedeutet dies Selbst-Entmächtigung des schützenden Subjekts gegenüber der/den sich in sozial-ökologischen Prozessen erneuernden, hybriden ‚Natur/en'.

[16]Doch hält diese Erwartung an den Prozessschutz dem stand, was das Konzept zu versprechen vorgibt? Haben wir es tatsächlich mit einer Entwicklung zu tun, in der sich gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse in (für-)sorgender Intention zu transformieren beginnen? Wird Naturbeherrschung als Modus der Entwicklung moderner Gesellschaften aufgegeben? Oder handelt es sich doch eher um Verlagerungen (und nicht um Enthierarchisierungen) in den Beziehungen zwischen Gesellschaft und ‚Natur', zwischen Produkt und Prozess, zwischen männlichen und weiblichen Kodierungen des Naturraumes?[5]

[17]Einiges spricht für den Wandel gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Prozessschutzdenken und -handeln: Schutzgegenstand ist nicht mehr *die* Natur, die als materiell physisch existierende konzipiert wird. Die durch sozial-ökologische Entwicklungen auf Basis wertökonomischer Aneignungen von und

Interventionen in ‚Natur' durch die Industriemoderne hindurch gewordenen ‚Natur/en' werden als hybrid akzeptiert. Es sind nicht die ideale materiale Beschaffenheit oder stofflich-energetische Beziehungen und Qualitäten des Raumes, die den Schutzzweck begründen. Als ‚Wildnis' werden sowohl die als ‚naturnah' gelesenen Ökosysteme, wie ‚Urwälder', angesprochen und wertgeschätzt als auch anthropogen überformte und geschaffene Ökosysteme, wie Braunkohletagebau-Folgelandschaften, Industrie- und Militärbrachen. Diesen in Größe und Art verschiedenen Räumen wird nicht ‚Natürlichkeit' zugeschrieben, sondern stattdessen ihr Potential, ihre *Fähigkeit*,[6] durch selbstregulierende Prozesse ‚Natur/en' zu generieren (ausführlich Hofmeister 2009). Die symbolisch diskursive Aneignung und Herstellung einer Idealnatur mit Verweis auf die materiale Qualität des als Naturraum gedeuteten Raumes wird in dieser Konzeption vollständig aufgegeben.

[18]Statt also die Vorstellung einer als natürlich gedachten ‚Natur' weiter zu bedienen, treten Möglichkeiten des ‚Natürlichen' zu Natur zu *werden* in den Vordergrund. Veränderung wird zu der zentralen Eigenschaft schützenswerter Natur (vgl. Weber 2007, 23; vgl. Potthast 2004). In diesem Schutzkonzept geht es um Prozesse (nicht um spezifische Naturzustände); die Prozesse werden als natürlich konzipiert (Selbstregulationsfähigkeit).

[19]Und doch bleibt die Trennungsstruktur, wie sie für moderne Gesellschaften und ihre Ökonomien kennzeichnend ist, mindestens in symbolisch-diskursiver Dimension als Grundstruktur erhalten: Indem ‚Natur/en' retrospektiv in ihren hybriden Qualitäten akzeptiert werden, wird mit dem Prozessschutzkonzept die Trennungsstruktur Natur vs. Gesellschaft in materiell-physischer Dimension aufgegeben oder mindestens hinterfragt und kritisiert; zugleich wird jedoch prospektiv – weil die *Prozesse* wiederum als *natürliche* konzeptualisiert werden – das Gegensatzverhältnis Natur vs. Gesellschaft, Kultur und Ökonomie diskursiv erneuert. Im Effekt bleibt daher der Entwicklungsmodus gesellschaftlicher Naturverhältnisse (und mithin Naturbeherrschung als Modus) doch unhinterfragt und unangetastet. Die Schutz-versus-Nutzen-Dichotomie wird vom Produkt auf den Prozess verlagert und damit auf andere Weise ‚(wieder-)hergestellt'. Die auf den ersten Blick aufscheinende Hoffnung auf Enthierarchisierung und womöglich sogar Entmächtigung im Blick auf den gesellschaftlichen Umgang mit ‚Natur/en' könnte schließlich doch enttäuscht werden.

Handlungsfeld Leben und Sterben von ‚Körpernaturen'

[20]Die für den gesellschaftlichen Umgang mit ‚Naturräumen' entwickelte Terminologie, die den Raum zerteilt in Nutzungs- versus Schutzräume, in einen ‚produktiven' Ressourcenraum und ‚reproduktive' Räume, lässt sich auf Interaktionen zwischen Menschen in Handlungen, die auf ‚(Wieder-)Herstellung' oder/und ‚Bewahrung' des menschlichen Körpers zielen, sicher nicht unmittelbar übertragen. Doch spielen auch hier Materialisierung durch Wiederherstellen eines als ‚gesund' konzeptualisierten Körpers und Prozessorientierung eine wichtige Rolle. In den zwei voneinander unterscheidbaren medizinischen Konzepten – das der kurativen im Unterschied zur palliativen Medizin[7] – spiegeln sich die beiden für das Handlungsfeld Naturschutz unterschiedenen Handlungsrationalitäten wider. Obgleich sich also beide Handlungsfelder nicht etwa gleichsetzen lassen, werden wir an dieser Stelle dennoch den gesellschaftlichen Umgang mit ‚Körpernaturen' in Form einer Skizze knapp erörtern. Um unsere Forschungsperspektive daran weiterzuentwickeln, werden wir die Wirkmächtigkeit ökonomischer Rationalität als einer in ‚produktive' und ‚reproduktive' Funktionen des Sorgehandelns trennenden Rationalität umreißen.

[21]Was anhand des Vergehens des Lebens von Körpern – also im Blick auf den Sterbeprozess – in der Perspektive auf die materiale Bedingtheit veranschaulicht werden kann, ist das Loslassen des oder der Sterbenden durch das handelnde respektive wahrnehmende Subjekt. Die hiermit verbundenen Fragen danach, wie die Handelnden ihre Tätigkeiten in diesem Feld wahrnehmen und wie sie sich darin positionieren, welche anderen Handlungsmotive, -rationalitäten und Praktiken sich aus einer – im Unterschied zur kurativen medizinischen Intervention in die Körpernatur – veränderten Perspektive auf Körpernatur als Prozesskategorie darstellen, wäre aus unserer Sicht ein weitreichendes und in Hinblick auf die Fragestellung fruchtbares empirisches Forschungsfeld einer sozial-ökologisch orientierten feministischen Forschung. Wie für die Analyse des Handlungsfelds Naturschutz wäre auch hierfür die Subjekt-Objekt-Dichotomie kritisch zu hinterfragen und zugunsten der Analyse von „objectual practice" (Knorr-Cetina 2001, 181f.) zu verlassen.

[22]Denn wie die ökonomie- und herrschaftskritische Positionierung im Handlungsfeld Naturschutz lässt sich auch für die Mensch-Mensch-Interaktion im Handlungsfeld Gesundheit bzw. im Umgang mit ‚Krankheit' sagen, dass es sich hier nur anscheinend um ein vom Ökonomischen ausgenommenes, von ökonomischen Kalkülen befreites Feld handelt. So wird aus feministischer

Perspektive kritisch auf die zunehmende Vermarktlichung des Gesundheitswesens und auf die wachsende Dominanz betriebswirtschaftlicher Kalküle in diesem Handlungsfeld hingewiesen (vgl. Haug 2011). Aus Sicht kritischer Sozialforschung wird auf die Optimierung des Lebensendes (z.B. Streeck 2017; Stadelbacher 2017; darunter empirisch Böcker 2017; Thönnes 2013) aufmerksam gemacht. Indem wir uns zudem darüber vergewissern, was in diesem Handlungsfeld kurative und palliative Medizin voneinander unterscheidet, lassen sich, so unsere Annahme, darüberhinausgehende Erkenntnisse über die hierin eingeschriebenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse gewinnen. Dabei geht es z.B. konkret um die Frage, wann, was und wer auf welcher Grundlage darüber entscheidet, ob ein Mensch nicht mehr kurativ behandelt werden kann und soll, sondern dem Prozess des Sterbens übergeben wird. Denn der mit den Methoden und Mitteln der kurativen Medizin zu behandelnde menschliche Körper wird – wenn diese Behandlung keinen weiteren qualitativen Nutzen für den Menschen mehr verspricht – entlassen aus dem Bereich der kurativen medizinischen Behandlung und den ‚natürlichen' (selbstregulierten) Prozessen hin zum Lebensende überlassen. Die Körpernatur wird los- und freigelassen, von den auf Regeneration und Wiederherstellung zielenden medizinischen Interventionen ausgenommen. Auf diese Weise wird dem Prozess Raum gegeben und dessen Eigenart und Eigensinn durch palliative Pflege unterstützt, um Lebensqualität zu gewähren.

[23]Das im Handlungsfeld Medizin dominante normative Leitbild eines körperlichen und geistigen Zustands – ein Referenzzustand, der als ‚gesund' konzeptualisiert wird und in Abhängigkeiten zu verschiedenen sozio-strukturellen Determinanten, wie z.B. Einkommen, Lebensführung, Bildung etc. (vgl. Onnen/Stein-Redent 2017) steht – wird in der Rationalität der Pallitativmedizin zurückgenommen. Ziel der Palliativmedizin ist die Linderung des Leidens am Prozess des Sterbens. Damit verändert sich die Art des Eingreifens: Im Fokus steht nun nicht die Erhaltung des Lebens; der*die Patient*in wird in diesem Sinne losgelassen. Die Handlung fokussiert stattdessen auf die Gestaltung des Prozesses, der in den Tod des*der Patient*in einmündet. Diese hier dominierende Prozessperspektive kann nicht auf normative Vorgehensweisen beschränkt werden, sie verzichtet nämlich bewusst auf eine normative Prämisse: Danach gibt es gar keine allgemeine Vorstellung etwa von einem ‚guten' Sterbensprozess, die handlungsleitend wäre. Vielmehr kommt es darauf an, diesen Prozess auf eine dem Individuum und dessen Eigenarten angemessene Weise zu begleiten oder auch (mit-)zugestalten.[8]

[24]Eine derartige prozessorientierte Perspektive nimmt Aaron Antonovsky mit dem Konzept Salutogenese (im Unterschied zur Pathogenese) ein. Dieses basiert auf der Annahme, dass es Schutzfaktoren, Ressourcen und Potentiale sind, die Menschen gesund erhalten bzw. dazu beitragen, dass sich die Personen auf dem – als Kontinuum zwischen Gesundheit und Krankheit konzeptualisierten – Entwicklungspfad in Richtung des Pols Gesundheit zu entwickeln vermögen. Dieses dem menschlichen Leben innewohnende Potential wird jedoch nicht etwa als ‚gegeben' vorausgesetzt, sondern es wird als eine Fähigkeit beschrieben, die das Individuum durch Lebenserfahrung erwirbt (vgl. Antonovsky 1997, 27f.; vgl. Bengel et al. 2001, 28; vgl. Nussbaum 2003; vgl. Nussbaum 2011). Die es ausbildenden Faktoren werden sowohl physisch als auch sozial und kulturell bestimmt, womit Antonovsky Reduktionen auf entweder essentialistische oder sozialkonstruktivistische Zuschreibungen, aber auch Dichotomisierungen zwischen ‚von Natur gegebene' und ‚sozial erworbene' Körpernatur vermeidet. Pflegende Tätigkeiten bezieht er dabei ausdrücklich in die Analyse ein (vgl. Wydler et al. 2000). Während Antonovsky für das dem Konzept Salutogenese keine geschlechtsspezifischen Unterschiede berücksichtigt, wird in späteren Studien auch in dem Salutogenese-Modell die Bedeutung von Geschlecht als Differenzkategorie herausgearbeitet (vgl. Franke 1997, 178-182) – und zwar auch insofern, als es im Handeln zu einer Prozesskategorie wird, z.B. als „doing (fe)male patient" (Bengel et al. 2001).

[25]Auf der Basis des Konzepts Salutogenese lassen sich Ähnlichkeiten zwischen den Handlungsfeldern ‚Medizin' und ‚Naturschutz' entlang von Prozessorientierung und -schutz sichtbar machen. Durch Reflexion der Kategorie Raum im Handlungsfelder Naturschutz und der Kategorie Körper im Handlungsfeld Medizin lassen sich Fragen generieren, deren Untersuchung in der hier skizzierten Forschungsperspektive lohnenswert erscheint. Zum Beispiel: Wer entscheidet unter welchen Bedingungen über die Handlungsorientierung an einem (sozial als ‚natürlich' konstruierten) ‚Status quo ante' oder am Prozess? Wann werden (menschliche) Körper losgelassen? Welches sind primäre, welches nachgeordnete Handlungsrationalitäten? Und schließlich: Welche neuen, anderen, verlagerten Macht- und Herrschaftsverhältnisse bilden sich in der Verschiebung von Zustands- auf Prozessorientierung aus? Welches womöglich emanzipatorische Potential liegt in diesen, auf die Prozesse fokussierenden Strategien der Selbstentmächtigung der handelnden Subjekte? Wie stellt sich die Produktion-Reproduktions-Differenz in diesen veränderten ökonomischen Konstellationen in den Handlungsfeldern dar?

Fazit

[26]In unserem Beitrag haben wir die eingangs gestellten Fragen: „Wie werden ‚Natur/en' durch De/Ökonomisierung hergestellt?" und „Wer bemächtigt sich in diesen Prozessen wie des Materialen – wer greift worauf herrschaftlich zu?" beispielhaft und ausblickartig an den Handlungsfeldern Naturschutz und Medizin entfaltet. Obgleich in beiden Handlungsfeldern zentrale Fragen weiterhin offen und empirisch zu untersuchen sind, konnten wir zeigen, dass und wie Raum und Körper selbst zu ‚Natur/en' gemacht werden und damit die Voraussetzung für herrschaftliches Zugreifen geschaffen wird: Der Naturschutz beherrscht jene Räume, die als ‚natürliche' konzipiert oder denen zugestanden wird, ‚Natur/en' zu generieren. Die Medizin interveniert in Körpernaturen um deren ‚Gesundheit' wegen. In Bezug auf dieses *doing nature* wurden – in einer kritisch feministischen Perspektive auf die sich in Trennungsstrukturen realisierenden Hierarchisierungen – Ähnlichkeiten zwischen den Handlungsrationalitäten in beiden Feldern deutlich: Voraussetzung für den jeweiligen ökonomischen Zugriff ist ein Denken und Handeln entlang von Dichotomien infolge essentialistischer Verkürzungen. Der Naturschutz trennt und hierarchisiert entlang der Unterscheidung von Nutzen vs. Schützen in Naturräumen, die Medizin entlang der Unterscheidung von kurativem vs. palliativem Umgang mit Körpernaturen. Und doch weist die derzeit zu beobachtende Orientierung auf Prozesse – statt auf (Wieder-)Herstellung eines angenommenen Referenzzustandes –, wie sie sich in beiden Handlungsfeldern abzeichnet, darauf hin, dass und wie in beiden Feldern dazu beigetragen wird, Reduktionismen und damit verbunden Dichotomisierungen zu vermeiden. Zum Beispiel wird das Gegensatzverhältnis Natur vs. Kultur/Gesellschaft irritiert, wenn, wie im Prozessschutzkonzept, anthropogen hergestellte ‚Naturen' (Stadtbrachen und Konversationsflächen) naturnahen Gebieten prinzipiell gleichgesetzt und als zu schützende ‚Naturen' gleichermaßen wertgeschätzt werden. Doch wird diese in der Prozessorientierung aufscheinende Möglichkeit der Selbstentmächtigung des handelnden Subjekts – d.h. die Möglichkeit der Rücknahme des Beherrschungsmotivs durch Ökonomisierung – dann verschenkt, wenn die Dichotomie an anderer Stelle – nämlich bei den als ‚natürlich' gesetzten Prozessen – reproduziert wird. Der schon in den 1990er Jahren im Rahmen der Debatten um ‚Dekonstruktion' artikulierte Vorwurf an die ‚ältere' Geschlechterforschung, dass durch den Ansatz des ‚Gendering' (ebenso wie durch biologische Erklärungen von Geschlechterunterschieden) Geschlechterdifferenz ‚reifiziert' und Hierarchisierungen fortgeschrieben statt abgebaut würden (vgl. Knapp 1997), kann anscheinend weder

durch die Verwendung von Geschlecht als Prozesskategorie (*doing gender*) (vgl. ebd., 500) noch durch den kritisch analytischen Blick auf die wechselseitigen Bedingtheiten und Verstärkungen der dichotomen Konstruktionen von ‚Weiblichkeit' vs. ‚Männlichkeit' und ‚Natürlichkeit' vs. ‚Nichtnatürlichkeit' (*doing gender = doing nature*) entkräftet werden. Zwar verschieben sich die entlang der Achsen ‚Natur' und ‚Geschlecht' vorgenommenen Trennungsverhältnisse (vgl. Abs. 8/9) – was als ‚Natur/en' jeweils ausgegrenzt wird, verändert sich –, sie werden jedoch, soweit sie für die Struktur des Ökonomischen konstitutiv sind (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006), nicht aufgehoben. Doch indem diese sich wechselseitig bedingenden und verstärkenden Konstruktionsprozesse auf eine ‚dritte' Ebene bezogen und darin gespiegelt werden (*doing space – doing body*), lassen sie sich, so haben Geschlechterforscher*innen vielfach gezeigt (z.B. Dörhofer/Terlinden 1998; List 2001; Wastl-Walter 2010; Scheich/Wagels 2011), als (Geschlechts-)Hierarchisierungen in kritischer Absicht sichtbar machen. Ob, wie und mit welchen Konsequenzen dieses analytische Potential genutzt werden kann, wird empirisch und theoretisch weiter zu untersuchen sein.

[27]Im Blick auf die Handlungsfelder mag deutlich geworden sein, dass für ein Verständnis des herrschaftlichen Zugreifens auf ‚Natur/en' das Ökonomische – genauer die moderne kapitalistische Ökonomie – wesentlich ist. Sie ist es, die auf die Räume und Körper als ‚Natur/en' herrschaftlich zugreift, indem sie sie zu ‚Natur' macht. Erst die Herauslösung und Abspaltung (Externalisierung) von Räumen und Körpern als (zu schützende) ‚Naturen' aus dem Ökonomischen ermöglichen ihre ökonomische Verwertung durch physisch materiale Vereinnahmung (Internalisierung). Das Trennungsverhältnis zwischen produktiven und sogenannten reproduktiven Prozessen ist für diese Ökonomie konstitutiv (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006). Dies gilt auch und vielleicht gerade für Handlungen, die sich außerhalb des Ökonomischen verortet wissen wollen, weil sie sich z.B. ethisch begründen. Durch die Orientierung auf die Prozesshaftigkeit des Lebendigen wird, dies konnten wir an den Handlungsfeldern zeigen, die Produktion-Reproduktions-Differenz brüchig. Sie wird jedoch nicht aufgehoben, sondern verlagert sich in die Konstruktion von Prozessen hinein. Das auf den ersten Blick emanzipatorische Potential der Prozessperspektive – die Selbstentmächtigung des sorgenden Subjekts, das auf die direkte Intervention in Naturräume und Körper verzichtet – führt nicht ‚von selbst' zu einem herrschaftsfreien Umgang mit und Gestaltung von ‚Natur/en'. Hierfür bedarf es wohl der Intervention in die Struktur des Ökonomischen – einer ökonomischen Verfasstheit der Gesellschaft, die durch die Trennung in ökonomisch bewertete, ‚produktive' und ökonomisch nicht bewertete,

vermeintlich ‚reproduktive' Materie und Leistungen gekennzeichnet ist. Feministische Kritik verweist auf die in dieses Trennungsverhältnis eingelassenen Macht- und Herrschaftsbeziehungen.

Endnoten

1 Vgl. für das Handlungsfeld Naturschutz das laufende Forschungsprojekt „Caring for natures? Geschlechterperspektiven auf (Vor-)Sorge im Umgang mit ‚Natur/en'", das durch das Ministerium für Wissenschaft und Kultur des Landes Niedersachsen im Programm „Geschlecht – Macht – Wissen" gefördert wird (https://www.gender-arch-land.uni-hannover.de/1211.html).

2 Während mit dem Verständnis von Raum als Behälter- oder auch Containerraum davon ausgegangen wird, dass Räume materiell-physisch gegeben sind, konstituiert sich Raum im Verständnis eines Sozialraums überwiegend über soziale, ökonomische und kulturelle Praktiken und Beziehungen (vgl. Hofmeister/Scurrell 2006, 278).

3 Dass diese Verbindung historisch irreversibel geworden ist, wird mit dem Begriff Antropozän (vgl. Crutzen 2002) zum Ausdruck gebracht (vgl. Haber et al. 2016).

4 Dass Naturschutzpolitiken – soweit diese von der Sorge um Natur veranlasst sind – gesellschaftlich legitimiert und notwendig sind, insofern sie (markt-)ökonomische Verwertungsinteressen zügeln, stellen wir durch unsere naturschutzkritischen Überlegungen nicht grundsätzlich in Frage. Allerdings zweifeln wir daran, dass eine auf ‚Sorge' und ‚Schutz' basierende Handlungsrationalität die Verwertungslogik moderner kapitalistischer Ökonomie zu erschüttern oder gar zu ersetzen vermag.

5 Mit der Annahme, dass die Kategorie Geschlecht untrennbar mit der modernen, dichotomisierenden und hierarchisierenden Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft verwoben ist, beziehen wir uns auf die Forschungsperspektive ‚Gender & Environment' in der sozial-ökologischen Forschung, auf die wir oben verwiesen haben (vgl. Mölders 2013).

6 Vgl. entsprechend in Bezug auf menschliche Fähigkeiten den Ansatz von Martha Nussbaum (2003, 2011).

7 Medizinische Interventionen mit dem Ziel, eine Erkrankung zu heilen oder ihr weiteres Wachsen zu stoppen, werden mit dem Begriff ‚kurativ' benannt. Im Gegensatz dazu heißen die medizinischen Interventionen, die Symptome lindern und Folgen reduzieren sollen, ‚palliativ'. Zur Herkunft der Begriffe weist der Duden Folgendes aus: „kurieren: ‚ärztlich behandeln, heilen': Im 17. Jh. aus *lat.* curare ‚Sorge tragen, pflegen' entlehnt [...]" (DUDEN 1963, 379); zu ‚palliativ' die Brockhaus Enzyklopädie: „palliativ |zu spätlat. palliare = mit einem Mantel bedecken| (Med.): schmerzlindernd, die Beschwerden einer Krankheit lindernd, [...]" (Brockhaus 1995, 2473).

8 An dieser Frage setzen neuere Studien an: Streek (2017) z.B. arbeitet beim Vergleich von Palliativmedizin und assistiertem Sterben eine normative Komponente des ‚guten Sterbens' heraus, die in Form von Leitbildern sehr wohl handlungsleitend für die Sterbenden ebenso wie für die sie begleitenden Menschen ist. Sie vertritt die Gegenthese, dass *palliativ care* und Sterbehilfebewegung normative Vorstellungen transportieren, wie gestorben werden soll und was einen guten Tod ausmacht (vgl. Streek 2017, 37; vgl. Gronemeyer 2007).

Literaturverzeichnis

Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.) (2008): Material Feminism. Bloomington: Indiana University Press.

Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.

Bath, Corinna/Bauer, Yvonne/Bock von Wülfingen, Bettina/Saupe, Angelika/Weber, Jutta (Hg.) (2005): Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper. Bielefeld: Transcript Verlag.

Bauhardt, Christine (2017): Living in a Material World. Entwurf einer queer-feministischen Ökonomie. In: Gender 9 (2), 99-114.

Bauriedl, Sybille/Schier, Michaela/Strüver, Anke (Hg.) (2010): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bauriedl, Sybille/Schurr, Carolin (2014): Zusammenprall der Identitäten. Soziale und kulturelle Differenzen in Städten aus Sicht der feministischen Forschung. In: Ossenbrügge, Jürgen/Vogelpohl, Anne (Hg.): Theorien der Raum- und Stadtforschung. Einführungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 136-155.

Becker, Egon/Jahn, Thomas (Hg.) (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.

Bengel, Jürgen/Strittmatter, Regine/Willmann, Hildegard (2001): Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert. Expertise im Auftr. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Köln: BZgA.

Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine (2013): Zur Produktivität des ‚Reproduktiven'. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge. In: feministische studien. 31 (2), 204-252.

Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung, München: oekom Verlag.

Böcker, Julia (2017): Inwändig, unsichtbar, liminal. Ambivalenzen pränataler Verluste. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle und empirische Beiträge. Wiesbaden: Springer VS, 135-156.

Brockhaus (1995): Brockhaus Enzyklopädie. Deutsches Wörterbuch II. Neunzehnte bearbeitete Auflage. Band 27. Mannheim: F.A. Brockhaus.

Cline, Sally (1997): Frauen sterben anders. Wie wir im Leben den Tod bewältigen. Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag.

Crutzen, Paul J. (2002): Geology of mankind. In: nature 415: 23.

DNR/Deutscher Naturschutzring (Hg.) (2006): Vielfältig, kooperativ, geschlechtergerecht. Natur- und Umweltschutzverbände auf dem Weg. Dokumentation. Berlin, Bonn, Lüneburg.

Dörhofer, Kerstin, Terlinden, Ulla (1998): Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser.

DUDEN (1963): Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache. Bearbeitet von Günther Drosdowski, Paul Grebe und weiteren Mitarbeitern der Dudenredaktion. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Franke, Alexa (1997): Zum Stand der konzeptionellen und empirischen Entwicklung des Salutogenesekonzepts. In: Antonovsky, Aaron (Hg.): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag, 169-190.

Gronemeyer, Reimer (2007): Von der Lebensplanung zur Sterbeplanung: eine Perspektive der kritischen Sozialforschung. In: Gehring, Petra/Rölli, Marc/Sabarowski, Maxine (Hg.): Ambivalenzen des Todes. Wirklichkeit des Sterbens und Todestheorien heute. Darmstadt: WBG, 51-59.

Haber, Wolfgang/Held, Martin/Vogt, Markus (Hg.) (2016): Die Welt im Anthropozän. Erkundungen im Spannungsfeld zwischen Ökologie und Humanität. München: oekom.

Haug, Frigga (2011): Patientin im neoliberalen Krankenhaus. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V. (Hg.): Digitalisierte Patienten – verkaufte Krankheiten. Elektronische Gesundheitskarte und die Kommerzialisierung des Gesundheitswesens. Köln, Einhausen: hbo-Druck, 55-80.

Hofmeister, Sabine (2009): Die ‚Natur' der Wildnis. Annäherung an ein aktuelles Phänomen sozialer Ökologie. In: Zeitschrift für angewandte Umweltforschung (ZAU) 19 (1-2), 104-116.

Hofmeister, Sabine/Mölders, Tanja (2013): Caring for Natures? Naturschutz aus der Perspektive des Vorsorgenden Wirtschaftens. In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg: Metropolis, 85-114.

Hofmeister, Sabine/Scurrell, Babette (2006): Annäherungen an ein sozial-ökologisches Raumkonzept. In: GAIA 15 (4), 275–284.

Jahn, Thomas/Wehling, Peter (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines Konzepts. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 75-93.

Knapp, Gudrun Axeli (1997): Differenz und Dekonstruktion: Anmerkungen zum ‚Paradigmenwechsel' in der Frauenforschung. In: Hradil, Stefan (Hg.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften. Hrsg. von Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 497-513.

Knorr-Cetina, Karin (2001): Objectual Practise. In: von Theodore R. Schatzki/Knorr-Cetina, Karin/von Savigny, Eike: The Practice Turn in Contemporary Theory. London: Routledge, 175-188.

Kropp, Cordula (2002): ‚Natur'. Soziologische Konzepte. Politische Konsequenzen. Opladen: Leske und Budrich.

List, Elisabeth (2001): Grenzen der Verfügbarkeit. Die Technik, das Subjekt und das Lebendige. Wien: Passagen Verlag.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Löw, Martina (1997): Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis. In: Hradil, Stefan (Hg.) Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften. Hg. Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 451-463.

Löw, Martina (1995): Geschlecht, Körper und Raum. Neuere Diskussionen in der Frauenforschung. In: Frei-Räume (8), 172-181.

Massey, Doreen (1994): Space, Place and Gender. Cambridge: Polity/Minneapolis: University of Minnesota Press.

Mölders, Tanja (2010): Gesellschaftliche Naturverhältnisse zwischen Krise und Vision. Eine Fallstudie im Biosphärenreservat Mittelelbe. München: oekom Verlag.

Mölders, Tanja (2017): Gesellschaftliche Raumverhältnisse. Ein Forschungsprogramm zu den Verbindungen von ‚Natur', ‚Raum' und ‚Geschlecht'. In: Onnen, Corinna/Rode-Breymann, Susanne (Hg.): Zum Selbstverständnis der Gender Studies. Methoden – Methodologien – theoretische Diskussionen und empirische Übersetzungen. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 89-105.

Mölders, Tanja (2013): Gender & Environment. In: Hofmeister, Sabine/Katz, Christine/Mölders, Tanja (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 91-96.

Nussbaum, Martha (2003): Frauen und Arbeit – der Fähigkeitenansatz. In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik (zfwu) 4 (1), 8-31.

Nussbaum, Martha (2011): Creating Capabilities. The Human Development Approach. Cambridge/Mass., London: The Beknap Press of Harvard University Press.

Onnen-Isemann, Corinna (2006): Technisierung im Gesundheitswesen und soziale Probleme – Das Beispiel der Reproduktionsmedizin. In: Loidl-Keil, Rainer/Laskowski, Wolfgang (Hg.): Evaluation im Gesundheitswesen. München, Mering: Verlag Rainer Hamp, 159-190.

Onnen, Corinna, Stein-Redent, Rita (2017): Frauen sterben anders als Männer. Soziologische Überlegungen zu einer demographischen Beobachtung. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge. Wiesbaden: Springer VS, 71-90.

Potthast, Thomas (2004): Die wahre Natur ist Veränderung. Zur Ikonoklastik des ökologischen Gleichgewichts. In: Fischer, Ludwig (Hg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg: Hamburg University Press, 193-221.

Scheich, Elvira/Wagels, Karen (2011): Räumlich/Körperlich: Transformative gender-Dimensionen von Natur und Materie. In: Scheich, Elvira/Wagels, Karen (Hg.): Körper. Raum. Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7-30.

Stadelbacher, Stephanie (2017): Das Lebensende als Randgebiet des Sozialen? Zur Praxis des ‚guten' Sterbens zu Hause am Beispiel der ambulanten Hospiz- und Palliativarbeit. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle und empirische Beiträge. Wiesbaden: Springer VS, 49-70.

Streek, Nina (2017): Sterben, wie man gelebt hat. Die Optimierung des Lebensendes. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle und empirische Beiträge. Wiesbaden: Springer VS, 29-48.

Strüver, Anke (2010): KörperMachtRaum und RaumMachtKörper: Bedeutungsverflechtungen von Körpern und Räumen. In: Bauriedl, Sybille/Schier, Michaela/Strüver, Anke (Hg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn. Münster: Westfälisches Dampfboot, 217-237.

Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaft. Opladen: Leske+Budrich.

Terlinden, Ulla (1990): Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur: ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung. Stuttgart: Silberburg.

Thönnes, Michaela (2013): Sterbeorte in Deutschland. Eine soziologische Studie. Frankfurt am Main, Bern: Peter Lang.

Wastl-Walter, Doris (2010): Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Weber, Ivana (2007): Überblick. In: Dies.: Die Natur des Naturschutzes. Wie Naturkonzepte und Geschlechterkodierungen das Schützenswerte bestimmen. München: oekom Verlag, 12-35.

Wydler, Hans/Kolip, Petra/Abel, Thomas (Hg.) (2000): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzeptes. Weinheim: Juventa Verlag.

Verena Namberger

Der (re)produktive Körper in der südafrikanischen Ökonomie der Eizellspende

Ein feministischer Dialog über Materialität/en

[1] Materialität/en rücken derzeit neu in den Fokus der Geschlechterforschung (vgl. Alaimo/Hekman 2008, van der Tuin 2011). Die Frage *how matter comes to matter* wird je nach Erkenntnisinteresse, disziplinärem Zugang und Forschungsfeld unterschiedlich beantwortet. Vor diesem Hintergrund möchte ich einen Dialog zwischen zwei unterschiedlichen, bislang kaum aufeinander bezogenen feministischen Perspektiven auf die Materialität des Körpers anregen – einen Dialog zwischen feministischer Ökonomiekritik einerseits und feministischen Körpertheorien, vor allem in der Tradition der Science & Technology Studies (STS), andererseits. Während feministische Ansätze auf der Grundlage marxistischer Theorie Körper als Produkte historisch spezifischer materieller Bedingungen der (Re)Produktion begreifen, fokussieren letztere auf die Materialisierung von Körpern in *Intra-Aktion*[1] mit Technologien, medizinischen Praktiken, Diskursen, und nichtmenschlichen an/organischen Aktanten. Ziel meines Beitrags ist es, Möglichkeiten der Verknüpfung der damit einhergehenden unterschiedlichen Konzepte von Materialität/en auszuloten. Gegenstand des Dialogs ist der (re)produktive Körper im biotechnologischen Zeitalter und genauer der Körper in der Ökonomie der Eizellspende in Südafrika. Ich betrachte den südafrikanischen Markt für gespendete Eizellen im Rahmen von In-vitro-Fertilisation (IVF) als ein Fallbeispiel einer Bioökonomie, in der die Grenze zwischen produktiver und reproduktiver Sphäre zunehmend verwischt. Entsprechend setze ich die Ergebnisse meiner ethnografischen Forschung in Südafrika in Bezug zu sozialwissenschaftlicher Literatur zur Kommodifizierung und Inwertsetzung des Körpers in Bioökonomien. Ich frage: Welche Rolle(n) spielt der Körper in seiner Materialität in diesen neuen Ökonomien? Und was genau wird hier in Wert gesetzt oder zur Ware? In einem ersten Schritt argumentiere ich im Rückgriff auf neue Ansätze feministischer Ökonomiekritik, dass die ‚Spende'[2] von Körperstoffen als naturalisierte Arbeit

sichtbar gemacht werden muss. Diese Analyseperspektive konfrontiere ich in einem zweiten Schritt mit feministischen Ansätzen aus den Science & Technology Studies, welche die Idee des Körpers als genuin menschlichen Organismus verwerfen und Körper stattdessen als hybride Konfigurationen jenseits Cartesianischer Dualismen denken. Dies wirft weiterführende Fragen hinsichtlich der Konzeptualisierung des ‚arbeitenden' Körpers der Eizellspenderin auf, und eröffnet neue Blickwinkel auf das Verhältnis von Körper und Arbeit.

Der Markt für gespendete Eizellen in Südafrika

[2] Zunächst möchte ich kurz meine Fallstudie skizzieren, die mit der Analyse der Situation in Südafrika eine Lücke in der bestehenden Forschung zu Reproduktionsmärkten schließt. Grundlage hierfür sind Daten, die ich während zweier Feldforschungsaufenthalte (November/Dezember 2014 und Januar/Februar 2016) durch qualitative Interviews mit Spenderinnen, Ärzt_innen, Agenturinhaberinnen und Klinikpersonal, durch ethnografische Beobachtung in IVF-Kliniken sowie durch die Auswertung relevanter Print- und Onlineinhalte[3] erhoben und im Rahmen der Situationsanalyse (Clarke 2005) text- und metaphern-analytisch ausgewertet habe. Dabei ergab sich das Bild einer selbstbewussten und florierenden Reproduktionsindustrie: Seit Eröffnung der ersten *egg donor agency* im Jahr 2002 hat sich der Markt rund um gespendete Eizellen in Südafrika enorm entwickelt (Namberger 2017). Das Land ist heute eine der Topadressen eines weltweiten ‚reproduktiven Tourismus' (Nahman 2016; Bergmann 2014). Rund 80 Prozent der Patientinnen kommen aus dem Ausland, vor allem aus Australien, den USA, Großbritannien, aber auch zunehmend aus anderen afrikanischen Staaten. Hierfür gibt es zahlreiche Gründe: Zunächst trägt die Tatsache, dass Spenderinnen in Südafrika eine finanzielle Kompensation erhalten (7.000 ZAR, etwa 440 Euro), dazu bei, dass es keine Wartelisten für Empfängerinnen gibt.[4] Zudem schätzen Frauen und Paare[5] aus aller Welt die ‚*first-world standards*' der privaten Fertilitätskliniken, die vergleichsweise niedrigen Kosten der Behandlung, die günstigen Wechselkurse, die touristischen Reize Südafrikas und die große Auswahl an Spenderinnen unterschiedlicher ‚Rassen' und ethnisch-kultureller Herkunft. Und schließlich ist der IVF-Tourismus Teil eines wachsenden Marktes für medizinische Behandlungen, der auch von der südafrikanischen Regierung gefördert wird,[6] eingebettet in eine nationale *Bio-Economy Strategy* unter dem Slogan „From Farmer to Pharma" (vgl. Departement of Science and Technology 2013, 2). Insgesamt ist in

Südafrika die Gewinnung und Vermittlung von Eizellen heute weitgehend institutionalisiert und ethisch reguliert.[7] Ärzt_innen bewerten das medizinische Verfahren als risikoarm und betonen die hohen Erfolgsquoten, und auch viele Spenderinnen sprechen von einer *rewarding and life changing experience*.

Die Inwertsetzung von Körpern und Ansatzpunkte der Kritik

[3] Vor dem eben skizzierten Hintergrund wird eine emanzipatorische Kritik an der Ökonomisierung von Reproduktion ein komplexes Unterfangen. Es reicht nicht aus, die ‚Ausbeutung von Frauenkörpern' im Rahmen von neuen Reproduktionsmärkten oder die Inwertsetzung des Körpers von einem bioethischen Standpunkt anzuprangern, so meine Einschätzung. Die Frage der Kommodifizierung ist weitaus vielschichtiger, als sie in der Bioethik meist gefasst wird (vgl. Sharp 2000, Scheper-Hughes/Wacquant 2002). Entsprechend charakterisiert etwa auch Rene Almeling die bioethische Debatte als verhaftet in einem Modus des „light switch". Diesen beschreibt sie wie folgt: „if money is exchanged, then there is commodification, and the author does not need to know much more than that to speculate about its objectifying, alienating, and dehumanizing effects" (2011, 170). Sie betont im Gegensatz dazu die soziokulturelle Bedingtheit von Kommodifizierungsprozessen. Ähnlich weist auch Susanne Lettow darauf hin, dass die „Inwertsetzung von Körperstoffen [...] ein Vorgang [sei], der nicht allein als Ausdehnung einer quasi selbsttätigen kapitalistischen Verwertungslogik begriffen werden kann, sondern nur aus dem Wechselverhältnis von konomie, Lebensweisen und Körperpolitiken" (2015, 38). Es gilt folglich, die Spezifika und weitreichenden Effekte der Eingliederung von Körpern in bioökonomische Akkumulationsregime in den Blick zu nehmen.

[4] Diese Herausforderung rückt in den letzten Jahren in den Fokus gesellschaftskritischer Arbeiten zu neuen Allianzen zwischen Lebenswissenschaften, Biotechnologien und Kapitalismus. Das Forschungsfeld umfasst diverse theoretische Perspektiven und bringt eine Vielfalt an „species of biocapital" hervor, wie es Stefan Helmreich (2008) in seinem gleichnamigen Literaturreview beschreibt. Allein die intensive Debatte unterstreicht die Komplexität der Wertfrage hinsichtlich des Körpers in Bioökonomien. Feministische Ansätze eröffnen hierbei eine vielversprechende Perspektive der Kritik, indem sie die Inwertsetzung des Körpers – etwa in Form der Spende von Körper-

stoffen, Leihmutterschaft oder Teilnahme an klinischen Studien – als wertschöpfende Arbeit analysieren; konzeptualisiert etwa als *embodied labour* (vgl. Pande 2014) oder *clinical labour* (vgl. Cooper/Waldby 2014). Sie knüpfen an eine feministische Ökonomiekritik an, die im Anschluss an marxistische Theorien naturalisierte, vergeschlechtlichte Reproduktionstätigkeiten als Arbeit sichtbar und zum Ausgangspunkt gesellschaftskritischer Interventionen macht(e). Ich erachte diese Intervention über eine feministische Neudefinition des Arbeitsbegriffs als analytisch produktiv und politisch wichtig. Sie denaturalisiert die Vorstellung, dass dem Körper, und insbesondere dem weiblichen Körper, ein natürlicher Wert inhärent sei, den es nur zu realisieren gelte – eine Idee, die sich etwa in Strategiepapieren der Europäischen Union (EU) und der Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) zur Bioökonomie als Zukunftsszenario für nachhaltiges Wirtschaftswachstum findet.

[5] Vom analytischen Standpunkt der Arbeit aus zeigt sich in Südafrika – wie auch anderorts, allen voran in den USA (siehe etwa Almeling 2011; Pollock 2003) – ein konstitutiver Widerspruch zwischen Selbstlosigkeit und Gewinnstreben, persönlicher Ethik und Marktförmigkeit: Einerseits konstruieren Kliniken und Agenturen, die Gesetzeslage sowie der hegemoniale öffentliche Diskurs einen Deutungsrahmen von Mutterschaft, weiblicher Solidarität und Altruismus, und andererseits ist das Feld der Reproduktionsmedizin entlang ökonomischer Rationalität organisiert; oder, um mit Marx zu sprechen, in letzter Instanz durch die Ökonomie determiniert. Während die Praxis der Spende trotz Kompensationszahlungen klar von Lohnarbeit und der *cold world of business* abgegrenzt wird, auch von den meisten Spenderinnen selbst, ist die Vermittlung von Eizellen ein lukratives Geschäftsfeld. Die Industrie profitiert von dieser widersprüchlichen Gleichzeitigkeit einer klar ökonomischen Ausrichtung der Eizellabgabe und -vermittlung und dem ethischen und rechtlichen Grundsatz, der Körper(-stoffe) von einem marktförmigen Handel ausschließt. Dass der Begriff der altruistischen Spende unzutreffend ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass fast alle Spenderinnen zugeben – und ich verwende dieses Wort bewusst –, dass die Kompensation ausschlaggebend oder zumindest ein wichtiger Anreiz war. Diese Beobachtung korrespondiert mit der Schätzung einer *egg donation coordinator* in einer Klinik in Kapstadt, dass für rund 80 Prozent der Frauen das Geld entscheidend sei: „they do it for the money".[8] Auch im Marketing der Agenturen spiegelt sich die Ambivalenz zwischen altruistischen Motiven und professionellem Business. Sie geben dem medizinischen Verfahren zugleich eine Aura von Freundschaft und persönlicher Nähe – und je nach Agentur, das

Image der emanzipierten Frau oder das einer pinken Märchenwelt von *donor angels* – und präsentieren sich mit *guarantee plans* und speziellen *package deals* zugleich als professionelle Dienstleister. Ebenso basieren Onlinedatenbanken, die Spenderinnen in Drop-down-Menüs als Bündel von sozialen Faktoren und Genen präsentieren und dabei unter anderem ‚Rasse' auf genetischer Ebene als Kategorie reifizieren, auf den Vorlagen von Online-Shops für Konsumprodukte und Dienstleistungen (z.B. für Kleidung, Handys, Reisen, Autovermietung). Sie organisieren Informationen über verfügbare Spenderinnen auf eine Art und Weise, die der Zielgruppe potenzieller Empfängerinnen vertraut ist und die Absonderlichkeit dieses Marktes abfedert. Eine materialistische Analyse der Spende von Eizellen als Form naturalisierter Arbeit ermöglicht es, die strukturellen Gegebenheiten dieser Ökonomie jenseits moralisierender Argumente aufzudecken, und gleichzeitig die mitunter widersprüchlichen subjektiven Erfahrungen und Motive ihrer Akteure anzuerkennen. Im Sinne des historischen Materialismus lässt sich hierdurch die ökonomische Bedingtheit von Körpernormen und -praktiken in den Blick nehmen.

[6] Ausgehend von diesen Argumenten für ‚Arbeit' als analytische Perspektive möchte ich nachfolgend herausarbeiten, was genau die Arbeit der Eizellabgabe unter den Gegebenheiten des professionalisierten südafrikanischen Marktes umfasst. Mein Anliegen ist es, die Komplexität von *clinical* oder *embodied labour* aufzuzeigen. Damit möchte ich einer Tendenz in der Literatur entgegenwirken, „sehr disparate Momente des Prozesses der Eizellgewinnung tendenziell in eins" (2012, 72) zu setzen, wie auch Susanne Schultz und Kathrin Braun kritisch anmerken; was wiederum der Idee Vorschub leistet, dem ‚Leben' oder der ‚Vitalität' an sich sei ein Wert inhärent. Ich teile ihre Kritik, dass dadurch ein undifferenziertes Kontinuum körperlicher Produktivität entsteht, das die aktive Beteiligung der Spenderin ebenso umfasst wie etwa Risiken und Nebenwirkungen und produktive Stoffwechselprozesse im weiblichen Körper. An dieser Problematik zeigt sich, dass das Verhältnis zwischen Arbeit und ‚dem' Körper untertheoretisiert ist, oder wie Amrita Pande es treffend ausdrückt: „the bridge between bodies and labor remained a relatively unexplored territory" (Pande 2014, 105). Genau hier setzt meine Forderung an, feministische Ökonomiekritik und feministische Körpertheorien, die den Körper in seiner Materialität (neu) zu denken versuchen, verstärkt miteinander ins Gespräch zu bringen. Letztere brechen mit der Idee des Körpers als natürlichem Organismus und passiver Materie, der als Rohstoff oder Träger von Arbeitskraft ausgebeutet werden kann; eine Idee, die dem Konzept der reproduktiven Arbeit, wie es im marxistischen

Feminismus entwickelt wurde, implizit inhärent ist. Jenseits der Vorstellung einer singulären, biologisch gegebenen Entität lenkt jener Strang feministischer Theorie unsere Aufmerksamkeit auf Körper als kontingente Figurationen, als *cyborgs* (vgl. Haraway 1991) und *living political archives* (vgl. Preciado 2013), die sich in sozialen Praktiken und in *intra*-Aktion (vgl. Barad 2007) mit Technologien und nicht-menschlichen Aktanten immer wieder neu materialisieren. Diese Konzepte werden jedoch selten in explizitem Bezug zur politischen Ökonomie und gegenwärtigen Arbeits- und Produktionsverhältnissen diskutiert. Es ist an der Zeit diese beiden Stränge feministischer Perspektiven auf (körperliche) Materialität/en zusammenzubringen.

Labour Matters: Bewirtschaftung des Körpers, Selbstmarketing, Logistik

[7] „And when you start seeing for the first two scans how they are all growing that starts putting it a bit more into your mind. I take my follicles as things to ward then (...) And you can feel them growing.“[9] Viele Spenderinnen beschrieben mir gegenüber das Gefühl, dass etwas in ihnen wachse und sie sich mitunter „etwas schwanger“ („a bit pregnant“)[10] vorkämen. Diese Erfahrungsdimension der Spenderinnen fehlt in medizinischen Beschreibungen der Eizellgewinnung gänzlich: Dort erscheinen Eizellen als im Körper der Frau vorhandene Ressourcen, die mittels eines medizinisch-pharmakologischen Eingriffs in den natürlichen Zyklus entnommen werden können. Dies ist insofern richtig, als jede Frau mit einer individuellen Eizellreserve geboren wird, klammert jedoch den ‚Reifeprozess‘ und die im Folgenden dargestellte, von der Spenderin geleistete Arbeit aus. Zunächst ist zu berücksichtigen, dass in einem IVF-Zyklus durch hormonelle Stimulierung bis zu 20 Eizellen reifen. Dies bedeutet für Spenderinnen sich täglich Hormone zu injizieren, neugierigen Nachfragen im persönlichen Umfeld ausgesetzt zu sein und die langfristigen Risiken der Hormoneinnahme in Kauf zu nehmen. Hinzu kommt, dass viele Spenderinnen sich darum bemühen, möglichst gute ‚Wachstumsbedingungen‘ zu schaffen, um ‚good quality eggs‘ hervorzubringen, etwa durch gesunde Ernährung, regelmäßigen Sport, den Verzicht auf Alkohol und Zigaretten. Sie haben Sorge andernfalls „dirty eggs“[11] zu produzieren und die Empfängerinnen zu enttäuschen. Es liegt in diesem Kontext nahe von einer „Bewirtschaftung der Körper“ (vgl. Lettow 2012) zu sprechen, einer biotechnologisch gewendeten Form von Ackerbau: „a form of extraction that involves isolating and mobilizing the primary reproductive agency of specific body parts, particularly cells, in a

manner not dissimilar to that by which, as Marx described it, soil plays the ‚principal' role in agriculture" (Franklin/Lock 2003, 8). In diesem Sinne ist das Motto „From Farming to Pharming" ironischerweise treffender als von der südafrikanischen Regierung vermutlich beabsichtigt. Ich argumentiere, dass der In-vivo-Kultivierungsprozess, den die Spenderin leistet, als wertschöpfende Arbeit gesehen werden muss, und nicht erst die nachfolgende In-vitro-Phase im Labor. Dies gilt umso mehr, als meine Interviews nahe legen, dass sich diese Erfahrung bei einigen jungen Frauen nachhaltig auf ihr Körper- und Selbstverhältnis auswirkt. Dies wird etwa dann anschaulich, wenn Spenderinnen davon sprechen, dass sie in jedem Zyklus ‚wertvolle Eizellen verschwenden'[12] und dies in das Narrativ eines Ressourceneffizienten Körpers einbetten. Der Zugriff auf beziehungsweise die Einhegung des fruchtbaren weiblichen Körpers erfolgt dabei unter spezifischen Bedingungen. So wählen etwa die Empfängerinnen nicht nur die Spenderin, sondern bestimmen auch Zeitpunkt und Ort der Behandlung. Dies ist vor allem der Organisation der medizinischen Behandlung als Dienstleistung im Rahmen eines privatisierten Gesundheitsmarktes geschuldet.

[8] Ein Blick auf das Geschäftsmodell der Agenturen zeigt weiterhin, dass die Ökonomie der Eizellspende nicht allein auf der Gewinnung von Eizellen als stofflicher Ressource basiert. Die Praxis der Eizellspende hat sich in Südafrika durch Agenturen deutlich verändert; sowohl was den Prozess als auch was die Anforderungen an Spenderinnen betrifft. Diese Veränderungen sind bedingt durch die harte Konkurrenz im Agenturgeschäft und die wachsenden Ansprüche der (internationalen) Kund_innen. Bewerbungsformulare renommierter Agenturen sind oftmals 20 Seiten lang, meist gefolgt von einem persönlichen Bewerbungsgespräch. Es ist gar nicht so einfach, seine ‚Eizellen zu verkaufen': Voraussetzung ist es, die eigene (medizinische) Familiengeschichte aufzurollen, persönliche Daten preiszugeben, Aussehen und Persönlichkeit detailliert zu beschreiben, ansprechende Essays zu verfassen und bereit zu sein, mehr über den eigenen Gesundheitszustand und genetische Veranlagungen zu erfahren. Darüber hinaus sind gute Englischkenntnisse, Internetzugang und eine E-Mail-Adresse Grundvoraussetzungen. Das Ergebnis ist ein detailliertes Profil der Spenderin, das in der Agenturdatenbank online gestellt wird. Zukünftige Eltern können dort unter allen Einträgen nach bestimmten physischen Eigenschaften und Kategorien wie Religion, Bildungsniveau und Charaktereigenschaften suchen und entsprechend ihrer Vorlieben eine Spenderin auswählen. Vor allem die Diversität der Spenderinnen und die umfangreichen Informationen über sie sind Aspekte, mit denen südafrikanische Agenturen werben: „South Africa offers a

large database of first class eggs donors from all races and ethnicities. Unlike other foreign egg donor programs, future parents are able to view full information about prospective donors including family history, education history, medical information etc as well as photos of the donor as a child."[13]

[9] Die Quantität und Qualität der Informationen über Spenderinnen ist durch die Agenturen enorm gewachsen. Das bedeutet auch einen größeren Arbeitsaufwand, um als Spenderin in eine Datenbank aufgenommen zu werden. Zumal es nicht ausreicht, die gewünschten körperlichen und persönlichen Attribute mitzubringen, es bedarf auch der Fähigkeit, diese zu präsentieren. Gefragt ist hier, wie in vielen anderen Bereichen des (Arbeits-)Lebens im Neoliberalismus, ein gutes Selbstmarketing. „We are all fabulous in our own way – don't be shy to put that all in your profile. What makes you unique, what makes you special? WHAT MAKES YOU AWESOME!?", fragt eine Agentur in ihren „Tips for Filling out Your Donor Application".[14] Spenderinnen werden zunehmend zu ‚Unternehmerinnen ihrer selbst' (vgl. Foucault 2004). In diesem Kontext entstehen entlang der intersektionalen Kategorien ‚Rasse' und Klasse Zugangsbarrieren, die vor allem auf unterschiedlich verteilte soziokulturelle Ressourcen zurückzuführen sind: Diese umfassen so banal erscheinende Dinge wie Kinderfotos, über die viele Schwarze Südafrikaner_innen schlicht nicht verfügen, da ihrer Familie die finanziellen Mittel für einen eigenen Fotoapparat fehlten, ebenso wie die erforderliche sichere Beherrschung der englischen Sprache. Vor allem Schwarzen Frauen aus ländlichen Regionen, die keine englischsprachige Schule besucht haben, fällt es oft schwer, sich wortgewandt auf Englisch zu beschreiben und keine der Agenturen stellt den Bewerbungsbogen in einer der lokalen Vernakularsprachen zur Verfügung. Eizellspende findet fast ausschließlich auf Englisch oder seltener Afrikaans statt. Der Wert des vergeschlechtlichten Körpers liegt demnach nicht allein in seiner stofflich-materiellen Beschaffenheit und einem ‚natürlichen' reproduktiven Potenzial. Vielmehr materialisieren sich im Markt für Eizellen Körper auch als Träger von Daten und sozialem Kapital, als virtuelle Repräsentationen verkörperter Subjekte, als Knotenpunkte von Affekten.

[10] Diese Analyse verweist darauf, dass die Frage danach, was in diesem Fall kommodifiziert oder zur Ware wird, nicht einfach zu beantworten ist. Kristin Holster kritisiert, dass in der Debatte meist nur die beiden Positionen vorhanden seien, dass entweder Eizellen verkauft werden oder aber die Zeit und der Aufwand der Spenderin. Sie schlägt vor, das Profil der Spenderinnen als weitere Dimension zu berücksichtigen: „the donor profile may serve

to embody the genetic material such that it is the personification of the egg and donor that the recipient is purchasing“ (2008, 63). Diese Überlegung ist insbesondere relevant angesichts von Agenturen, die fast ausschließlich im virtuellen Raum operieren. Ihr Service basiert darauf, potenziellen Kund_innen eine möglichst große und diverse Auswahl an verfügbaren Spenderinnen zu bieten. Diesen Gedanken weiterführend behaupte ich, dass bereits die Profile selbst für die Agenturen wertvoll sind. Das bedeutet, dass Spenderinnen zur Realisierung von Mehrwert beitragen, noch bevor ihnen Eizellen entnommen werden – indem sie Daten statt Körperstoffe bereitstellen. Gleichzeitig verkörpern diese Eizellen auch ein bestimmtes Image von Südafrika: Sie stehen für ‚westliche' Standards, die Einhaltung ethischer Prinzipien und eine positiv besetzte ethnische Diversität in der *rainbow nation*. Es gilt folglich den (Markt-)Wert des Spenderin-Profil-Eizell-Bündels als soziokulturelles Phänomen zu verstehen und damit „not merely as a function of economic considerations but also as a function of desire, fantasy and imaginaries" (Waldby/Cooper 2008, 66).

[11] Es sollte deutlich geworden sein, dass ökonomischer Wert oder Biokapital nicht einfach dadurch entsteht, Eizellen aus dem weiblichen Körper zu entnehmen. Die Wertschöpfungsketten sind weitaus komplexer und involvieren Körper(-teile) in unterschiedlichen Figurationen. Ich möchte diesen Punkt an einem letzten Beispiel veranschaulichen: Ökonomische Ratio in Kombination mit verbesserten Freezing-Methoden (Kryopreservierung) lassen eine grundlegende Veränderung im südafrikanischen Markt in naher Zukunft wahrscheinlich werden. So genannte *frozen egg banks* vereinfachen das logistische Prozedere, da durch das Einfrieren der Eizellen die Synchronisierung der Zyklen von Spenderin und Empfängerin entfällt. Gleichzeitig maximiert es das Geschäftsmodell, wie mir ein Arzt in einer Klinik in Kapstadt erklärte: „If you get an egg donor and you extract 15 eggs, then they will split five, five, five for each recipient. So they can make the most amount of money per egg donor."[15] In den USA gibt es bereits *egg banks*, die einen globalen Service, d.h. weltweiten Versand anbieten und auch in Südafrika wird voraussichtlich demnächst eine erste *egg bank* nach amerikanischem Vorbild eröffnen.

[12] Strukturell betrachtet überschneiden sich hier zwei Wertschöpfungsketten: die sogenannte *global care chain*, globale Fürsorgeketten, und die *global cold chain*, die weltweite Kühlkette. Mit dem ersten Begriff beschrieb Arlie Hochschild (2000) die ungleiche internationale Verteilung von Care-Arbeit, der zweite bezieht sich auf eine zentrale Möglichkeitsbedingung für

die globale Zirkulation von Eizellen. Ihr Transport ist abhängig von einem weiteren wachsenden Wirtschaftssektor, der Logistikindustrie. Die Geschichte und Expertise in der Verschiffung gefrorener oder gekühlter Güter entlang der *global cold chain* reicht zurück zu den Anfängen des europäischen Imperialismus und Kolonialismus. Heute gibt es zahlreiche Unternehmen, die sich auf den Transport biologischer Materialien in einem globalisierten Medizin- und Reproduktionsmarkt spezialisiert haben. Der (re)produktive Körper oder vielmehr körperliche Substanzen materialisieren sich hier als temperaturempfindliches „high-value cargo", das überwacht von computergestützten Tracking-Systemen scheinbar mühelos geografische Distanzen überwindet.[16] Noch sind die High-Tech Container jedoch dem Körper als In-vivo-Container unterlegen, um es aus der Perspektive der Logistikindustrie zu formulieren. Daher ist in Südafrika das Phänomen der *travelling donors* weit verbreitet, auch wenn die SASREG-Richtlinien dies ethisch für nicht vertretbar halten. Hierbei reisen Spenderinnen, vermittelt über international agierende Agenturen, in andere Länder um vor Ort ‚frische' Eizellen zu spenden und damit die Erfolgsquote der nachfolgenden IVF-Behandlung zu erhöhen. Dieses Modell wird von Agenturen gern als kostenlose Möglichkeit zu reisen und die Welt zu sehen beworben und von Spenderinnen teilweise auch so erlebt: „receiving the trip of a life time while giving the gift of life" (Kroløkke 2015, 17), lautet das Motto. Hinter den positiven Affekten, die mit Reisen und Urlaub verbunden sind, wird erneut die Arbeit unsichtbar (gemacht), die Spenderinnen dabei leisten: angefangen von Reisevorbereitungen über die Regelung beruflicher und familiärer Verpflichtungen bis hin zu der immateriellen Arbeit mit Stress und einem ungewohnten Umfeld umzugehen.

Clinical Workers: Eine raumzeitliche Erweiterung

[13] Ich habe bisher unterschiedliche Dimensionen von Arbeit im Rahmen der Eizellspende beleuchtet, die im hegemonialen Verständnis nicht als wertschöpfende Aktivitäten anerkannt werden. Eine derart differenzierte Analyse gibt Aufschluss darüber, wie sich die bioökonomische Inwertsetzung des vergeschlechtlichten und rassialisierten Körpers in neuen Körper- und Selbstverhältnissen manifestiert. Der Fokus lag bislang weitgehend auf dem Verhältnis von Spenderin und Eizelle. Abschließend möchte ich noch kurz andeuten, welche analytischen Perspektiven auf *clinical labour* sich eröffnen, wenn wir noch weiter vom Körper als organischer Entität – *ending at the skin* –abstrahieren. Betrachten wir etwa die synthetisch produzierten

Hormone, die im Rahmen der IVF-Behandlung Bestandteil des makroanatomischen Systems Körper werden. Hormone erscheinen im Klinikalltag und im Diskurs der Eizellspende als natürlich gegebene Aktanten. Was dabei verborgen bleibt, ist die Genealogie der pharmakologischen Produktion von Sexualhormonen, eng verknüpft mit der Geschichte der „Pille“, und damit die *clinical labour* jener U.S.-amerikanischen Gefängnisinsass_innen und Frauen in den Slums von Puerto Rico, welche in den 1950er und 60er Jahren in klinischen Studien als menschliche ‚Versuchskaninchen‘ genutzt wurden (vgl. Preciado 2013, 152-215). Dass die hormonelle Stimulation des Körpers der Spenderin und die anschließende ‚Ernte‘ von Eizellen heute weitgehend Routine geworden sind, basiert auf pharmakologischer Forschung, die ohne jene vergessenen *clinical workers* nicht möglich gewesen wäre. Dennoch tauchen sie in aktuellen Analysen von Bioökonomien nicht auf. Doch was ist, wenn wir Körper mit Preciado als *living political archives* oder mit Haraway als materiell-semiotische Knotenpunkte verstehen? Sind synthetische Hormone dann nicht Teil dieser zeiträumlich entgrenzten körperlichen Figuration? Bilden sie nicht ein weiteres Sediment des lebenden Körper-Archivs, ein Archiv, in dem sich unter anderem die gewaltvolle Geschichte naturalisierter Ausbeutung von Frauenkörpern im pharmakologisch-industriellen Komplex ablagert?

[14] Oder denken wir an die kryopreservierten Eizellen, die als temperaturempfindliche Fracht entlang der *global cold chain* verschickt werden, um am anderen Ende der Welt Teil einer neuen körperlichen Figuration zu werden. Die Logistikindustrie versucht den ‚menschlichen Faktor‘ diskursiv so weit wie möglich auszuklammern: „[W]e created a solution that did not require refrigerated trucking, refrigerated warehousing, re-icing or any other human intervention other than moving the product from A to Z (...) An active temperature-control container, for example, all but eliminates the human and environmental elements“ (Markarian 2015, Absatz 24). Sie weckt damit die Illusion einer effektiven, technologisch optimierten Transportkette, die weitgehend ohne menschliche Arbeitskraft funktioniere. Doch was ist mit dem FedEx-Arbeiter, der die Container in seinem LKW von A nach Z transportiert oder ins Flugzeug verlädt? Was ist mit der Arbeiterin, die in einer südkoreanischen Fertigungsanlage am Fließband steht und die mikroelektronischen Bestandteile der High-Tech-Container produziert? Ist es nicht auch ihre Arbeitskraft, die eine effiziente transnationale Fertilitätsmedizin erst ermöglicht? Schließlich werden eben jene Hormone, reproduktiven Zellen und Mikrochips Teil von (re)produktiven körperlichen Figurationen, formen *cyborgs* im Haraway‘schen Verständnis. Nehmen wir feministische Kör-

pertheorien ernst und verabschieden die Idee des arbeitenden Körpers als biologischer Organismus, so eröffnen sich auch raumzeitlich erweiterte Perspektiven auf das Verhältnis von Arbeits(-kraft) und Körper. Dies stellt letztlich auch die Grenzen und Reichweite einer Analyse von *clinical labour* in der südafrikanischen Ökonomie der Eizellspende und anderen Sektoren einer globalen Bioökonomie zur Disposition.

Ausblick

[15] Mein Beitrag argumentiert, dass die südafrikanische Bioökonomie der Eizellspende nicht den Körper als gegebene biologische Entität kapitalisiert oder kommodifiziert. Vielmehr bringt die ‚kontrollierte Einschaltung der Körper in die (Re-)Produktionsapparate' der Bioökonomie, um Foucaults Bild leicht verändert aufzunehmen (vgl. Foucault 1977, 168), bestimmte körperliche Figurationen und Normen hervor: Es wird neu verhandelt, was ‚der' Körper zu tun vermag, in welchen Rollen er auftaucht (etwa als Rohstoff, Träger von Arbeitskraft, Quelle genetischer Informationen, verkörpertes Kapital), worin sein Wert liegt und wie er sich an der Schnittstelle von Medizin, Biotechnologie und Kapitalismus konstituiert und wie er erlebt wird. Ausgangspunkt meiner schlaglichtartigen Analyse der südafrikanischen Eizellökonomie waren zum einen Ansätze in der Tradition des materialistischen Feminismus, die neue Formen reproduktiver Arbeit in Bioökonomien denaturalisieren und damit politisieren. Diese Perspektive betont die Performativität spezifischer (Re)Produktionsverhältnisse und Wertschöpfungsregime hinsichtlich der Formierung historisch situierter Körper. Zum anderen basiert mein Beitrag auf feministischen Körpertheorien, welche die Materialität des Körpers als Effekt intra-agierender an/organischer, technologischer und diskursiver Aktanten fassen. Zusammengenommen ergab sich damit das skizzenhafte Bild eines (re)produktiven Körpers, der sich in *Intra*-Aktion mit medizinischen Wissensregimen und Geschäftsmodellen, mit synthetischen Hormonen und Marketing, mit Gesundheitsnormen und der Logistikindustrie, mit Genetik und geistigen Eigentumsrechten, mit neuen Verwandtschaftsverhältnissen und Standortvorteilen im globalen Wettbewerb materialisiert. Mein Anliegen war es damit das Potenzial eines Dialogs zwischen diesen unterschiedlichen Strängen feministischer Forschung aufzuzeigen. Jener bringt zugleich weitreichende (erkenntnis-)theoretische Fragen nach der Vereinbarkeit ‚alter' und ‚neuer' Konzepte von Materialität/en mit sich, die es noch auszuloten gilt. Ich sehe darin ein grundsätzliches Forschungsdesiderat für die Geschlechterforschung, nicht zuletzt weil ich es als einen

zentralen Bestandteil feministischer Kritik an Reproduktionstechnologien und daran geknüpfter Märkte erachte zu untersuchen, welche Körper sich darin materialisieren, normalisiert, verworfen und wertgeschätzt werden. Ziel einer solchen Kritik muss es sein, allzu einfache normative Urteile hinter sich zu lassen und die Inwertsetzung und Ausbeutung vergeschlechtlichter Körper in Bioökonomien als komplexen, ambivalenten und zeiträumlich nicht an eine organische Entität namens Körper gebundenen Prozess zu verstehen.

Endnoten

1 Intra-Aktion (intra-action) ist ein von Karen Barad entwickelter Neologismus, der im Rahmen ihres agentiellen Realismus semantisch darauf verweist, dass die bezeichneten Relata sich erst in der Relation zueinander konstituieren und keine vorgängig fixen Entitäten oder Phänomene darstellen (vgl. Barad 2007).

2 Eine Anmerkung zum Begriff ‚Spende/donation': Es handelt sich um die im Diskurs hegemonial verwendete Bezeichnung, welche verdeckt, dass in Südafrika eine finanzielle Kompensation gezahlt wird. Ich verzichte nachfolgend darauf, meine kritische Distanzierung von diesem Begriff jeweils erneut durch Anführungszeichen zu markieren.

3 Dazu zählten vor allem Websites der Kliniken und Agenturen, Spenderinnendatenbanken, Informationsmaterial, sowie Online-Foren.

4 Das südafrikanische Gesetz erlaubt keine finanzielle Vergütung für die Spende von Gameten, sondern lediglich die Erstattung entstandener Kosten. Diese Formulierung eröffnet jedoch einen weiten Interpretationsspielraum.

5 In Südafrika steht die Eizellspende allen Frauen* unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder Familienstand offen, d.h. auch lesbische Paare, Trans*Personen und/oder Singles haben hier Zugang zu einer IVF-Behandlung.

6 http://medicaltourismsa.com (10.09.2016).

7 Grundlage hierfür sind ethische Richtlinien der Southern African Society of Reproductive Medicine and Gynaecological Endoscopy (SASREG). Diese sind rechtlich nicht bindend und basieren auf einer freiwilligen Selbstverpflichtung, was es schwierig macht, Verstöße zu ahnden.

8 Interview mit egg donation coordinator, 13.11.2014.

9 Interview mit Spenderin, 20.11.2014.

10 Interviews mit Spenderinnen, 20.11.2014, 28.11.2014, 29.11.2014, und 19.01.2016.

11 Interview mit Spenderin, 29.11.2014.

12 https://eggdonationsouthafrica.co.za/testimonials/egg-donor-testimonials/ (20.09.2016); Interview mit Spenderin, 28.11.2014.

13 http://www.nurture.co.za/2012/02/07/why-south-africa-is-a-top-fertility-destination/ (03.03.2017).

14 http://www.nurturedonors.co.za/tips-for-filling-out-your-egg-donor-application/ (03.03.2017).

15 Interview mit IVF-Spezialisten, 13.11.2014.

16 Vgl. https://pressroom.ups.com/pressroom/ContentDetailsViewer.page?CobceptType=PressReleases&id=1457558065157-388 oder http://www.fedex.com/us/healthcare/product-integrity/temperature-control/ (03.03.2017).

Literaturverzeichnis

Alaimo, Stacy; Hekman, Susan (Hg.) (2008): Material Feminisms. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

Almeling, Rene (2011): Sex Cells. The Medical Market for Eggs and Sperm. Berkeley: University of California Press.

Barad, Karen (2007): Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham, London: Duke University Press.

Bergmann, Sven (2014): Ausweichrouten der Reproduktion. Bielefeld: transcript Verlag.

Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn. London: Sage.

Cooper, Melinda; Waldby, Catherine (2014): Clinical Labor. Tissue Donors and Research Subjects in the Global Bioeconomy. Durham: Duke University Press.

Department of Science and Technology, Republic of South Africa (2013): The Bio-Economy Strategy. Pretoria. http://www.dst.gov.za/index.php/resource-center/strategies-and-reports/803-bio-economy-strategy (27.09.2016).

Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität II: Geburt der Biopolitik. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Franklin, Sarah/Lock, Margaret (2003): Animation and Cessation: The Remaking of Life and Death (Editor's Introduction). In: Franklin, Sarah/Lock, Margaret (Hg.): Remaking Life & Death: Toward and Anthropology of the Biosciences. Santa Fe: School of American Research Press, 3-22.

Haraway, Donna J. (1991): A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In: Haraway, Donna J. (Hg.): Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature. New York: Routledge, 149-181.

Helmreich, Stefan (2008): Species of Biocapital. In: Science as Culture 17 (4), 463-478.

Hochschild, Arlie (2000): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In: Giddens, Tony; Hutton, Will (Hg.): On the Edge: Globalization and the New Millenium. London: Sage, 130-146.

Holster, Kristin (2008): Making Connections: Egg Donation, the Internet, and the New Reproductive Technology Marketplace. In: Chambré, Susan M./Goldner, Melinda (Hg.): Patients, Consumers and Civil Society. Bingley, UK: Emerald, 53-73.

Kroløkke, Charlotte (2015): Have Eggs, Will Travel: The Experiences and Ethics of Global Egg Donation. In: Somatechnics 5 (1), 12-31.

Lettow, Susanne (2015): Biokapitalismus und Inwertsetzung der Körper: Perspektiven der Kritik. In: PROKLA 45 (1), 33-49.

Lettow, Susanne (Hg.) (2012): Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper. Bielefeld: transcript Verlag.

Markarian, Jennifer (2015): Understanding Risks in Pharmaceutical Shipping. In: Pharmaceutical Technology 39 (8). http://www.pharmtech.com/understanding-risks-pharmaceutical-shipping (26.09.2016).

Nahman, Michal (2016): Reproductive Tourism: Through the Anthropological „Reproscope". In: Annual Review of Anthropology 45 (1), 417-432.

Namberger, Verena (2017): The South African Economy of Egg Donation – Looking at the BioEconomic Side of Normalization. In: Lykke, Nina/Lie, Merete (Hg.): Artificial Reproduction Across Borders. Feminist Perspectives on Normalizations, Disruptions and Transmissions. New York: Routledge, 72-83.

Pande, Amrita (2014): Wombs in Labor. Transnational Commercial Surrogacy in India. New York: Columbia University Press.

Pollock, Anne (2003): Complicating Power in High-Tech Reproduction: Narratives of Anonymous Paid Egg Donors. In: Journal of Medical Humanities 3 (4), 241-263.

Preciado, Beatriz (2013): Testo Junkie. Sex, Drugs, and Biopolitics in the Pharmacopornographic Era. New York: Feminist Press.

Scheper-Hughes, Nancy/Wacquant, Loïc (Hg.) (2002): Commodifying Bodies. London: Sage.

Schultz, Susanne/Braun, Kathrin (2012): Der bioökonomische Zugriff auf Körpermaterialien. Eine politische Positionssuche am Beispiel der Forschung mit Eizellen. In: Lettow, Susanne (Hg.): Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper. Bielefeld: transcript Verlag, 61-84.

Sharp, Lesley A. (2000): The Commodification of the Body and Its Parts. In: Annual Review of Anthropology 29 (1), 287-328.

van der Tuin, Iris (2011): New Feminist Materialisms. In: Women's Studies International Forum 34 (4), 271-277.

Waldby, Catherine/Cooper, Melinda (2008): The Biopolitics of Reproduction. Post-Fordist Biotechnology and Women's Clinical Labour. In: Australian Feminist Studies 23 (55), 57-73.

Josch Hoenes

Blitze, Frösche, Chaos

Das Glücksversprechen des *New Materialism* oder wieso Trans*materialisierungen (über-)lebensnotwendig sind

[1] In immer wieder poetischer Sprache lotet Karen Barad in ihrem Text „Transmaterialities" die politischen Potentiale der Quantenfeldtheorie für ein queeres politisches Imaginäres und Trans*Empowerment aus:

> [2] „What would it mean to reclaim our trans* natures as natural? Not to align ourselves with essence, or the history of the mobilization of ‚nature' on behalf of oppression, but to recognize ourselves as part of nature's doings in its very undoing of what is natural?" (Barad 2015, 413)

[3] Als trans* Mann lese ich den Text immer wieder gerne: die Geschichten von den Fröschen und galvinistischen Experimenten; die Beschreibungen der Blitze und der kleinen perversen Partikel, die sich selbst berühren, sich transformieren; und die Erzählungen vom Chaos und der promisken, umtriebigen Materialität. Darin artikuliert sich eine Sichtweise auf eine gewaltige, wilde und vielseitige Natur, die sich zwar neugierig beobachten, erforschen und zuweilen nutzen lässt, aber letztlich unbeherrschbar und unberechenbar bleibt. Damit bildet der Text ein Gegenstück zu jenen, in der feministischen Kulturwissenschaft kritisierten, dominanten Geschichten über die Natur, die immer wieder als Legitimation für Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse missbraucht werden; Geschichten, die jedoch genau genommen weniger von Natur als von Naturalisierungen handeln.[1] Es ist diese Gegenerzählung, die in mir eine Faszination weckt und in der ich ein ermächtigendes Potential für trans* Menschen zu entdecken glaube; die mich aber auch schaudern lässt, insofern in ihr eben die Möglichkeiten des Missbrauchs von Erkenntnissen über die Natur aufscheint. In dieser Ambivalenz produziert Barads Text für mich zunächst die Frage, was er eigentlich für ein Nachdenken über Natur und Materialität aus Perspektive der Kulturanthropologie und der Studien zur visuellen Kultur bedeutet. Denn beide Forschungsrichtungen gründen in einer Kritik der menschlichen Natur, die Barads Vorschlag provokativ erscheinen lässt. So geht das „Aufkommen eines wissenschaftlichen Kulturbegriffs […] einher mit dem Untergang der aufklärerischen Auffassung von der menschlichen Natur" (Geertz 1992, 56). Die ethnologische Kritik des

zu einfachen Menschenbildes der Aufklärung, das „wie selbstverständlich davon aus[ging], dass Mensch und Natur aus einem Guss sind und in ihrer Zusammensetzung denselben allgemeinen Gesetzmäßigkeiten unterliegen, welche die Naturwissenschaften […] unter Newtons Anleitung entdeckt hatten" (Geertz 1992, 57), bezieht sich vor allem darauf, dass damit all das, was nur für bestimmte Menschengruppen zu verifizieren ist, „weder Wahrheit noch Wert besitzt oder jedenfalls für einen vernünftigen Menschen ohne Bedeutung bleibt" (Lovejoy zit. nach Geertz 1992, 58). Die Ethnologie beginnt dieses Menschenbild komplexer zu gestalten, indem sie Belege für die große Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Menschen sammelt. Aus anderer Perspektive untersuchen feministische Studien zur visuellen Kultur kritisch, wie Bilder – und insbesondere ein Kanon westlicher Kunst- und Kulturgeschichte – der (trügerischen) imaginären Vervollständigung und Selbstversicherung des männlich, weißen, bürgerlichen Subjekts dienen und zu einer Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit beitragen (vgl. Schade/Wenk 2005, 165ff.). In beiden Forschungsfeldern fungiert Natur vor allem als Gegenbegriff zur Kultur, als das „was unabhängig vom Menschen entstanden und nicht veränderbar ist" (Horatschek 2001, 465). Gleichzeitig wird die Natur des Menschen in dessen Kultur gesucht. Diese Forschung liefert sowohl wichtige Beiträge zur Kenntnis der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Menschen, als auch Aufschlüsse darüber, wie der Bezug auf Natur der Legitimation und Aufrechterhaltung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen dient.[2]

[4] Darin bleibt jedoch zumeist ein westliches Verständnis von Natur wirksam, insofern Natur als „Schlüsselkonzept jedes Weltbildes" die Vorannahmen spezifischer Realitätsentwürfe spiegelt (ebd.). Dies gilt sowohl für die Vorstellung vom Menschen, dessen eigentliches Sein häufig noch immer in seiner Anatomie, Biologie oder Neurologie angenommen (vgl. Geertz 1992, 61f.) und als universal zweigeschlechtlich gedacht wird, als auch in Bezug auf die Grenzen dessen, was innerhalb der Wissenschaft beschreibbar und denkbar ist. In der Verschränkung eines Alltagsverständnisses von Natur mit Vorstellungen von Rationalität ist es unmöglich, Beobachtungen, die offensichtlichen Naturgesetzen, wie zum Beispiel der Schwerkraft, widersprechen, „im Rahmen unseres gängigen wissenschaftlichen Wertesystems […] als Fakten [zu] registrieren" (Hultkranz 1985, 72).[3] Darüber hinaus laufen kultur- und medienwissenschaftliche Perspektiven Gefahr, in der vollständigen Fokussierung auf kulturelle Phänomene und Prozesse, den Menschen in seiner bio- und psychologischen Bedürftigkeit aus dem Blick zu verlieren oder neue Essentialisierungen und Ontologisierungen zu produzieren, in denen bestimmte

kulturelle Techniken oder Zeichen zum definierenden Wesensmerkmal des Menschen avancieren (vgl. Geertz 1992, 60).[4]

[5] Sowohl westliche Naturvorstellungen, die wissenschaftliches Wissen fundieren, als auch kulturwissenschaftliche Perspektiven, die bio- und psychologische Bedürfnisse des Menschen aus dem Blick verlieren, strukturieren die Wissensproduktion zu trans* auf problematische Weise. So bildet die Vorstellung einer natürlich gegebenen Zweigeschlechtlichkeit die Grundlage für die Psychopathologisierung von trans* Menschen, während kulturwissenschaftliche Perspektiven zu Beginn der 2000er Jahre einen gewissen Hype um die Figur Transgender entfachten und im Feiern subversiver Widerständigkeit die materiellen Existenz- uns Lebensbedingungen von trans* Menschen allzu oft ausblendeten (vgl. Namaste 2000).

[6] Indem Barad in ihrem Text das physikalische Weltbild Newtons – auf dem ein westliches Alltagsverständnis von Natur noch allzu oft beruht – durch das komplexere Denkmodell der Quantenfeldtheorie ersetzt, wirft sie die Frage auf, inwiefern sich aus einem solchen Ansatz des *New Materialism* Anregungen und Denkmuster für eine kritische Form kulturwissenschaftlicher, trans*emanzipativer Geschlechterforschung gewinnen lassen: Ermöglicht der Text aus Perspektiven der visuellen Kultur und Kulturanthropologie nochmal neu und anders über Natur und Materialität nachzudenken?

Imaginieren im Spannungsfeld von Fakten und Fiktionen

[7] Ausgangspunkt von Barads Konzeption der Materialität bildet die Naturbeobachtung/Figur des Blitzes. Der Blitz fährt keineswegs in gerader Linie vom Himmel auf die Erde nieder, sondern sucht sich – verschiedene Un/Möglichkeiten austestend – seinen Weg auf die Erde. Blitze können damit als komplexe Kommunikationsvorgänge zwischen Himmel und Erde, Energie und Materialität beschrieben werden, die Barad mit Formen menschlicher Wahrnehmung und Erkenntnis analogisiert. Denn auch das menschliche Bewusstsein bildet sich in einem Prozess aus, an dem Neurotransmitter, Synapsen und elektrochemische Signale beteiligt sind (vgl. Barad 2015, 387f.). Damit konzipiert Barad das Imaginieren – zumindest das wissenschaftliche Imaginieren – als einen Vorgang, der grundlegend materiell ist, sowohl in Bezug auf die Materialität des menschlichen Gehirns, in dem sich Bewusstsein bildet, als auch in Bezug auf die materielle Umwelt, die Gegenstand von Wahrnehmungsprozessen ist. Dabei vermeidet Barad sowohl eine Definition des Be-

griffs „*imagining*", als auch eine strikte Differenzierung zwischen der Imagination und dem Imaginären. Wird unter Imagination jene Form von Einbildungskraft verstanden, deren „Erkenntnisfunktion in der Vermittlung von sinnlicher Erfahrung und Verstand" besteht und die „durch Abstraktion von der Vielheit anschaulicher Objekte […] allgemeine Schemata synthetisiert" (Wolf 2001, 132), beschreibt das Lacan'sche Imaginäre ein grundsätzliches Verkennen an der Wurzel jedes Subjekts.[5] Während die Imagination als Einbildungskraft insbesondere in der Romantik und im deutschen Idealismus als „konstitutives Vermögen des Subjekts" Bedeutung erlangt und „mit der Dekonstruktion des Subjekts in der Moderne und […] Postmoderne [wieder] verliert" (Wolf 2001, 133), bildet das Lacan'sche Imaginäre ein wichtiges Konzept poststrukturalistischer Theoriebildung. Hier ermöglicht es unbewusste, kollektive Identifikationsvorgänge zu kritisieren, die Konstruktionen des Eigenen und des Anderen zu Grunde liegen.[6] Indem Barad auf eine Definition des Begriffs verzichtet und fragmentarisch Erzählungen über wissenschaftshistorische Experimente und Entdeckungen mit Schlüsselstellen aus Mary Shelleys Roman „Frankenstein; or, The Modern Prometheus" (1818) verbindet, verwischt sie die Grenzen zwischen Imagination und dem Imaginären, sowie zwischen Fakten und Fiktion. Mary Shelley hatte die Literatur genutzt um aus feministischer Perspektive die Naturwissenschaft und die damit verbundene Rationalisierung der Welt zu kritisieren. Ihre Figur des Dr. Frankenstein verkörpert mit den Entdeckungen der Naturwissenschaften verbundene männliche Allmachtsphantasien, Leben erschaffen zu können, die hoffnungslos zum Scheitern verurteilt sind. Bei Barad (2015) amalgieren nun beide Bereiche im Zeitgeist. Statt einer Gegenüberstellung von ethisch problematischer Naturwissenschaft und kritischer Literatur, zeichnet Barad nach, wie sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts beide Genres um die Idee der Bioenergie zentrieren und von ihr inspirieren lassen: „Bioelectricity was in the air, sparking the imagination of nineteenth-century scientists" (Barad 2015, 391). Die Naturwissenschaften erscheinen damit nicht nur als von Imaginationen geprägt, sondern als grundsätzlich ambivalentes Unternehmen. Die Entdeckungen der Elektrizität implizierten eben nicht nur grausame Elektroschock-Experimente, sondern bildeten auch die Grundlage für die Entwicklung nützlicher medizinischer Technologien, wie etwa des Defibrillators. Barads Szenario des Entdeckens und Imaginierens, das dazu auffordert, innerhalb feministischer Forschung virulente Vorurteile in Bezug auf Natur- und Technikwissenschaften, Materialität, Technologie und Biologie kritisch zu re-

flektieren, liefert wichtige Anstöße, um über queer/trans* Sexualität und Geschlecht nachzudenken. Gleichzeitig läuft sie mit ihrem experimentellen Schreiben jedoch Gefahr, einem ästhetischen Eskapismus zu verfallen, so meine grundlegende These, der die kulturell-sozialen Aspekte des menschlich-materiellen Geschlechtslebens tendenziell ausblendet und droht sich an einer Individualisierung von trans* Menschen, der Entpolitisierung des Geschlechtslebens und der Universalisierung einer westlich-naturwissenschaftlichen Epistemologie zu beteiligen.

Wider die hegemoniale Natur

[8] „Electricity can arrest the heart. It is also capable of bringing a heart back from a state of lifelessness" (Barad 2015, 392) – diese grundlegende Ambivalenz von Natur-Kulturphänomenen dient Barad als Ausgangspunkt, um Monstrosität als Quelle politischer Handlungsfähigkeit zu konzipieren. Susan Stryker hatte in ihrem Text „My Words to Victor Frankenstein. Above the Village of Chamonix: Performing Transgender Rage", der als einer der wichtigen Gründungstexte der Transgender Studies gilt, die Figur des Monsters für eine frühe Intervention in wissenschaftliche Diskurse zu Transsexualität genutzt: Angesichts der Dominanz medizinischer Diskurse und deren objektivierenden bzw. pathologisierenden Perspektiven auf Transsexualität überkommt Stryker eine Wut, die sie in eine Kritik jener gewaltvollen Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse transformiert, welche an der Entwirklichung von trans* Menschen beteiligt sind; von Macht- und Sichtbarkeitsverhältnissen, die das Sprechen von trans* Menschen beständig als konfuses Zetern missverstehen lassen. Aus der Position eines antiken Monsters, das in vormodernen Zeiten und in anderen Kulturen als machtvoller Vorbote von Gefahren und Außergewöhnlichem fungiert, proklamiert sie die politisch brisante Drohung:

> [9] „Hearken unto me, fellow creatures. I who have dwelt in a form unmatched with my desire, I whose flesh has become an assemblage of incongruous anatomical parts, I who achieve the similitude of a natural body only through an unnatural process, I offer you this warning: The Nature you bedevil me with is a lie. […] You are as constructed as me; the same anarchic Womb has birthed us both. I call upon you to investigate your nature as I have been compelled to confront mine." (Stryker 2006, 247)

[10] Im Stil romantischer Poetik inszeniert die Passage eine Distanz zum wissenschaftlich-rationalen Schreibstil. Damit gelingt es Stryker, eine Vorstellung als Alltagsmythos auszustellen, der zufolge Körper, die sich anatomisch weiblich oder männlich zuordnen lassen, natürlicher wären als trans* Körper.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass dieser Mythos nicht wirksam wäre. An Alltagsmythen wird in der jeweiligen Rationalität so fest geglaubt, dass sie nicht mehr als Mythen wahrgenommen werden (vgl. Barthes 1964, 7), sondern die Macht besitzen, Wirklichkeiten zu produzieren.[7] Stryker fordert die Macht dieses Alltagsmythos, Wirklichkeit zu produzieren, mit ihrer mythisch-magischen Rede heraus und besteht auf der Wirklichkeit von trans* Menschen, die sich nicht umstandslos in die Ordnung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit einfügen lassen. Dies verbindet sie erstens mit einer Kritik an westlich-transzendentalen Herrschaftsphantasien der Naturwissenschaften, in denen die Erfindung der Transsexualität historisch eng mit der Vorstellung verbunden ist, Leben erschaffen zu können (vgl. Stryker 2006, 248). Zweitens problematisiert sie die medizinischen Praktiken genitalangleichender Operationen, die als Versuch der Wissenschaft gesehen werden können, „to contain and colonize the radical threat posed by a specific transgender strategy of resistance to the coerciveness of gender" (Stryker 2006, 249).

[11] Barad unterstützt Strykers Kritik, nimmt jedoch eine grundlegende Verschiebung vor. Während Stryker ihre Kritik nutzt, um den ideologischen Missbrauch (vgl. Barthes 1964, 7) aufzuspüren, der sich hinter den Alltagsmythen von Natur verbirgt, überblendet Barad Strykers Erzählung mit der naturwissenschaftlichen Erzählung über die Entstehung der Welt aus dem Chaos und dem Nichts. Diesen ‚queeren' Ursprungsmythos setzt sie heteronormativen Alltagsmythen entgegen und verschiebt damit Strykers Kritik auf das Feld reproduktiver Sexualität und Generativität. Ausgangspunkt dieser Verschiebung bildet eine Relektüre der zweiten Passage von Strykers Text:

> [12] „This is a birth born of queer kinship relations: Stryker is attuned to her partner during the birth, bodily and emotionally, yet she is also painfully aware that the physicality of birthing a being from her own womb is denied to her by the specificity of her constructed enfleshment. She describes the raw pain of being part of a process that she could not bring to fruition in the bodily way she yearns for. This gives way to a painful birthing of transgender rage that becomes, in turn, the womb through which she rebirths herself. This radically queer spacetimemattering constitutes an uncanny topological dynamic, that arrests straight tales of birthing and kinship, and gives new mode of generativity […]. It is nearly impossible not to feel the tug of other entanglements in this queer origin story. […] Nature emerges from a self-birthed womb fashioned out of a ranging nothingness. A queer origin, an originary queerness, an originary birthing that is always already a rebirthing. Nature is birthed out of chaos and void, tohu v'ohu, an echo, a diffracted/differencing/differencing murmuring." (Barad 2015, 393)

[13] Barad greift die Metaphern der selbstgeborenen, anarchischen Gebärmutter, des Chaos und der Leere auf, durch die Stryker in einer kraftvollen autopoetischen Passage ihrem Schmerz Ausdruck verleiht, und assoziiert sie

mit einem ‚queeren' Ursprungsmythos, der in das Reproduktionsparadigma westlicher Kulturwissenschaften interveniert.[8] Aus dieser Perspektive entsteht die Welt aus dem Chaos, dem Nichts. „Dieselbe Matrix der Möglichkeiten" (Stryker 2006, 247), der wir alle entstammen, wird weder vom psychoanalytischen Gesetz des Vaters noch von der Logik kleinfamiliärer biologischer Fortpflanzung bestimmt, sondern von „einer elektrifizierenden Atmosphäre, still knisternd vor donnergrollenden Möglichkeiten" (Barad 2015, 393). Mit dieser Zuspitzung entzieht Barad all jenen AnhängerInnen[9] heteronormativer Geschlechter-Mythen den Boden, die die heterosexuelle Reproduktion hartnäckig als natürliche Grundlage von Kultur und Gesellschaft verteidigen oder in der Homo-Ehe den Untergang des Abendlandes zu erblicken glauben.[10]

[14] Diese radikale Absage an kulturell-gesellschaftliche Ordnungen, die sich aus Vorstellungen heterosexueller Reproduktion ableiten, nutzt Barad als Ausgangspunkt für ein philosophisches Gedankenexperiment, das die kritischen Potentiale einer naturwissenschaftlichen Perspektive auf Natur für ein queeres/trans* Imaginieren auslotet. Damit nimmt sie eine grundsätzlich andere Haltung gegenüber der Natur ein, als Stryker, die in affektbesetzten Metaphern ihren Schmerz ausdrückt, in autopoetischer Rede ihr Selbst wieder affirmiert und daraus eine Kritik an der Wirkmächtigkeit und Gewaltförmigkeit der symbolischen Ordnung entwickelt, die sich als hegemoniale Natur verkleidet.[11] Barads Gedankenexperiment ist eher von einem physikalischen Naturbegriff und einer Euphorie angesichts der Vielfalt von technologischen Möglichkeiten geprägt, die sich durch natur- und technikwissenschaftliche Forschungen eröffnen. Entsprechend interessiert sie sich weniger für eine Kritik von Mythen als für philosophischen Science-Fiction.[12]

Die Natur ist energiegeladen und pervers

[15] Mit Hilfe physikalischer Perspektiven auf Vorgänge innerhalb der Natur entwirft Barad eine Weltsicht, die sich erheblich von unseren Alltagswahrnehmungen unterscheidet und geläufige Vorstellungen vom Nichts, von Sein, Materie, Energie und Leben grundsätzlich in Frage stellt. Ausgangspunkt dieser Skizze bildet das Quantenprinzip ontologischer Unbestimmtheit, das die Existenz eines Null-Energie-, Null-Materie-Zustandes – wie die klassische Physik zum Beispiel das Vakuum beschreibt – in Frage stellt bzw. zu einer Frage mit einer unentscheidbaren Antwort macht (vgl. Barad 2015, 394).[13] Anders als in der klassischen Physik, in der das Vakuum – und das Vakuum ist Barads

zentrales Bild, in dem das Nichts imaginiert wird – durch die Abwesenheit von Materie gekennzeichnet ist, lässt sich mittels der Quantenfeldtheorie das Vakuum als ein spannungsgeladenes Feld wilder Aktivitäten von Elektronen und Photonen zeichnen. Denn während die klassische Physik elektromagnetische Teilchen und Energiefelder, die von den Teilchen ausgesendet werden, unterscheidet, werden Teilchen und Felder in der Quantenfeldtheorie nicht mehr als klar voneinander differenziert begriffen, sondern einheitlich beschrieben. Statt Teilchen und Feldern werden einzelne Quantenphänomene in diskrete Observablen unterteilt. Dieses Beschreibungsmodell der quantenphysikalischen Unbestimmtheit von Energie und Zeit, in der das Teilchen momenthaft aus dem Feld hervorgeht und sich wieder in dieses auflöst, bringt Barad zusammen mit der speziellen Relativitätstheorie, nach der Energie und Materie sich wechselseitig ineinander umwandeln können, und gelangt so zu einem Bild von Feldern als „patterns of energy. When field are quantized, the energy is quantized. But energy and matter are equivalent" (Barad 2015, 395). Diese Vorstellung des Feldes als Energie-Muster dient Barad als Grundlage, um ein Bild des Seins/Werdens zu entwerfen, das in einer grundlegenden Unbestimmbarkeit wurzelt und sich außerhalb einer Metaphysik der Präsenz bewegt.

[16] Da Energie und Materie äquivalent sind, übersetzt Barad die Unbestimmbarkeit von Energie und Zeit umstandslos in eine Unbestimmbarkeit des Seins/Werdens. Mit dieser begrifflichen Verschiebung trennt sie Materie von ihrer kulturellen Konnotation mit dem Sein. Stattdessen avancieren die virtuellen Teilchen der Vakuumfluktuation zur zentralen Figur und Virtualität wird zur wesentlichen Eigenschaft von Materie: „Virtual particles are not present (and not absent), but they are material. In fact, *most of what matter is, is virtual.* […] They are ghostly non/existences that teeter on the edge of the infinitely fine blade between being and nonbeing" (Barad 2015, 395; Herv. i. O.). Was sich als quantenfeldtheoretische Reformulierung von Derridas Kritik der Metaphysik der Präsenz lesen lässt, transformiert das Nichts – imaginiert im Modell der Vakuumfluktuation – in eine Szene wilder Aktivitäten, gefüllt mit einer lebendigen Spannung, einer begehrenden Orientierung hin zum Sein/Werden (vgl. Barad 2015, 396).[14] Die in der quantenphysikalischen Unschärferelation wurzelnde Unbestimmbarkeit dessen, was „Sein/Werden" (*being/becoming*) ist, weitet sich dabei auf das Feld des Denkens selber aus, wenn Barad die grundsätzliche Struktur der Leere als „ongoing questioning of itself (and *itself* and *it* and *self*)" beschreibt (ebd.). Mit der Unbestimmbarkeit von *an sich*, *für sich*, *dem Es/dem Ding* und *dem Selbst*

lässt Barad für einen kurzen Augenblick das grundsätzliche erkenntnistheoretische Problem aufscheinen, das der Text über weite Strecken eher implizit verhandelt: Wie gestaltet sich das Verhältnis von Wirklichkeit und Erkenntnis und welche Position nimmt darin das beobachtende Subjekt ein?

[17] Diese Fragen bilden bereits mit der Entdeckung der Quantenmechanik den Anlass für eine langjährige Debatte zwischen Niels Bohr und Albert Einstein. Denn insofern die Quantenmechanik „radikal mit der klassischen Newtonschen Physik und ihrem Ideal einer vollständigen, deterministischen Beschreibung physikalischer Objekte in Zeit und Raum" (Held 1998, 9) bricht, löst sie das klassische Weltbild auf, das die Wissenschaft fundierte, ohne dieses jedoch zu ersetzen. In dieser Situation beziehen Bohr und Einstein gegensätzliche erkenntnistheoretische Positionen. Bohr entwickelt seinen Phänomen-Ansatz, in dem er darauf besteht, sich auf das in einer konkreten Position beobachtete Phänomen zu beschränken. Dabei vertritt er die Ansicht, dass die empirische Wirklichkeit in diesem Phänomenalen, also dem von uns Erkannten besteht. Einstein dagegen kritisiert diese Auffassung als idealistisch und besteht darauf, dass es aufgrund der Paradoxien, die die Quantenmechanik produziert, keine vollständige Quantenmechanik, wie sie Bohr anstrebt, geben kann. Er vertritt einen „vernünftigen Alltagsrealismus", der darauf besteht, dass es eine empirische Wirklichkeit gibt, die unabhängig von uns existiert und zu der wir nur durch unsere Sinnesempfindungen vermittelt Erkenntnisse erlangen können (vgl. Held 1998, 216). In seiner erkenntnistheoretischen Reflektion über die „Bedingung der Möglichkeit wirklicher Objekte" (Held 1998, 219) zeichnet Einstein einen Forschungsprozess nach, in dem als erstes die ‚reale Außenwelt' vom forschenden Subjekt willkürlich gesetzt und dann objektiviert wird (vgl. Held 1998, 218f.). Dies erfordert eine Unterscheidung zwischen „Sinneserlebnissen" und „Vorstellungen", also zwischen „Wirklichkeit" und „Traum", die von Seiten des Subjekts „nicht einfach vorausgesetzt werden kann". Einstein kann diese Unterscheidung jedoch als gesetzt annehmen, insofern „sich ihre Richtigkeit allein durch ‚Bewährung' zeigt" (Held 1998, 218). Damit vertritt Einstein die Auffassung, dass es eine Wirklichkeit gibt, die unabhängig von der menschlichen Erkenntnis existiert, zu der wir jedoch keinen unmittelbaren Zugang haben. Vielmehr besteht immer die Möglichkeit, dass Erkenntnisse und Theorien, dass das, was wir für wirklich halten, durch andere Setzungen, die sich als gültig bewähren, reformuliert wird. An der Position von Bohr kritisiert er, dass dieser „empirische Erkenntnis als das Beobachten von etwas an einem wirklichen Objekt darstellt" und damit „dieses wirkliche Objekt als gegeben voraus[setzt]" (Held

1998, 225). Aus den unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen folgt eine unterschiedliche Bewertung der Heisenberg'schen Unschärferelation: Während Bohr diese als ontologisch, also als gegebene Wirklichkeit begreift, sieht Einstein hier eine Grenze dessen, was wir wissen können. Obwohl sich heute die Ansicht Bohrs durchgesetzt hat und die Quantenmechanik als gültige Beschreibung der empirischen Wirklichkeit in der Quantenphysik anerkannt ist, sind die „Paradoxien, die Einstein zufolge dann entstehen, wenn wir die Quantenmechanik als vollständig ansehen […] bis heute nicht plausibel beseitigt" (Held 1998, 213). Physiker*innen scheinen dieses Problem so zu handhaben, dass sie die ontologische Auffassung Bohrs vertreten,

> [18] „wenn man mit ihnen Fragen der Interpretation der Quantenphysik diskutiert. In ihrem Alltagsverständnis sind die meisten Physiker jedoch de facto Realisten […]. Der amerikanische Physiker und Philosoph Abner Shimony hat deshalb einmal mit einem Augenzwinkern gemeint, dass viele Physiker eigentlich schizophren sind, je nachdem, ob man mit ihnen über fundamentale Fragen oder über praktische Probleme spricht." (Zeilinger 2007, 81)

[19] Der Bezug auf verschiedene Modi der Beschreibung empirischer Wirklichkeit aus quantenfeldtheoretischer und alltagsweltlicher Perspektive unterstreicht den begrenzten Geltungsbereich der Quantenfeldtheorie und lässt zugleich entscheidende Differenzen zwischen Quantenphysik und Kulturwissenschaften aufscheinen. Denn aus Perspektive der physikalischen Wissenschaften kann es zielführend sein, sich auf die Beschreibung der empirischen Wirklichkeit von Quantenphänomenen zu begrenzen, deren Gültigkeit sich mit naturwissenschaftliche Methoden – insbesondere der Wiederholbarkeit von Experimenten – validieren lässt und – wie Einstein dies dann tat – die grundlegenden erkenntnistheoretischen Probleme an die Philosophie zu verweisen. Für die Kulturwissenschaften, die an der Beschreibung der empirischen Wirklichkeit von Alltagsphänomenen arbeiten, lässt sich die Unterscheidung zwischen Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen, also zwischen Wirklichkeit und Traum, nicht so unproblematisch setzen; nicht zuletzt, da sie keine den naturwissenschaftlichen Methoden vergleichbaren Verfahren der Validierung besitzen. Insofern das eigene Alltagsverständnis auch von Natur die Beobachtungen und Beschreibungen informiert, stellen Beobachtungen, die diesen Vorstellungen widersprechen – und Phänomene aus dem Bereich trans* zählen schnell zu diesem Bereich –, erkenntnistheoretische Probleme dar. Statt sich jedoch explizit mit erkenntnistheoretischen und methodischen Fragestellungen, die sich im Spannungsfeld zwischen Kultur- und Naturwissenschaften eröffnen, auseinanderzusetzen, nutzt Barads Text die Autorität

physikalischer Diskurse, um die Wahrnehmung der Alltagsrealität von Geschlecht und Sexualität zu bestreiten. Dabei bezieht sie in weiten Teilen des Textes eine ontologische Position, die quantenfeldtheoretische Modelle, mit denen natürliche Prozesse und Materie gedacht werden, als Beschreibungen einer empirischen Wirklichkeit begreift. Ersetzt Barad so ein Alltagsverständnis von Natur und Materialität, das allzu oft noch auf einem Newton'schen Weltbild basiert, durch quantenphysikalische Beschreibungen und Denkmodelle, werden diese zugleich über ihren Gültigkeitsbereich hinaus auf Fragen des menschlichen Seins und Werdens angewendet und damit gewissermaßen in ihr Gegenteil verkehrt. Denn es ist gerade das Nichts, das Barad mit dem Bild der Vakuumfluktuation als spannungsgeladene Energie/Materie denkt. In einem berauschenden, geradezu nietzscheanischen Prozess einer kreativ-produktiven Synthese wird die Setzung der Differenz zwischen beobachtenden Subjekt und Außenwelt aufgehoben, wobei die quantenfeldtheoretische Konzeption des Vakuums scheinbar den Nihilismus zu überwinden verspricht.[15] Ganz im Sinne Nietzsches arbeitet sich der Text dabei an einer Umwertung von Vorstellungen der Natur ab, wenn das naturwissenschaftliche Experiment als romantisches Szenario einer wilden und ungezähmten Natur gezeichnet wird, in dem Photonen, Spannungen und Bewegungen zum Sinnbild eines queeren/trans* Begehrens werden: Als Teilchen, das nicht von den wilden Aktivitäten des Vakuums zu trennen ist, intra-agiert das Elektron immer schon mit anderen Teilchen des Vakuums, berührt sich selbst, durchläuft Metamorphosen, berührt andere Teilchen oder wird von diesen verschlungen. In den Beschreibungen einer Vielzahl möglicher Intra-Aktionen des Elektrons (vgl. Barad 2015, 399) entdeckt Barad eine Perversität der Natur, die ihr als Ausgangspunkt für Trans*Empowerment dient:

> [20] „Hence self-touching is an encounter with the infinite alterity of the self. Matter is an enfolding, an involution, it cannot help touching itself, and in this self-touching it comes in contact with the infinite alterity that it is. Polymorphous perversity raised to an infinite power: talk about queer/trans* intimacy!" (Barad 2015, 399)

[21] Indem Barad das quantenfeldtheoretische Denkmodell der Vakuumfluktuation, das die Grenzen zwischen Teilchen und Feld, Energie und Materie, dem Selbst und dem Es/der Welt unbestimmbar werden lässt, auf das Feld des Begehrens und der Sexualität überträgt, schreibt sie sowohl gegen die moralische Verwerfung der Promiskuität als auch gegen den ‚Schmuddel' an, der der Selbst-Berührung noch immer anhaftet. Zumindest implizit referiert sie damit auf Derrida, der die abschätzige Konzeption der Masturbation (etwa

bei Rousseau) nicht mehr als gefährliches Supplement versteht, sondern (sexuelle) Selbst-Affektion als „eine universelle Struktur der Erfahrung" (Derrida 1996, 284) begreift, die Voraussetzung für das Begehren nach dem Anderen ist (vgl. Lüdemann 2011, 285ff.). Allerdings ist die Selbst-Affektion bei Derrida an eine „Exteriotität des Raumes" und die exponierte Oberfläche des Körpers gebunden:

> [22] „In der allgemeinen Struktur der Selbst-Affektion, im Sich-Präsenz- (oder Genuss-) Verschaffen wird – berührend-berührt – der andere in jener hauchdünnen Differenz, die das Handeln vom Leiden trennt, erfahren. Und das Draußen, die exponierte Oberfläche des Körpers bezeichnet, kennzeichnet für immer die Teilung, die in der Selbst-Affektion wirksam ist." (Derrida 1996, 284)

[23] Insofern ist die Selbst-Affektion bei Derrida nicht nur mit einer Differenz von Welt und dem Leben verbunden, das in der Selbst-Affektion „eine Spur von sich in der Welt hinterlässt" (Derrida 1996, 283), sondern auch immer durch Zeichen vermittelt, die eine begehrte Sache gleichzeitig präsent machen sowie auf Distanz halten, und damit an eine Fähigkeit zu symbolisieren gebunden (vgl. Derrida 1996, 284). In Barads Gedankenexperiment dagegen löst sich die Differenz von Selbst und Anderem, genauso wie jene zwischen Energie und Materie, vollständig auf. Indem sie die vermittelnde Funktion von Zeichen übergeht, verwurzelt sie das Begehren in einer sich beständig transformierenden, anwesend/abwesenden Materialität. Damit mag das Bild der Vakuumfluktuation vielleicht tatsächlich einen Imaginationsraum für vielfältige ‚polymorph perverse' Begehren und Intimitäten eröffnen, die die Enge heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit durchbrechen und kritische Impulse setzen können.[16]

[24] Doch schleichen sich Zweifel ein, was mit einer solchen Materialisierung des Begehrens, das auf die unendliche Alterität des Selbst trifft, gewonnen sein soll. Lassen sich nicht alle Begehrensformen und Intimitäten, auch jene von cis/hetero-Menschen, als lebendige Spannung beschreiben?[17] Und wieso bleibt das ‚polymorph perverse' Begehren – zumindest auf Ebene des Vokabulars – auf den Bereich des „self-touching" begrenzt? Dies ist in gewisser Weise und innerhalb der Logik Barads zwangsläufig, insofern es kein Außen, kein*e*n Andere*s*n mehr gibt, gegen das*den*die das Selbst sich konstituieren könnte. In der Aufhebung jeglicher Differenz scheint sich jedoch ein metaphysisches Schema zu artikulieren, innerhalb dessen sich die Beziehungen zwischen verkörperter Subjektivität, materieller Welt und Anderen gerade nicht mehr kreativ bearbeiten, transformieren, beschreiben oder kritisieren lassen, während gleichzeitig eine massive, für das Gedankenexperiment notwendige Differenz nicht reflektiert wird: Denn Vakuum und

Vakuumfluktuation existieren nur unter der Bedingung eines Gehäuses, dessen Stabilität und materielle Festigkeit bei Barad nicht zu Disposition steht. Wird das Vakuum hier zur luftdicht abgeschlossenen Abweichungsheterotopie (vgl. Foucault 2005), die sicherstellt, dass sich die heteronormativ-zweigeschlechtlich strukturierte Umwelt nicht mit den Mutationen und Transformationen queerer/trans* Intimitäten infiziert? Oder wird die Vakuumfluktuation als rein theoretisches Phänomen zu einer glücksversprechenden Utopie jenseits von Welt, Umwelt und Umgebung – in der es sich dann aber letztlich nicht mehr menschlich, sondern nur noch als (heiliger) Geist leben ließe?[18]

[25] In der Abstraktion des quantenfeldtheoretischen Modells verlieren die von Barad aufgerufenen queeren/trans* Intimitäten ihren Bezug zur Umwelt, anderen Menschen und den sie mitkonstituierenden Normen und Normativitäten. Denn diese spielen sich in einer Alltagswelt ab, in der die Unschärferelation lediglich in zu vernachlässigenden kleinsten Messungenauigkeiten wirksam wird; weiterhin sind hier die rein mathematischen Hilfskonstruktionen virtueller Teilchen und der Vakuumfluktuation, die der Bearbeitung quantenfeldtheoretischer Probleme dienen, schlicht bedeutungslos gegenüber jenen kulturellen und sozialen Technologien, die jene Bedingungen der Un*Möglichkeiten des Sprechens determinieren, mittels derer Menschen beurteilt, kategorisiert und in der Welt situiert werden. Mit dieser Abstraktion droht das Gedankenexperiment trans* Menschen aus der Gesellschaft wie aus dem Bereich des Menschlichen herauszuschreiben.

[26] Dies erscheint umso fragwürdiger, als in den Transgender Studies bereits begonnen wurde, an trans* Poetiken zu arbeiten, die in Experimenten und Kräften wurzeln, welche zwischen konkreten verkörperten Subjekten und materiellen Umwelten wirken. Der *dungeon* als ein Raum des Experimentierens mit Sexualität ermöglicht alternative Wirklichkeiten:[19] So *manifestieren* sich dort neue Formen des Imaginierens und es transformieren sich die Subjekte sowie die Umwelten, von denen sie gehalten werden. Darin formulieren sich Momente magischer Transformation, die einem Verständnis der *Poesis* als einem künstlerischen, kreativen Akt (vgl. Stryker 2008, 39) folgen. Stryker argumentiert, dass hier die Kraft der Imagination mit den Gegebenheiten eines äußeren Raumes dialektisch vermittelt wird, ohne dass zugleich ein freies Spiel im Sinne eines *anything goes* suggeriert würde. Demgegenüber erscheint Barads Gedankenexperiment als alternative Repräsentation der Wirklichkeit, von der – zumindest zunächst – unklar bleibt, inwiefern sie politische, herrschaftskritische Effekte zeitigen oder die Leben von trans* Menschen ermöglichen kann. Angedeutet wird ein solches Potential in einem

weiteren Schritt, mit dem Barad die Möglichkeiten von Transformationen materieller Körper auf Grundlage von Forschungen im Bereich der Bioelektrizität auslotet.

Das virtuelle Elektron

[27] Anschaulich schildert Barad die Forschungsergebnisse der Biolog*innen Michael Levin und Dany Adams. Im Gegensatz zu jener in der gegenwärtigen Biologie dominanten Forschungsrichtung der Molekular-Biologie forschen diese im Feld der Bioelektrizität. An den gleichen Froscharten, die in früheren Zeiten für Schwangerschaftstests eingesetzt wurden und die daher weltweit verbreitet sind, untersuchen sie Prozesse der Entwicklung und Regeneration, wobei sie zu verblüffenden Ergebnissen kommen. Sie beobachten, dass großflächige elektrische Muster der körperlichen Morphologie eine kausale Ursache in der embryonalen Entwicklung und Regeneration spielen (vgl. Barad 2015, 402). Auf dieser Basis gelingt es ihnen neue Zellbildungen zu induzieren:

> [28] „Regeneration is one thing, but what about stimulating the growth of limbs, organs, and other body parts that have never been? Manipulating the electric fields by changing various ion channels, the researchers were able to use the bioelectric fields to monstrous effects, growing extra heads, limbs, and eyes." (Barad 2015, 404)

[29] Anhand von Videoaufnahmen eines Froschembryos gelingt es den Forscher*innen zudem sichtbar zu machen, dass bioelektrische Signale in einer „frog light show" (Barad 2015, 405) zunächst in elektrischen Muster das Gesicht auf der Oberfläche des Froschembryos entwerfen, bevor sich dieses ausbildet.[20] Auch bioelektrische Signale erweisen sich damit gemeinsam mit Genwirkungen und anderen Faktoren als signifikante Einflussfaktoren bei der morphologischen Entwicklung (vgl. ebd.). Indem Barad diese Entdeckung mit der quantenfeldtheoretischen Beschreibung von Blitzen überblendet, die ebenfalls nicht in einer direkten Entladung auf die Erde treffen, sondern sich in einer spukhaften Kommunikation zwischen Himmel und Erde ihren Weg suchen, unterstreicht sie die Agentialität der Materie:

> [30] „Virtual possibilities are material explorations that are integral to what matter is. Matter is not the given, the unchangeable, the bare facts of nature. […] Matter is an imaginative material exploration of non/being, creatively regenerative, an ongoing trans*/formation. Matter is a condensation of dispersed and multiple beings-times, where the future and the past are diffracted into now, into each moment." (Barad 2015, 410)

[31] Dabei löst sich auch die Differenz zwischen Virtualität und einer möglichen Realität auf, die aktualisiert werden müsste, wenn *trans*materiality* und *trans-matter-reality* als austauschbar miteinander verknüpft werden:

> [32] „Nature is agential trans*materiality/trans-matter-reality in its ongoing re(con)figuring, where trans is not a matter of changing in time, from this to that, but an undoing of ‚this' and ‚that', an ongoing reconfiguration of spacetimemattering in an iterative reworking of past, present, future integral to the play of the indeterminacy of being-time." (Barad 2015, 411)

[33] In der Agentialität der Natur/Materialität scheinen scheinbar unendliche Möglichkeiten auf, die ohne Zweifel einen für manchen trans* Menschen begehrenswerten Phantasieraum eröffnen – auch wenn die zwar unendlichen Möglichkeiten der Transformationen in ihrer Realisation letztlich durch die Natur determiniert sind. Es könnte natürlich auch sein, dass die „frog light show" in erheblicher Weise durch die Laborapparate induziert ist und diese die Möglichkeiten der Transformation determinieren – aber darüber macht sich Barad keine Gedanken. Denn letztlich verwandelt erst eine grundlegende Kehrtwende des Textes hin zur Kultur die Beobachtung in ein Glücksversprechen:

> [34] „Can we *cultivate* bioelectrical science's radical potential, […], to empower and galvanize the disenfranchised and breathe life into new forms of queer agency and embodiment? Can we (re)generate what was missing in fleshiness but materially present in virtuality? Can we (re)generate what our bodies sense but cannot yet touch?" (ebd.; Herv. jh)

[35] Spätestens mit der Frage nach den Möglichkeiten der Kultivierung natürlicher Prozesse gälte es die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, in die Technologien der Kultivierung eingebettet sind, sowie kulturelle Imaginationen von Geschlecht, Sexualität und der Natur des Menschen kritisch zu reflektieren. Andernfalls schreiben sich allzu leicht hegemoniale Auffassungen von Geschlecht und Sexualität fort. Dies verdeutlichen nicht zuletzt die ‚Utopien', zu denen die Forschungsergebnisse die Biomediziner*innen verleiten: „If it holds that these bioelectrical signals are controlling gene expression, […], we have a whole new approach to correcting birth defects, or preventing them, or spotting them before they happen" (Adams zit. nach Barad 2015, 406). Zwar problematisiert Barad an anderer Stelle die Verwicklung moderner Wissenschaften in militärisch-industrielle Komplexe, sowie in Kapitalismus, Rassismus und Kolonialismus und besteht darauf, dass sich trans* Begehren nicht in eine Kollaboration zwingen lässt (vgl. Barad 2015, 412); auf die Frage, wo die Grenzen zwischen Widerständigkeit, Kollaboration oder Partizipation verlaufen und wie sich ‚queer' auf der Seite des Widerständigen hält, geht Barad allerdings nicht ein. Vielmehr scheint, so der Grundtenor des Tex-

tes, ein mythisches, queeres ‚wir' und die bloße Möglichkeit von Transformation und Bewegung *per se* Widerständigkeit zu garantieren. Eine solche Haltung mag kritische Potentiale besitzen angesichts der Hartnäckigkeit, mit der sich der Glaube hält, Geschlecht ließe sich anhand körperlicher Morphologie eindeutig bestimmen; in Anbetracht neoliberaler Flexibilisierungs- und Normalisierungsimperative erscheint sie jedoch mehr als fragwürdig. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive sind vor allem drei Aspekte ihrer Argumentation kritikwürdig:

[36] Erstens knüpft Barad mit ihrer Utopie, Körperteile (re-)generieren zu können, recht direkt an die Rede der Biomediziner*innen an, ohne kritisch zu hinterfragen, was als Defekt, was als lebenswert und was als verhinderungswürdig erachtet wird. Damit läuft sie Gefahr, eine Komplizenschaft mit dominanten behinderten- und trans*feindlichen Perspektiven einzugehen, die in normative Körperideale investieren und trans*geschlechtliche Körper nicht anders als mangelhaft denkbar werden lassen.[21]

[37] Zweitens folgt Barads Argumentation einem recht unreflektierten Glauben an Sichtbarkeit. Nicht nur werden die visuellen Muster einer Videokamera als Reflektionen einer gegebenen Natur aufgefasst, ohne zu reflektieren, inwiefern diese erst durch einen komplexen Prozess, an dem technische Geräte, Software und vielfältige Rechenprozesse beteiligt sind, sichtbar gemacht – und damit immer auch in/formiert – werden. Darüber hinaus suggeriert sie, die Körper würden diese Musterungen bereits fühlen. Damit investiert sie in eine Naturalisierung von Gefühlen, die angesichts gegenwärtiger Strömungen des kognitionswissenschaftlichen Neo-Emotivismus als politisch problematisch zu betrachten sind.[22]

[38] Drittens verliert das Gedankenexperiment in der quantenfeldtheoretischen Abstraktion jeden Bezug zu konkreten technologischen, medizinischen und trans*aktivistischen Lebenswelten und Diskursen, die eine Diskussion politischer Aspekte ermöglichen würde. Denn wenn anthropozentrische Kritiken ein wichtiges Feld der Transgender Studies darstellen, erweisen sich diese Kritiken vor allem dort als produktiv, wo sie in Erfahrungen und Lebenswelten von trans* Menschen verwurzelt bleiben und damit die herrschenden Normen und Regulierungen von Geschlecht kritisierbar machen.[23] Demgegenüber scheint Barad hier eher Formen eines spekulativen Realismus zu folgen, die sich in Welten jenseits des Menschen hineindenken und damit eine entscheidende Dimension des Politischen nicht adressieren können.[24]

Ich bin kein Elektron, Du Gebärmutter!

[39] Mit der Verlagerung der Wahrnehmung von Welt und Körper in den Raum eines hochtechnologisch naturwissenschaftlichen Labors blendet Barad die gelebte Realität materiell-fleischlicher trans* Körper aus und schreibt paradoxerweise gleichzeitig heteronormative geschlechtliche Lesarten in diese ein. Deutlich wird dies in ihrer Interpretation von Strykers Text.

[40] Stryker schildert in der entsprechenden Passage trans*feindliche Erfahrungen, die sie während der Schwangerschaft ihrer Partnerin macht: Fragen, ob sie der Vater des Kindes sei und die Ignoranz gegenüber ihrem transformierten Körper; der Verlust von Freund*innen und ihrer ersten Familie; hegemoniale Vorstellungen dessen, was es bedeutet, Frau zu sein; sowie die Unmöglichkeit als Frau anerkannt zu werden. All dies löst bei Stryker einen Schmerz aus (vgl. Stryker 2006, 249ff.), der sie irgendwann überwältigt:

> [41] „The collective assumptions of the naturalized order soon overwhelmed me. Nature exerts such a hegemonic oppression. […] Battered by heavy emotions, a little dazed, I felt the inner walls that protect me dissolve to leave me vulnerable to all that could harm me. I cried, and abandoned myself to abject despair over what gender had done to me. *Everything's fucked up beyond all recognition. This hurts too much to go on. I came as close today as I'll ever come to giving birth – literally. My body can't do that; I can't even bleed without a wound, and yet I claim to be a woman. How? Why have I always felt this way? I'm such a goddamned freak. I can never be a woman like other women, but I could never be a man. Maybe there really is no place for me in all creation*" (Stryker 2006, 251; Herv. i. O.).

[42] Diese Passage interpretiert Barad als eine Schilderung des Schmerzes, den Stryker angesichts ihres Körpers empfindet: „she is also painfully aware that the physicality of birthing a being from her own womb is denied to her by the specificity of her constructed enfleshment" (Barad 2015, 393). Eine *einzige* Erwähnung der Tatsache, dass Strykers Körper nicht gebären kann, genügt Barad, um die Ursache des Schmerzes in Strykers Körper zu situieren und sämtliche anderen Verletzungen zu überschreiben. Dass Stryker kollektive Annahmen einer naturalisierten Ordnung, sowie *gender* – und nicht *sex* – als Quelle ihres Schmerzes benennt, übergeht Barad schlicht. Gleichzeitig verkennt sie damit eine wesentliche Qualität von Strykers Text, der einen Akt der Selbstaufgabe und der Unterwerfung unter jene Normen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit *inszeniert*, durch die trans* Menschen zeitweilig die Definitionsmacht über das eigene Geschlecht entrissen wird und sie aus der Welt zu katapultieren drohen.

[43] In einem verzweifelt geführten Dialog mit den dominanten Geschlechternormen findet Stryker zu jenem Affekt der *transgender rage*, der ihr zunächst ihre eigene magisch-mythische Wiedergeburt und – in einem zweiten Schritt – eine reflektierte Theoretisierung dieses Affekts ermöglicht: Ihre Wut resultiert aus der Unfähigkeit die eigene Subjektposition abzuschließen. Betrifft die Unabschließbarkeit von Subjektpositionen grundsätzlich alle Subjekte, lässt sich Strykers Wut als eine spezifische trans*geschlechtliche beschreiben. Denn diese resultiert aus einem Scheitern an den Normen der vergeschlechtlichten Verkörperung (vgl. Stryker 2006, 253) und der Unmöglichkeit als trans* Frau anerkannt zu werden; einem Scheitern, das cis-geschlechtlichen Körpern erspart bleibt, insofern ihre Subjektpositionen von diesen körperlichen Normen stabilisiert werden. Die Passage kann als eindrückliche Schilderung der Funktionsweise symbolischer Gewalt (vgl. Bourdieu 2013) gelesen werden, die in Form inkorporierter Herrschaftsverhältnisse die Annahme eines Geschlechts erzwingt und psychische wie körperlichen Effekte besitzt. Gleichzeitig unterstreicht Stryker mit ihrer magisch-mythischen autopoetischen Rede die Möglichkeit, Gegendiskurse zu produzieren, die trans*geschlechtliche Subjektpositionen stabilisieren können.

[44] Indem Barad Strykers körperliche Un/Fähigkeiten zur Ursache des Schmerzes zu erklären versucht, wiederholt sie tendenziell die symbolische Gewalt, die kulturelle Schemata weiblicher und männlicher Körper zum „unanfechtbaren Garanten von Bedeutungen und Werten" (Bourdieu 2013, 44) macht, während trans* Menschen und ihre Körper an die Ränder des Intelligiblen verbannt werden. Das alles entscheidende Zentrum und den Fixpunkt von Barads Gedankenexperiments bildet eine doppelte Operation, in der Barad zunächst den Schmerz in die körperlichen Un/fähigkeiten von Strykers Körper verschiebt, um dann in einem zweiten Schritt die Geburt als Teil menschlicher Fortpflanzung durch einen ‚queeren' Ursprungsmythos der Welt zu überschreiben, die aus dem Chaos und der Leere hervorgeht. Hierin artikuliert Barad eine wichtige Kritik an heteronormativen Ordnungen der Welt, innerhalb derer der Sinn des Lebens in idealisierten Familienkonstellationen heterosexueller Reproduktion und den daran gebundenen Glücksversprechen figuriert ist. Gleichzeitig droht ihr Gedankenexperiment jedoch in eine Tabula-rasa-Phantasie abzugleiten, in der die Wirkmächtigkeit körperlicher Materialität und ihre nach wie vor wirksamen Ontologisierungen letztlich unhinterfragt bleiben. So werden nicht nur jene Wirklichkeitsdimensionen des Frauseins von Frauen, die geboren haben, tendenziell negiert; sondern es wird eine Differenz etabliert, die durch die Markierung des gesamten Szenarios

des Experiments als queer/trans* entsteht und Gefahr läuft, heterosexistischen Stereotypen zuzuarbeiten: Denn sind es dann nicht doch wieder ‚richtige' Frauen, die Kinder gebären? Und all jene, die Kinder gebären, sind nicht queer/trans*? Letztlich scheinen vor diesem Hintergrund auch trans* Körper in ihrer fleischlichen Materialität nicht anders als ‚unvollständig' denkbar. Denn nur so können die bioelektrischen Experimente, Körperteile wachsen zu lassen, zur glücksversprechenden Utopie werden. Sowohl Strykers Schmerz und Trauer als auch ihre Kritik an einer hegemonialen, trans*feindlichen Natur werden damit schlichtweg überschrieben. Zudem stellt sich die Frage, inwiefern sich gerade in der abstrahierten Vision von Regenerierbarkeit, die eine Konkretisierung von Körpergestalten meidet, nicht doch wieder jene heteronormativen und letztlich phallozentrischen morphologischen Ideale an die Leer-Stelle setzen, die letztlich auf einen sehr westlichen Mythos vom ganzen Körper referieren?[25]

[45] Während ich diesen Text schreibe sitze ich immer wieder ungläubig und zuweilen etwas fassungslos mit beziehungsweise in meinem trans*männlich transformierten Körper an meinem Schreibtisch und frage mich, was in aller Welt trans* Körper so unglaublich undenkbar, unvorstellbar, erklärungs- und bearbeitungsbedürftig macht. Wahrscheinlich ist es so, dass auch mein Körper aus nichts anderem besteht als irgendwelchen kleinen Elektronen, Atomen, Energien, Materialisierungen – und doch ist er für mich mehr. Mein trans* Sein wurzelt auch in der Materialität meines Körpers. Aber ich bin kein Elektronenhaufen, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut, dessen Gebärmutter ihn nicht hindert, Mann zu sein; der Beziehungen eingeht, Begehren lebt, andere Körper berührt und sich berühren lässt; der empfänglich ist für die Gefühle, die meine Umwelten in mir auslösen; und der sich im Dickicht von Zeichen, Symbolen, Dingen und Menschen bewegt, stolpert, sich verwickelt und sich von ganz allein sowie durch eine Vielfalt von – keineswegs nur medizinischen – Praktiken beständig transformiert.

Quantenfeldtheorie in den Kulturwissenschaften?

[46] Was aber folgt aus Barads Gedankenexperiment für ein Nachdenken über Materialität und Geschlecht aus Perspektive der visuellen Kultur und kulturwissenschaftlicher Geschlechterforschung? Zunächst trifft Barads Denkfigur der abwesend/anwesenden Materialität einen Aspekt der Wirklichkeit vieler trans* Menschen. Denn diese müssen entweder ihre biologisch-materiellen Körper, die gelebt und gefühlt werden, unsichtbar halten, um als Mann

oder Frau zu *passen;* oder sie *passen* nicht und riskieren damit nicht als ‚wirkliche' Frauen oder Männer anerkannt zu werden. Die Nicht-Anerkennung vielfältiger Wirklichkeiten von Geschlecht kann als eine Form entmenschlichender Gewalt beschrieben werden, die in Macht- und Wissenssystemen wurzelt (vgl. Butler 2009, 340f.), innerhalb derer die Materialität des Geschlechts dessen Ontologie zu verbürgen scheint. Allerdings impliziert eine solche Übertragung von Barads Denkfigur einen metaphorischen Materialitätsbegriff, wie er in den Kulturwissenschaften im Anschluss an Foucault gebräuchlich wurde, um die „‚Härte' (im Sinne von Unverfügbarkeit) der Machtwirkungen zu erläutern" (Schrage 2006, 1809). Einem nicht metaphorischen Bezug auf Materialität der Natur wird innerhalb kulturwissenschaftlicher Diskurse dagegen vor dem Hintergrund rassistischer, kolonialistischer und heterosexistischer Theorien und ihren politisch hoch problematischen Auswirkungen zu Recht mit Skepsis begegnet. Insofern sich gegenwärtige naturwissenschaftliche und medizinische Forschung längst nicht mehr mit der Bestimmung von Phänotypen beschäftigt, sondern menschliches Leben in seinen tiefsten Mikroebenen und materiellen Grundlagen erforscht – Barads Text zeigt dies eindrücklich – erscheint eine solch abwehrende Haltung unzeitgemäß. Vielmehr wird es dringend notwendig, kulturwissenschaftliche Perspektiven, die jeden Bezug auf Natur und Materialität als *per se* problematisch abwehren, zu überwinden und stattdessen queere Ansätze zu entwickeln, die es ermöglichen, kritisch über menschliche Naturen und Forschungen über sie nachzudenken.[26] Ein solches Nachdenken müsste jedoch sowohl disziplinäre Grenzziehungen und Hierarchisierungen mitreflektieren, als auch Bezüge zu Lebensrealitäten von trans* Menschen herstellen.[27]

[47] Vor diesem Hintergrund irritiert es besonders, dass Barad keinerlei Bezug auf jene naturwissenschaftlichen Forschungen nimmt, die sich mit Fragen der Transsexualität auseinandersetzen. Denn was bedeutet es konkret, in eine Utopie der Generierbarkeit von Körperteilen durch bioelektrische Felder zu investieren, in einer Zeit, in der sich phänomenologische und objektivierende neurowissenschaftlich-medizinische Disziplinen zur Interdisziplin der Neurophänomenologie zusammenschließen? Diese verhelfen trans* Menschen mit (eigens entwickelten) Neurofeedback-Therapien zu geschlechtlicher Kongruenz, wobei jedoch die These, dass „geschlechtliche Körperkongruenz mit geschlechtlicher Gesundheit gleichgesetzt werden kann" (Wiedemann/Haupt 2016, 325) unterhinterfragt weiterbesteht. Zwar können solche Therapien angesichts der herrschenden symbolischen Gewalt helfen, das Le-

ben von einzelnen trans* Menschen zu sichern. Allerdings muss kritisch hinterfragt werden, auf welche Weise hier Normalisierungsmaschinerien in Gang gesetzt werden, die auf sehr spezifischen kulturellen Codierungen beruhen und den Effekt haben könnten, dass künftig Texte wie Strykers nicht mehr geschrieben, sondern ihre Autor*innen in Neurofeedback-Schleifen gefangen werden.

[48] Neben der Notwendigkeit sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive für naturwissenschaftliche und medizinische Forschung zu interessieren, unterstreicht dies die Notwendigkeit, die Materialität der Diskurse ernst zu nehmen, auch wenn dies „kein Gegenstandsbereich [ist], der mit empirisch-naturwissenschaftlichen Verfahren physischer Naturerkenntnis erforschbar ist" (Schrage 2006, 1807). Barads Gedankenmodell der Vakuumfluktuation und der sich transformierenden Energie/Materie lässt sich hierbei für zwei miteinander verschränkte Fragestellungen aufgreifen. Erstens beschreibt es für die kulturwissenschaftliche Forschung unsichtbare Prozesse, in denen sich Natur und Welt beständig transformieren, und die nahelegen zu hinterfragen, wo und inwiefern kulturwissenschaftliche Forschung auf einem eigentlich überkommenen Newton'schen Weltbild basiert. Gerade in Bezug auf die Kategorien Geschlecht und Sexualität scheinen dabei nach wie vor Vorstellungen passiver, unveränderlicher Materialität eine Ontologie von Geschlecht zu fundieren, die westliche kulturelle Ordnungsmuster von heterosexueller Verwandtschaft als natürlich erscheinen lassen und entsprechend Forschungen und Erkenntnisse auf kritikwürdige Art und Weise strukturieren beziehungsweise eingrenzen. Ein Beispiel hierfür bildet die prominente These der universalen Unterordnung der Frau (vgl. Ortner 1993). Sherry Ortner hatte unter der schlagkräftigen Frage „Verhält sich weiblich zu männlich wie Natur zu Kultur?" die These aufgestellt, dass es eine universale kulturelle Logik gäbe, der zufolge Frauen in allen Kulturen eine gegenüber Männern untergeordnete Position innehätten. Obwohl Ortner dabei die kulturellen Prozesse für die Hierarchisierung verantwortlich macht, wird die Universalität über den Körper der Frauen und insbesondere über ihre Gebärfähigkeit konstruiert. Die Kritiken an dieser These zeigen erstens, inwiefern „die strukturalistische Methode Daten auf ihre symbolische Struktur zu reduzieren sucht, [wodurch] Symbole realer als Phänomene [scheinen]. Aber Symbole wie ‚Natur' oder ‚das Weibliche' werden jeweils mit Bedeutungen versehen, die von der betreffenden Kultur abhängig sind" (MacCormack 1993, 61). Zweitens belegen ethnologische Forschungen, dass es weltweit sehr viel mehr Möglichkeiten gibt, Verwandtschaft zu konzipieren und das Fortbestehen von Linéage-Systemen zu

sichern (vgl. MacCormack 1993, 76). Daher fordert MacCormack dazu auf, westliche Vorstellungen von Natur, biologischem Körper, sowie die darin eingelagerten Moralvorstellungen kritisch zu hinterfragen.[28]

[49] Aus dieser Kritik hervorgehende, ethnologische Forschung hat sowohl Analysen der vielfältigen existierenden Verbindungen zwischen *sex* und *gender* vorgelegt, als auch zu einer größeren Aufmerksamkeit gegenüber der Macht von dominanten, kulturell-codierten Beschreibungsmodellen geführt, die jene Teilnehmer*innen von Kulturen verstummen lassen, die diese Codes nicht teilen (vgl. bspw. die Beiträge in Schein/Strasser 1997). Solche kritischen Perspektiven sind jedoch selten für die Analyse von Geschlechterverhältnissen in westlichen Gesellschaften produktiv gemacht worden, innerhalb derer heteronormative Zweigeschlechtlichkeit immer noch und immer wieder erfolgreich die Grenzen der Rationalität absteckt.[29]

[50] Wie aber ließen sich jene Geschlechter, die nicht anders denn als (pathologische) Abweichungen in die dominanten Beschreibungsmodelle heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit hineinpassen, überhaupt erkennen und innerhalb der Wissenschaft zur Geltung bringen? Ein solches Vorhaben berührt schnell die Grenzen westlicher Rationalität und Wissenschaftlichkeit, insofern diese Geschlechter die herrschende Vorstellung, nach der das Geschlecht des Menschen natürlicherweise in dessen anatomisch-biologischen Körper gegeben ist, in Frage stellen. Barads Gedankenexperiment kann dazu ermutigen, westliche Vorstellungen über Natur und Kultur, sowie über die Natur des Menschen in Frage zu stellen und zu hinterfragen, ob und wie diese sich innerhalb kulturell-gesellschaftlicher Prozesse vielgestaltiger konstituieren als dies bislang theoretisch beschreibbar ist. Statt von einer scheinbar unverrückbaren symbolischen Ordnung auszugehen, ließe sich nochmal neu über die „Wirksamkeit von Symbolen" (vgl. Lévi-Strauss 2012b) nachdenken. Denn während Jacques Lacan – von den Forschungen Lévi-Strauss' inspiriert – den Begriff der symbolischen Ordnung prägt, spricht Lévi-Strauss von Symbolisierungen und Symbolsystemen. Dabei vergleicht er die westliche Psychoanalyse mit kulturellen Traditionen, in denen vermittelt durch schamanische, rituelle Praktiken und kollektive Glaubensvorstellungen, Symbole materiell körperliche Wirkungen zeitigen. Gerade die Psychoanalyse unterscheidet sich von anderen Symbolsystemen vor allem dadurch, dass sie auf sprachlicher Ebene operiert und die „individuellen Schätze" (Lévi-Strauss 2012b, 222) in der Biographie eine*r Patient*in hebt. Was aber wenn auch die Schätze ‚unserer' Biographien weit weniger individuell sind, als häufig suggeriert wird? Ließen sich nicht auch westliche cis_hetero_queere_trans*

Lebensweisen und Subjektivitäten als Prozesse und Ereignisse beschreiben, die durch symbolische, mythisch-magische Praktiken, Rituale und kollektive Glaubensvorstellungen formiert werden und dabei eben keinesfalls immer den dominanten kulturellen Codes folgen? Statt dank biologischer oder psychologischer Deutungsmuster immer wieder die gleichen Strukturen aufzufinden, müsste sich eine solche Forschung den wilden, mythischen und materiellen Praktiken sowie Institutionen zuwenden, in denen Subjekte, Beziehungen und Kollektive sich vielfältig und widersprüchlich konstituieren. Dies stellt eine theoretisch-methodische Herausforderung dar, insofern sich kulturwissenschaftliche Beobachtungen nicht in der gleichen Weise verifizieren lassen, wie dies naturwissenschaftliche Methoden mit der Wiederholbarkeit von Experimenten und der Reproduktion von Ergebnissen ermöglichen. Insofern gälte es scheinbar irrationale Beobachtungen weder einfach komplett zu verwerfen, noch ihnen unhinterfragt Glauben zu schenken. Um nicht einer spiritistischen und willkürlichen Irrationalität Tür und Tor zu öffnen, müssten Verfahren der Beobachtung und Beschreibung entwickelt werden, die diese Phänomene in konkreten Kontexten und Praktiken verwurzeln.[30]

Fazit

[51] Barads Gedankenexperiment stellt die klare Differenz zwischen Epistemologie und Ontologie in Frage und entwickelt mit der Beschreibung sich beständig transformierender Materie/Energie ein Denkmodell, das kritische Einsprüche gegen biologistische Positionen ermöglicht. Allerdings verliert ihr Gedankenexperiment dort den Bezug zu Lebensrealitäten von trans* Menschen, den Forschungen der Transgender Studies und aktueller medizinischer Forschungen zu Transsexualität, wo es quantenfeldtheoretische Erkenntnisse und Denkmodelle zu umstandslos als gültige Beschreibungen für queeres/trans* Begehren oder Möglichkeiten körperlicher Transformationen nutzt. Damit verschenkt sie wichtiges kritisches Potential, das ihre Infragestellung der Differenzierung von Natur und Kultur birgt.

[52] Denn innerhalb eines nach wie vor wirkmächtigen Systems heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit, das Geschlecht an der körperlichen Morphologie bestimmt, benötigen trans* Menschen sowohl medizinische und chirurgische Maßnahmen, als auch eine Gesundheitsversorgung, die ihren spezifischen Verkörperungen gerecht wird. Ein kritisches Hinterfragen, inwiefern scheinbar objektive naturwissenschaftliche und medizinische Erkenntnisse von einem heterosexuellen Imaginären strukturiert sind, könnte hier wichtige

Ansatzpunkte für die Verbesserung von Lebenssituationen liefern. Hierfür reicht es aber nicht aus, in quantenfeldtheoretisch inspirierte Utopien generierbarer Körper zu investieren, die letztlich darauf hinauslaufen, sich einer radikalen Tradition anzuschließen, „that troubles nature and its naturalness ‚all the way down'" (Barad 2015, 413). Denn gerade, wenn es wie Barad an dieser Stelle konstatiert, darum gehen soll, die radikalen Potentiale der Wissenschaft für ein neues Verständnis der Natur des Wandels produktiv zu machen, würde das bedeuten an inter- und transdisziplinären Theorien und Begriffen zu arbeiten, die sich nicht darauf beschränken, „vermeintliche Tatsachen aus kulturellen und den subkulturellen Schichten nebeneinander zu stellen, um einem das vage Gefühl zu suggerieren, dass zwischen ihnen irgendeine Beziehung – eine mysteriöse Form von ‚Formung' – bestehe" (Geertz 1992, 67).

[53] Aus queer/trans* Perspektive erscheint zudem die von Barad vorgenommene Umwertung von Werten zumindest fragwürdig. Denn indem das Nichts als spannungsgeladene Fülle gedacht und mit der Utopie verbunden wird, Gefühltes, aber Abwesendes, lasse sich mittels medizinischer bioenergetischer Verfahren materialisieren, bleiben die Werte eines natürlichen, ganzen und letztlich unversehrten Körpers genauso unhinterfragt, wie die Vorstellung, dass das Vorhandensein materieller Körperteile glücksversprechend ist. Vor dem Hintergrund beständiger Stigmatisierung von trans* Körpern, sowie den Ängsten und Hoffnungen, die sich mit operativen und hormonellen Transformationen verknüpfen, stellen sich mir vor allem zwei Fragen: Wäre es nicht politisch und kritisch wichtiger, gerade jenen moralisch beladenen Wert des unversehrten, vollständigen Körpers als glücksversprechendes Ziel in Frage stellen? Und wäre es nicht notwendig und verantwortungsvoller – statt aus Forschungsergebnissen biomedizinischer Forschung eine Utopie zu stricken, die verspricht, Gefühltes im/am Körper zu materialisieren – sich der Tatsache zu stellen, dass körperliche Transformationen eine Veränderung der eigenen Gefühls- und Körperwelt induzieren können, von denen vorher schlicht nicht gewusst werden kann, wie sie vom jeweiligen Menschen erlebt werden?

[54] Dies würde ermöglichen das Nichts zum Ausgangspunkt zu machen und sich auf wirklich Unbekanntes einzulassen. Darin wäre es dann möglich, auch die enttäuschenden und schmerzvollen Gefühle anzuerkennen, die sich mit einem Leben als trans* und Transformationen verbinden können und trans* als Ressource zu begreifen, wie K* Stern es am Ende der Broschüre „Trans*Körper*Wahrnehmung – Ressourcen rund um die Mastektomie" vorschlägt:

[55] „Wenn ich das Trans* Sein geschafft habe, dann schaff ich _____ auch!

[56] Du hast einen Weg hinter dir, auf dem du für dich selbst hingeschaut hast, wie die Dinge sind. Vielleicht hast du dich und deine Bedürfnisse gegen inneren und/oder äußeren Widerstand durchgesetzt. Du bist vielleicht durch Zeiten des Zweifelns, der Ohnmacht und der Krise gegangen. Du bist für dich eingestanden vor dir selbst und vor anderen. Wow. Was heißt das für dich und andere (krasse) Entscheidungen in deinem Leben? Wie bist du jetzt in der Welt? Wo willst du noch du selbst sein? Wo kannst du sonst noch für dich einstehen, hinaus in die Welt gehen und das umsetzen, was du machen willst oder worauf du Lust hast? Was steht für dich an bei Wahl_Familie, Ausbildung und Beruf, Freizeit, Beziehung, Sexualität? Was steht für dich als nächstes in deinem Leben?" (Hahne/Stern 2017, 11)

[57] Queere Forschung hat eindrücklich gezeigt, dass Formen poetischen und auch spekulativen Schreibens wichtige Mittel sein können, um verändernd in die Welt einzugreifen und mögliche – noch nicht realisierte – Lebenswelten denkbar zu machen. Gerade die politische Dimension des Ästhetischen macht es jedoch erforderlich, dass ein solches Schreiben sich kritisch mit Fragen danach auseinandersetzt, wie Poetik und Ästhetik Subjektivierungen in/formieren.[31] Dies erfordert aber nicht nur menschliche Subjektivität im Blick zu behalten, sondern auch die eigene Position des Schreibens und Produzierens kritisch zu reflektieren und die Verantwortung hierfür zu übernehmen. Strykers Text stellt ein gelungenes Beispiel für verkörpertes Schreiben dar, das aus der Reflektion eigenen Affiziert-Seins eine wichtige Kritik an den Funktionsweisen von Geschlechternormen formuliert. Sie scheut sich nicht, die eigene Verletztheit und Verletzlichkeit auszustellen und damit wichtige Impulse für Transgender Studies zu setzen. Diesen Text als Ausgangsmaterial für ein Gedankenexperiment zu nehmen, um Spuren von Trauer und Schmerz mit einer euphorischen Technophilie zu überschreiben, bedeutet eine wichtige Kulturkritik der Transgender Studies zu negieren. Diese Position mag für jene, die auf intellektuellen S/M[32] stehen, attraktiv sein. Ich kann ihr wenig abgewinnen.

[58] Auf Barads Frage, „What would it mean to reclaim our trans* natures as natural?", möchte ich antworten:

[59] Emanzipiert sind wir trans* Menschen erst, wenn wir uns weder auf Natur noch auf Kultur beziehen müssen, um unsere Existenz zu legitimieren, sondern als Menschenbiotechnowesen anerkannt werden, die komplexe NaturKulturMischungen sind – wie alle anderen auch. Dies erfordert aber sowohl eine Umarbeitung jener kulturellen Normen und Ideale, die trans* Menschen an den Grenzen des Intelligiblen und in Zonen weitgehender Unsichtbarkeit

platzieren, als auch Forschungen zu natürlichkulturellmateriellen trans* Körperlichkeiten, deren Gesundheitsversorgung in vielen Punkten verbesserungswürdig ist. Wenn Barads Vorschlag bedeutet, neue Blicke und Perspektiven auf jene gewichtigen Materialmassen zu werfen, an denen sich das Licht bricht und reflektiert; sich von der Magie, Vielfalt und Gewaltigkeit der Natur genauso verzaubern, wie einschüchtern zu lassen, mögen hierin kritische Potentiale liegen. Wenn ihr Vorschlag jedoch das Gewicht menschlicher Körper vernachlässigt, um in der Selbst-Berührung, die keinen anderen mehr kennt, sowie in der technischen Reproduzierbarkeit von ‚vollständigen' Körpern ein Glücksversprechen zu erblicken, erhebe ich Einspruch. Denn dann haben wir viel zu verlieren: an Vielfalt und Artenreichtum der Naturen, Kulturen und Sprachen, an Geschlechtern, Sexualitäten und Begehrensformen.

Endnoten

1 Die Kritik an der Naturalisierung kulturell-gesellschaftlich formierter Machtverhältnisse, die der Legitimierung von Herrschaftsverhältnissen dient, ist innerhalb der feministischen Wissenschaft wiederholt und aus verschiedenen disziplinären Perspektiven formuliert worden (vgl. grundlegend Honegger 1991).

2 Neben der feministischen Forschung ist diese Kritik insbesondere in den Cultural Studies produktiv gemacht worden, die in Bezug auf Naturalisierungen auch von einer „zweiten Natur" sprechen (vgl. Edgar/Sedgwick 1999).

3 Gerade Beobachtungen und Informationen von Erscheinungen, in denen Menschen Dinge tun, die westlichen Vorstellungen des menschlichen Körpers und seiner Fähigkeiten widersprechen, wie etwa die Flüge von Schamanen, sind innerhalb der Wissenschaft nicht als Fakten zu erheben. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Irrationalem vgl. Duerr (1985).

4 Formen der Essentialisierung lassen sich insbesondere in Bezug auf das Visuelle finden, wenn etwa Belting in seiner „Bild-Anthropologie" (2001) den menschlichen Körper zum Medium erklärt, der als essentialistischer Bezugspunkt für Bildproduktionen fungiert. Hierin schreibt sich ein eurozentrisches Menschenbild fort, das in essentialisierenden und ontologisierenden Körpervorstellungen gründet (kritisch dazu vgl. Loreck 2004).

5 Lacan beschreibt die Verkennung (*méconnaissance*) anhand des Spiegelstadiums, in dem sich das Kleinkind, entgegen der Erfahrung des Körpers als *corps morcelé* mit der im Spiegelblick wahrgenommenen Ganzheitlichkeit seines Körpers identifiziert und diese Identifikation zur Grundlage seiner Selbst- und Weltauslegung macht (vgl. Lacan 1996).

6 Wegweisend ist hier die Arbeit des Literaturwissenschaftlers Edward Said, der in seinem Werk „Orientalismus" (1981) zeigt, wie die Beschreibungen des Fremden sowohl der Herrschaftssicherung dienen, als auch als Spiegelbild fungieren, in dem sich das westlich europäische Selbst seiner Selbst versichert.

7 Diese alltagsweltliche Vorstellung strukturiert in der Differenzierung von *sex* und *gender* auch Teile der Geschlechterforschung, was zu Auslassungen und Verzerrungen in der Wissensproduktion zu trans* führt (vgl. bspw. die Kritiken von Prosser 1998, 6ff.; Namaste 2000, 14f.).

8 Zur Kritik des Reproduktionsparadigmas aus feministischer Perspektive vgl. Collier/Yanagisako (1987), sowie aus Perspektive der *gay & lesbian studies* Herdt (1994).

9 Ich verwende an dieser Stelle das Binnen-I, da AnhängerInnen die Existenz anderer Geschlechter als Mann und Frau bestreiten.

10 So zeitigte die Einführung der Homo-Ehe in Deutschland konservative Kritiken, die darin ein Bedrohungsszenario des Abendlandes sehen. Aber auch innerhalb feministischer Theorie wird immer wieder die naturgegebene Notwendigkeit der Geschlechterbinarität in der Generativität begründet. So etwa prominent von Hilge Landweer, die die These vertritt, dass „in jeder Kultur […] die Generativität zu Kategorisierungen von ‚Geschlecht' führt" (1993, 36). Sie interpretiert in der Folge das „mythische Theater der Geschlechterdifferenzen" als „[symbolischen Ausdruck] der Fremdheit der beiden Seiten der generativen Differenz" (Landweer 1993, 42).

Endnoten (Fortsetzung)

11 Mit Gramsci (1991) kann der Begriff der Hegemonie als kulturelle und intellektuelle Vorherrschaft durch bürgerliche Denk- und Handlungsstrukturen begriffen werden. Insofern lässt sich Strykers Formulierung der hegemonialen Natur als eine Beschreibung der Herrschaftsverhältnisse verstehen, die durch eine spezifische ideologische Vorstellung von Natur legitimiert und stabilisiert werden. Barad ersetzt in ihrem Text die von Stryker problematisierten alltagsweltlichen Vorstellungen von Natur, die westliches Denken und Handeln strukturieren, durch naturwissenschaftliche Denkmodelle.

12 Mythen sind Erzählungen, durch die Menschen ihre Lebenswelt erklären und eine zeitliche Doppelbedeutung haben: Während die Ereignisse, von denen Mythen erzählen, immer in der Vergangenheit stattgefunden haben, bilden sie gleichzeitig eine Dauerstruktur und stellen Werte zur Verfügung, die aktuelle Interpretationen der Sozialstruktur ermöglichen (vgl. Lévi-Strauss 2012a, 229f.). Das Genre der Science-Fiction dagegen zeichnet sich dadurch aus, dass zukünftige Dystopien oder Utopien entworfen werden. Es ist durch Elemente der Unbestimmbarkeit und ein spekulatives Denken gekennzeichnet, das „ein freies Spiel mit Denkinhalten im steten Bezug auf die Zukunft des Menschen möglich" macht (Wolf 2002, 30).

13 Die 1927 von Werner Heisenberg formulierte Unschärferelation besagt, dass zwei komplementäre Eigenschaften eines Teilchens, zum Beispiel Ort und Impuls, nicht gleichzeitig genau bestimmbar sind. Das wohl bekannteste Experiment, das die ontologische Unbestimmtheit vorführt, ist das Doppelspaltelement, das die Welleneigenschaften von Teilchen, also Materie, sichtbar macht. Insofern der Aufbau der Messung das Messergebnis bestimmt, ist die Unschärferelation kein methodisches Problem der Messungen oder der Apparate, sondern prinzipieller Natur (vgl. Zeilinger 2007). Mit der Formulierung der „ontologischen Unbestimmtheit" folgt Barad der von Niels Bohr formulierten Kopenhagener Deutung des Phänomens, die die Unschärferelation als eine Aussage über „die Natur der Dinge" begreift. Obwohl diese Deutung sich in der Quantenphysik fraglos durchgesetzt hat, gilt es die epistemologischen Einwände Albert Einsteins nicht zu vergessen, der in einer langen Debatte mit Niels Bohr gute Argumente dafür lieferte, dass die Quantentheorie nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit beschreiben kann (vgl. Held 1998).

14 Mit der Metaphysik der Präsenz kritisiert Derrida (1996) die Sehnsucht nach Bewusstsein, Einheit und Sinn, die der Phantasie, alles unter Kontrolle zu haben, zu Grunde liegt. An dieser Stelle ließe sich kritisch fragen, inwiefern Barad hier versucht den Schrecken des Nichts und die Angst vor der Endlichkeit des Lebens zu bannen, indem sie es in den kontrollierbaren Experimenten der Quantenphysik imaginiert.

15 Nietzsche fokussiert in seiner Kritik an Kant insbesondere dessen Konzeption des *noumenon*, einer transzendentalen nicht bekannten Realität, die hinter der phänomenalen Welt liegt (vgl. Nietzsche 1922, Pos. 443f.). Die darin versteckte Metaphysik gälte es durch ein Neudenken des Nichts zu überwinden, in der die Überwindung christlicher Moralvorstellungen eine neue Offenheit gegenüber dem Unbekannten ermöglicht und zu einer Veränderung der Werte beiträgt: „An Stelle der ‚moralischen Werthe' [sic] lauter *naturalistische* Werthe [sic]. Vernatürlichung der Moral […] An Stelle der ‚Erkenntnistheorie' eine *Perspektiven-Lehre der Affekte*" (Nietzsche 1922, Pos. 4848). Lässt sich Barads Text fasst als eine buchstäbliche Umsetzung dieser Kritik lesen, bleibt das grundlegende Problem, dass der Text auf quantenfeldtheoretische Denkmodelle referiert, die einen nahezu metaphysischen Status erhalten.

16 Die Bezeichnung „polymorph perverse" nutzt Freud zur Beschreibung einer infantilen, autoerotischen Sexualität, deren Partialtriebe unverknüpft nach Lust streben, die sich dann jedoch zum „normalen Sexualleben des Erwachsenen entwickelt, in welchem der

Endnoten (Fortsetzung)

Lusterwerb in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion getreten ist, und die Partialtriebe unter dem Primat einer einzigen erogenen Zone eine feste Organisation zur Erreichung des Sexualziels an einem fremden Sexualobjekt gebildet haben" (Freud 1922, Pos. 820).

17 Das Präfix cis- bedeutet „diesseits", im Gegensatz zu trans-, das „jenseits" bedeutet. Entsprechend führt Volkmar Sigusch die Begriffe „‚Zissexualismus' und ‚Zissexuelle' ein, um die geschlechtseuphorische Mehrheit, bei der Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität fraglos und scheinbar neutral zusammenfallen, in jenes fahle Licht zu setzen, in dem nosomorpher Blick und klinischer Jargon die geschlechtsdysphorische Minderheit, namentlich die Transsexuellen, erkennen zu können glaubt" (1992, 38). Darüber hinaus ist die Verwendung des Präfix cis- innerhalb der Transgender Studies insbesondere gebräuchlich geworden, um die unhinterfragten Normen, sozialen Strukturen und kulturellen Bedeutungszusammenhänge der Zweigeschlechtlichkeit kritisch zu hinterfragen (vgl. Mistler 2014).

18 Was Barad in ihrem Text nicht thematisiert, ist, dass die Vakuumfluktuation physikalisch nicht existiert, sondern eine Vorstellung ist, die Physiker*innen entwickeln, um die bei der Berechnung der Unschärferelation auftretenden Unendlichkeiten handhabbar zu machen. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Vakuumfluktuation [letzter Zugriff: 07.05.2018]. In gewisser Weise wird Sexualität damit zu einem sehr abstrakten und entkörperten Geschehen, das durchaus wieder in die Nähe des Religiösen rückt.

19 Siehe Stryker (2008), zu trans* Poetiken (vgl. auch Crawford 2014; Peterson 2014).

20 Das Video ist auf den Seiten der Universität zu finden: now.tufts.edu/news-releases/face-frog-time-lapse-video-reveals-never-seen#sthash.DgsjzC7y.dpuf [letzter Zugriff 22.08.2018].

21 Vgl. zur Rhetorik des defekten Körpers, die zuweilen auch in trans* Kontexten aufgerufen wird, um eine angemessene medizinische Behandlung zu fordern, Eli Clare (2013). Clare kritisiert zu Recht, dass damit nicht nur Menschen mit Behinderung, sondern auch trans* Menschen in ihrer Erfahrung bestätigt werden, sich ihrer Körper zu schämen, statt sich diese anzueignen und in ihrer spezifischen Formierung wertzuschätzen.

22 Vgl. Mahlmann, der problematisiert in welcher Weise Vertreter*innen des Neo-Emotivismus die These vertreten, dass moralische Urteile keinen kognitiven Inhalt besäßen, sondern „als unbewusster Ausdruck evolutionär verankerter emotionaler Reaktionen [verstanden werden], Ideen praktischer Vernunft als ihre post hoc Rationalisierungen" (Mahlmann 2008, 112).

23 Zu Verschränkung von Geschlechternormen und den Normen des Menschlichen vgl. Butler (2009, 98f.), sowie zu der damit verbundenen Gewalt, nicht als „echt" anerkannt zu werden (Butler 2009, 340f.). Transgender Studies und trans* Aktivist*innen haben in kritischer Intention die Grenzen des Menschlichen sowohl in Richtung Technologie (vgl. bspw. Blas 2011) als auch in Richtung Tier (vgl. bspw. Hayward/Weinstein 2015) überschritten, um die Funktions- und Regulierungsweisen von Geschlecht in Macht- und Herrschaftssystemen zu kritisieren.

24 Zu einer Kritik philosophischer Richtungen des spekulativen Realismus, die in ästhetischen Entwürfen einer Welt ohne Menschen daran scheitern, menschliche Subjektivität mitzudenken und die es dadurch schwermachen, Dimensionen des Politischen zu adressieren vgl. Blas (2011).

Endnoten (Fortsetzung)

25 Zu einer Kritik des Mythos vom ganzen Körper siehe Schade (2006 [1987]).

26 Dies wird bspw. von Mahlmann (2008) angemahnt, der simplifizierende, monokausale Thesen kritisiert, die Einstellungen, wie etwa Promiskuität oder Monogamie, in männlichen respektive weiblichen Genen zu verankern suchen.

27 Mit den Transgender Studies hat sich ein breites transdisziplinäres Forschungsfeld entwickelt, in dem mit unterschiedlichen Ansätzen an den Lebensrealitäten von trans* Menschen orientierte Forschung praktiziert wird (vgl. Hoenes/Schirmer 2017, sowie für den deutschsprachigen Raum Baumgartinger 2017; Hoenes/Koch 2017).

28 An dieser Stelle ließe sich fragen, inwiefern die von Evelyn Fox Keller (2006 [1987]) aufgeworfene Frage „Is Sex to Gender as Nature is to Science?" als ein Ansatzpunkt betrachtet werden kann, der die Rationalität westlicher Wissenschaft aus feministischer Perspektive untersucht. In der Analyse der homologen Strukturen von Gender und Wissenschaft geraten allerdings die Kategorien der Sexualität und des Begehrens aus dem Blick. Eine genauere Analyse der historisch different verlaufenden Diskurse in Natur- und Technikwissenschaften einerseits und Kulturwissenschaften andererseits, könnte hier wichtige Aufschlüsse über verschiedene Denk- und Theorietraditionen der Geschlechterforschung bieten, aus denen sich vielleicht auch Ansätze für die Bearbeitung gegenwärtiger Problem- und Fragestellungen generieren lassen. Spannend wäre es sicherlich auch Barad als einen Einspruch in diese Tradition feministischen Denkens zu lesen, eine Aufgabe, die jedoch den Umfang dieses Beitrags sprengen würde.

29 Zur Fundierung wissenschaftlichen Wissens über Geschlecht in alltagsweltlichen Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit vgl. Hirschauer (1996). Kritisch fragen ließe sich an dieser Stelle zudem, inwiefern die mögliche Beschreibung alternativer Geschlechter anderer Kulturen auf einer Irrationalisierung dieser Kulturen beruht, während sich westliche Kulturen noch immer rational wähnen, wozu sie ihre alternativen Geschlechter irrationalisieren müssen. Zum Fortwirken eines primitiven, wilden Denkens in westlichen Kulturen auch nach dem Aufkommen des wissenschaftlichen Denkens am Ende der frühen Neuzeit vgl. Lévi-Strauss (1973).

30 Damit soll nicht gesagt sein, dass es nicht notwendig ist, den Bereich konventioneller Tatsachenerhebung zu überschreiten und zumindest die Beschreibung paranormaler Beobachtungen zuzulassen. Gerade da Machtverhältnisse entwirklichende Effekte zeitigen, bleibt es jedoch notwendig diese in ihren jeweiligen Kontexten und Praktiken zu verorten. Für eine kritische Auseinandersetzung, die Geister-Phänomene für eine Herrschaftskritik produktiv macht vgl. Gordon (1997).

31 Vgl. insbesondere Muñoz (2009), sowie aus trans* Perspektive bspw. Cárdenas (2011), deren künstlerische Arbeiten Elemente des Tier-Werdens und des Technisch-Sexuellen beinhalten, gleichzeitig jedoch den Bezug zu gelebten Realitäten besitzen. Gerade in dieser Gleichzeitigkeit entfaltet sich ein kritisches politisches Imaginäres, das westlich weiße normative Vorstellungen des Menschseins kritisch umarbeitet.

32 Hakim Bey bezeichnet die Realitäten des spekulativen Realismus als Intellektuellen S/M, die einem Todestrieb folgen (vgl. Blas 2011, 12).

Literaturverzeichnis

Barad, Karen (2015): Transmaterialities. Trans*/Matter/Realities and Queer Political Imagination. In: GLQ 21 (2-3), 387-422. doi: 10.1215/10642684-2843239.

Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Baumgartinger, Perrson Perry (2017): Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte. Wien: Zaglossus.

Belting, Hans (2001): Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Wilhelm Fink.

Blas, Zach (2011): Reality is Aesthetic and Political: Editors Preface. In: Cárdenas, 8-16.

Bourdieu, Pierre (2013): Die männliche Herrschaft. 2.Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Cárdenas, Micha (2011): The Transreal. Political Aesthetics of Crossing Realities. California: Atropos Press.

Clare, Eli (2013): Body Shame, Body Pride: Lessons from the Disability Rights Movement. In: Stryker, Susan/Aizura, Aren Z. (Hg.): The Transgender Studies Reader 2. New York, London: Routledge, 261-265.

Collier, Jane F./Yanagisako, Sylvia Junko (Hg.) (1987): Gender and Kinship. Essays Toward a Unified Analysis. Stanford: Stanford University Press.

Crawford, Lucas (2014): A Transgender Poetics of the High Line Park. In: TSQ. Transgender Studies Quarterly 1 (4), 482-522.

Derrida, Jacques (1996): Grammatologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Duerr, Hans Peter (Hg.) (1985): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie. Band 1 und 2. Frankfurt am Main: Syndikat.

Edgar, Andrew/Sedgwick, Peter (Hg.) (1999): Key Concepts in Cultural Theory. London, New York: Routledge, 256-258.

Foucault, Michel (2005): Die Heterotopien/Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fox Keller, Evelyn (2006 [1987]): The Gender/Science System or, Is Sex to Gender as Nature is to Science? In: Biagioli, Mario (Hg.): The Science Studies Reader. London, New York: Routledge, 234-242.

Freud, Sigmund (1922): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Kindle-Edition (E-Book) ASIN: B077SK92Q4.

Geertz, Clifford (1992): Kulturbegriff und Menschenbild. In: Habermas, Rebekka/Minkmar, Nils (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 56-82.

Gordon, Avery (1997): Ghostly Matter. Haunting and the Sociological Imagination. London, Minneapolis: University of Minnesota Press.

Gramsci, Antonio (1991): Gefängnishefte: kritische Gesamtausgabe. Hamburg: Argument-Verlag.

Hahne, Alexander/Stern K* (2017): Trans*Körper*Wahrnehmung – Ressourcen rund um die Mastektomie. Broschüre zu beziehen über matekposter@alexanderhahne.com.

Hayward, Eva/Jami Weinstein (2015): Introduction. Tranimalities in the Age of Trans* Life. In: TSQ. Transgender Studies Quarterly 2 (2): 195–208.

Held, Carsten (1998): Die Bohr-Einstein-Debatte. Quantenmechanik und physikalische Wirklichkeit. Paderborn: Schöningh.

Herdt, Gilbert (1994): Third Sex, Third Gender: Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History. New York, NY: Zone Books.

Hirschauer, Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Eifert, Christiane/Epple, Angelika/Kessel, Martina (Hg.): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hoenes, Josch/Koch, Michael_a (Hg.) (2017): Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Oldenburg: BIS-Verlag.

Hoenes, Josch/Schirmer, Utan (2017): Transgender/Transsexualität: Forschungsperspektiven und Herausforderungen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer. doi:10.1007/978-3-658-12500-4_77-2.

Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und vom Weib 1750-1850. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Horatschek, Annegreth (2001): Natur. In: Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 2., überarb. und erw. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 465.

Hultkranz, Åke (1985): Ritual und Geheimnis: Über die Kunst der Medizinmänner, oder: Was der Professor verschwieg. In: Duerr, Hans Peter (Hg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie. Band 1. Frankfurt am Main: Syndikat, 71-95.

Lacan, Jacques (1996): Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Lacan, Jacques: Schriften I. Ausgew. und hg. von Norbert Haas, übers. von Rodolphe Gasché. Berlin: Quadriga.

Landweer, Hilge (1993): Zur Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung. In: Feministische Studien 1993 (2), 34-43.

Lévi-Strauss, Claude (2012a): Die Struktur der Mythen. In: Lévi-Strauss, Claude: Strukturale Anthropologie I. 9. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp TB, 226-254.

Lévi-Strauss, Claude (2012b): Die Wirksamkeit der Symbole. In: Lévi-Strauss, Claude: Strukturale Anthropologie I. 9. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp TB, 204-225.

Loreck, Hanne (2004): Bild-Anthropologie? Kritik einer Theorie des Visuellen. In: Falkenhausen, Susanne von/Förschler, Silke/Reiche, Ingeborg/Uppenkamp, Bettina (Hg.): Medien der Kunst: Geschlecht, Metapher, Code. Marburg: Jonas-Verlag, 12-26.

Lüdemann, Susanne (2011): Jacques Derrida zur Einführung. Hamburg: Junius.

Mahlmann, Matthias (2008): Naturgeschichte, Ethik und Theorie des Rechts. In: Gugerli, David/Germann, Pascal (Hg.): Darwin. Zürich: Diaphanes, 107–128.

MacCormack, Carol P. (1993): Natur, Kultur und Geschlecht: eine Kritik. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 55-88.

Mistler, Brian J. (2014): Cisgenderism. TSQ. Transgender Studies Quarterly 1 (1-2): 63-64.

Muñoz, José Esteban (2009): Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity. New York, London: New York University Press.

Nietzsche, Friedrich (1922): Der Wille zur Macht. Kindle-Edition (E-Book).

Namaste, Vivian K (2000): Invisible Lives. The Erasure of Transsexual and Transgendered People. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Ortner, Sherry B. (1993): Verhält sich weiblich zu männlich wie Natur zu Kultur?. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 27-54.

Peterson, Trace (2014): Becoming a Trans Poet. Samuel Ace, Max Wolf Valerio, an ari edwards. In: TSQ. Transgender Studies Quarterly 1 (4), 523-538.

Prosser, Jay (1998): Second Skins: The Body Narratives of Transsexuality. New York: Columbia University Press.

Said, Edward (1981): Orientalismus. Frankfurt am Main: Ullstein.

Schade, Sigrid/Wenk, Silke (2005): Kunstwissenschaft. Strategien des ›Zu-Sehen-Gebens‹: Geschlechterpositionen in Kunst und Kunstgeschichte. In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Geschlechterforschung / Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 144-184.

Schade, Sigrid (2006 [1987]): Der Mythos des „Ganzen Körpers". Das Fragmentarische in der Kunst des 20. Jahrhunderts als Dekonstruktion bürgerlicher Totalitätskonzepte. In: Zimmermann, Anja (Hg.): Kunstgeschichte und Gender. Eine Einführung. Berlin: Reimer, 159-180.

Schein, Gerlinde/Strasser, Sabine (Hg.) (1997): Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität. Wien: Milena.

Schrage, Dominik (2006): Kultur als Materialität oder Material – Diskurstheorie oder Diskursanalyse? In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt am Main: Campus, 1806-1813.

Sigusch, Volkmar (1992): Geschlechtswechsel, Hamburg: KleinVerlag.

Stryker, Susan (2008): Dungeon Intimacies. The Poetics of Transsexual Sadomasochism. In: Parallax 14 (1), 36-47.

Stryker, Susan (2006): My Words to Victor Frankenstein Above the Village of Chamonix: Performing Transgender Rage. In: Stryker, Susan/Whittle, Stephen (Hg.): The Transgender Studies Reader. New York: Routledge, 244-256.

Wiedemann, Maike/Haupt, Hans-Jörg (2016): Neurofeedback und Transition. In: Schreiber, Gerhard (Hg.): Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven. Berlin, Boston: de Gruyter, 325-337.

Wolf, Philipp (2001): Einbildungskraft. In: Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 2. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler, 132-133.

Wolf, Christof (2002): Zwischen Illusion und Wirklichkeit. Wachowskis Matrix als filmische Auseinandersetzung mit der digitalen Welt. Münster: LIT-Verlag.

Zeilinger, Anton (2007): Einsteins Spuk. Teleportation und weitere Mysterien der Quantenphysik. München: Goldmann.

Ruth Müller[1]

Der epigenetische Körper

Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus

[1] In diesem Beitrag werde ich der Frage nachgehen, welche Körperkonzepte gegenwärtig im neuen lebenswissenschaftlichen Forschungsfeld der Epigenetik, im Speziellen der Umweltepigenetik (*environmental epigenetics*), entstehen. Ich werde erläutern, inwieweit diese Körperkonzepte erstens ein neues Verständnis des Verhältnisses von Sozialem und Biologischem in Teilbereichen der biologischen Forschung artikulieren; zweitens, wie sie damit biologische Perspektiven auf Kategorien sozialer Stratifikation wie ‚race', ‚class' und ‚gender' rekonfigurieren; und drittens, warum deshalb eine detaillierte sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit den Arbeits- und Wissenspraxen der umweltepigenetischen Forschung besonders wichtig wird. Als analytisches Beispiel dienen Experimente zu den epigenetischen Effekten ‚mütterlicher Fürsorge' (*maternal care*), in denen die Potentiale, aber auch Herausforderungen einer umweltepigenetischen Konzeption des Körpers deutlich werden.

Epigenetik. Oder: Wie das Genom eine Umwelt bekam

[2] Die Epigenetik ist ein Forschungsbereich der Molekularen Biologie, der sich mit Veränderungen in der Genexpression beschäftigt, die nicht auf Veränderungen der DNA-Sequenz selbst zurückzuführen sind. Genexpression ist der Prozess des Ablesens genetischer Information, also der erste Schritt in der Übersetzung des genetischen Codes der DNA in die lebenden Strukturen des Körpers. Mutationen, also Veränderungen im Code der DNA, können diesen Prozess verändern und zu alternativen Genprodukten führen (z.B. einem non- oder dysfunktionalen Protein). Das Studium von Mutationen und ihren Auswirkungen ist ein Teilbereich der molekularen Genetik. Die Epigenetik hingegen interessiert sich für Veränderungen in diesem Übersetzungsprozess, die nicht durch Mutationen in der DNA selbst bedingt sind, sondern durch chemische Modifikationen auf der DNA (altgriechisch epi – um, auf, herum).

Diese Modifikationen verändern den Code selbst nicht, aber regulieren, ob und wie oft ein Gen überhaupt abgelesen wird. Sie können Gene aktivieren, stilllegen und die Rate ihrer Expression steigern oder vermindern. Chemische Modifikationen auf der DNA – wie das Hinzufügen oder Entfernen von Methylgruppen an spezifischen Stellen der DNA – agieren somit als Regulatoren der Genexpression und haben daher einen großen Einfluss darauf, was aus der DNA in einer Zelle tatsächlich entsteht.

[3] Epigenetische Regulationsprozesse spielen eine zentrale Rolle in der Zelldifferenzierung, das heißt in jenem Prozess, durch den aus menschlichen Stammzellen die unterschiedlichen Zelltypen eines Körpers entstehen. Eine Hautzelle und eine Leberzelle sind zum Beispiel genetisch ident (von sporadischen Mutationen abgesehen), aber epigenetisch hochgradig unterschiedlich. Die Differenz zwischen diesen Zellen entsteht durch die unterschiedlichen epigenetischen Modifikationen, die ihr Genom jeweils aufweist. Das heißt, dass in ihrem Zellkern dieselbe DNA liegt, ihre unterschiedlichen epigenetischen Modifikationen aber zu einem völlig anderen Ablesemuster dieser DNA führen. Dass es prinzipiell epigenetische Prozesse gibt, die in der körperlichen Entwicklung eine zentrale Rolle spielen, ist schon seit etwa Mitte des vergangenen Jahrhunderts bekannt (vgl. Waddington 1942) und ein Thema, das zum Beispiel in der Entwicklungsbiologie erforscht wurde und wird. Epigenetische Differenzierungswege werden dabei häufig als relativ stabil betrachtet: Zelldifferenzierung verläuft von der Embryonalphase an in geregelten Bahnen entlang von Programmen, die genetisch festgelegt sind.

[4] Seit den frühen 2000er Jahren werden epigenetische Prozesse allerdings auch verstärkt unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet: Experimente haben die Frage aufgeworfen, inwieweit epigenetische Modifikationen auf der DNA durch Umweltfaktoren beeinflusst und verändert werden können. Dies ist die Grundfrage des wachsenden Feldes der Umweltepigenetik (vgl. Feil/Fraga 2011; vgl. Skinner 2015). Studien in diesem Feld beschäftigen sich damit, wie Umweltfaktoren wie etwa Toxine, Ernährung, Bewegung, aber auch soziale Erfahrung Einfluss auf das epigenetische Profil bestimmter Körperzellen haben können und damit auf die Expression der Gene in diesen Zellen. Diese Umweltfaktoren werden hinsichtlich ihrer Wirkungen im erwachsenen Menschen untersucht, aber im Besonderen auch auf ihre Bedeutung in der als epigenetisch plastisch verstandenen pränatalen und frühkindlichen Entwicklung (vgl. Szyf 2009). Erforscht wird, wie Umweltfaktoren die körperlichen Entwicklungen mitformen und damit die Rahmenbedingungen für Gesundheit und Krankheit im späteren Lebensverlauf entscheidend gestalten.

Hier gewinnen die Experimente zu mütterlichen epigenetischen Effekten (*maternal epigenetic effects*), die analytischer Gegenstand dieses Beitrags sind, an Bedeutung.

[5] Ein wichtiger Aspekt der gegenwärtigen umweltepigenetischen Forschung ist, dass epigenetische Veränderungen als potentiell vererbbar verstanden werden. Eine Anzahl von Studien deuten darauf hin, dass epigenetische Modifikationen eventuell nicht auf das exponierte Individuum beschränkt bleiben, sondern möglicherweise von Generation zu Generation weitergegeben werden könnten (vgl. Hanson/Skinner 2016). Das würde bedeuten, dass es neben der genetischen Vererbung auch epigenetische Formen der Vererbung gibt, die epigenetische Reaktionen auf Umwelteinflüsse weitergeben. In diesem Kontext haben vor allem solche Studien Aufsehen erregt, die eine mögliche epigenetische Vererbbarkeit von traumatischen physischen und psychischen Erfahrungen postulieren, wie etwa von Hungererfahrungen (vgl. Heijmans et al. 2008) oder Verfolgung und Gewalt (vgl. Yehuda et al. 2015). Ob diese epigenetischen Vererbungsprozesse allerdings tatsächlich stattfinden, ist wissenschaftlich umstritten (vgl. Heard/Martienssen 2014).

Der epigenetische Körper: veränderbar und biosozial

[6] An dieser Konzeption des Körpers, die wir in der Umweltepigenetik vorfinden, sind nun mindestens zwei Aspekte hochgradig bemerkenswert. Erstens finden wir hier ein Model eines biologischen Körpers vor, der bis in sein Innerstes, bis hin zur Expression der DNA im Zellkern, für Einflüsse aus der Umwelt offen ist. Dies bedeutet – zumindest auf theoretischer Ebene – einen Bruch mit einem Verständnis von DNA innerhalb der Biologie als jenem ‚Buch des Lebens', das eine stabile Blaupause für den Bau des Körpers liefert. Im epigenetischen Modell öffnet sich nun der Zellkern der Umwelt und nimmt Signale daraus auf, die verändern können, wie genetische Information abgelesen wird. Das ‚Buch des Lebens' ist nun keine eindeutige und lineare Geschichte mehr, sondern kann in verschiedener Weise gelesen werden, je nachdem in welcher Umwelt ein Körper lebt. Genetische Passagen können übersprungen oder lesbar gemacht werden, manche häufiger und andere weniger häufig abgelesen werden. Wir treffen hier auf ein responsives Genom (vgl. Keller 2015), das kontinuierlich auf Signale aus der Umwelt reagiert und den Bauplan des Körpers verändert. Die Umweltepigenetik denkt damit Körper als im dichten Wechselspiel mit der Umwelt stehend und als geformt von dieser Umwelt und seinen Interaktionen mit ihr. Das Versprechen, diese Verschränkungen verstehen zu lernen, macht die Umweltepigenetik zu einem

Hoffnungsfeld für die Erforschung einer Vielzahl von Krankheiten, vor allem jener Leiden, die gemeinhin als Zivilisationskrankheiten bezeichnet werden: Herz- und Kreislauferkrankungen, Diabetes, Krebs, aber auch psychiatrische Krankheitsbilder wie etwa Schizophrenie. So positioniert sich zum Beispiel das Umweltbundesamt auf seiner Webpage unter dem Titel „Epigenetik: Umwelt und Genom – ein Zusammenspiel mit Folgen. Warum das Umweltbundesamt mehr darüber wissen will" folgendermaßen zur Epigenetik:

> [7] „[Die Epigenetik] liefert eine Erklärung, wie Umweltfaktoren den Aktivitätszustand von Genen verändern und wie diese Veränderungen von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden können. Die Epigenetik erklärt den Einfluss von Umweltfaktoren auf die Zelleigenschaften und den Aktivitätszustand von Genen. Eine ausgedehnte Forschung auf diesem Gebiet würde einen Beitrag zum Gesundheitsschutz der Bevölkerung leisten – auch für künftige Generationen." (Umweltbundesamt 2015)

[8] Die Epigenetik wird also als ein Feld positioniert, das helfen könnte besser zu verstehen, wie Lebensbedingungen und Umwelteinflüsse zu Gesundheit oder Krankheit führen, und zwar innerhalb einer Generation und darüber hinaus. Epigenetik wird damit Teil biomedikalisierter Gesundheitsdiskurse (vgl. Clarke et al. 2003), die auf Risikoerkennung und Prävention abzielen, und ist als solcher bereits im deutschen Kontext angekommen. So gibt es in Deutschland Forschungsgruppen, die epigenetische Mechanismen bei der Entstehung von Krebs, Diabetes, Depression, Herzerkrankungen oder im Alterungsprozess erforschen.

[9] Der zweite erstaunliche Aspekt der epigenetischen Konzeption des Körpers ist, dass nicht nur materielle, sondern auch soziale Faktoren wie zum Beispiel soziale Erfahrungen als mögliche Ursachen epigenetischer Veränderungen erforscht werden. Wie die bekannte Verhaltensepigenetikerin Francis Champagne in einem Interview in „Science" enthusiastisch formuliert: „What's exciting to me is that the social world, which can be perceived as being this ethereal thing that may not have a biological basis, can affect these mechanisms." (Miller 2010, 25).

[10] Das soziale Leben wird also zunehmend als etwas betrachtet, das sich über epigenetische Mechanismen in die biologische Materie des Körpers einschreiben und eventuell sogar vererbt werden kann. Damit werden soziale Kategorien wie Stress, Fürsorge oder Trauma Teil biologischer Forschungsfragen und experimenteller Anordnungen.

[11] Hier zeichnet sich nun klar ab, warum eine Beschäftigung mit der Umweltepigenetik aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive nahezu unumgänglich ist: In der epigenetischen Forschung werden zunehmend Kategorien

mobilisiert, die traditionell in das Hoheitsgebiet der Sozial- und Geisteswissenschaften fallen (vgl. Niewöhner 2011; vgl. Singh 2012; vgl. Pickersgill et al. 2013). Am Beispiel der Forschung zu mütterlichen epigenetischen Effekten, eines Forschungsbereiches, der die epigenetischen Auswirkungen der mütterlichen Biologie und des mütterlichen Verhaltens auf die körperlichen und psychischen Entwicklungen ihres Nachwuchses erforscht, werde ich in diesem Beitrag zeigen, dass eine Analyse der gegenwärtigen Entwicklungen in der Epigenetik ein sowohl intellektuell bereicherndes als auch gesellschaftspolitisch hoch relevantes Thema für die sozialwissenschaftliche Forschung ist. Die Biosozialität des epigenetischen Körpers verlangt nach einer Beschäftigung damit, welche Vorstellungen des Sozialen in die experimentelle Erforschung dieses Körpers miteinfließen und von dieser Forschung auch wiederum produziert werden (vgl. Lux und Richter 2014; vgl. Kral und Schmitz 2016). Am Beispiel der mütterlichen epigenetischen Effekte wird deutlich, dass obwohl der epigenetische Körper als Ort der plastischen Verschränkung von Sozialem und Biologischem gedacht wird, trotzdem oft traditionelle Kategorien sozialer Differenz wie Geschlecht und Schichtzugehörigkeit überraschend statisch und teilweise deterministisch gefasst werden (vgl. Kenney/Müller 2017; vgl. Hanson/Müller 2017; vgl. Müller in Arbeit; vgl. Richardson 2017).

[12] Bevor ich den Forschungsbereich der mütterlichen epigenetischen Effekte vorstelle, einige zentrale Experimente dieses Bereiches und ihre Interpretationen darlege und eine kritisch-feministische Analyse dieser Wissensanordnungen anbiete, möchte ich einen kurzen Überblick über zentrale Zugänge zu biologischer und im Spezifischen epigenetischer Forschung aus dem Feld der (feministischen) Wissenschafts- und Technikforschung geben, auf denen meine eigenen Perspektiven aufbauen.

Das Biologische ist politisch: Erkenntnisse der feministischen Wissenschaftsforschung

[13] Biologische Forschung, ihre Arbeitspraxen und Erkenntnismethoden sind ein Forschungsobjekt im interdisziplinären sozialwissenschaftlichen Feld der Wissenschafts- und Technikforschung (fortan: *Science & Technology Studies*, STS). Mit vor allem soziologischen, anthropologischen, philosophischen und historischen Methoden wird empirisch untersucht, wie die Biologie Wissen erzeugt und welche Vorstellungen von Kategorien wie Natur, Kultur und Gesellschaft in diese Forschungsprozesse miteinfließen und auch wieder von ihnen

produziert werden. Im Subfeld der feministischen STS stehen vor allem Fragen danach im Vordergrund, wie biologische Forschung von Kategorien sozialer Differenz wie ‚race'‚‚class' und ‚gender' geprägt ist und wiederum zur Produktion dieser Kategorien beiträgt. Autorinnen wie Ruth Hubbard (1979), Evelyn Fox Keller (1995), Londa Schiebinger (1993), Anne Fausto-Sterling (2000), Donna Haraway (1989), Nelly Oudshoorn (2000) oder Cordelia Fine (2010) haben gezeigt, wie binäre, heteronormative Vorstellungen von Geschlecht biologische Forschung in so diversen Bereichen wie Primatologie, Anatomie, Endokrinologie oder Neurobiologie mitstrukturieren. Entlang von darwinistischen Geschlechtervorstellungen, die eine Maximierung des Reproduktionserfolges als höchstes Ziel jedes biologischen Organismus annehmen, werden weibliche Körper – tierische wie menschliche – als entscheidend von und für die Geburt und Aufzucht des Nachwuchses geformt verstanden. Weibliche Körper werden daher im biologischen Diskurs oft in erster Linie als (potentielle) mütterliche Körper gedacht. Feministische WissenschaftsforscherInnen haben an diesen verkürzten und zutiefst binären Geschlechterbildern in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich Kritik geübt. Das bedeutet aber nicht, dass es sich hierbei um eine biophobische Position handelt, das heißt eine Haltung, die sich gegenüber der Erforschung des Biologischen prinzipiell oppositionell positioniert. Im Gegenteil: Viele der feministischen WissenschaftsforscherInnen haben selbst einen fachlichen Hintergrund in der Biologie und zielen mit ihrer Kritik auf eine Verbesserung, nicht eine Auflösung biologischer Forschungspraxen ab. Wie die feministische Wissenschaftsforscherin Donna Haraway, selbst ehemalige Biologin, schreibt: „I will critically analyze, or ‚deconstruct,' only that which I love and only that in which I am deeply implicated." (Haraway 1997, 151). Ziel dieses Engagements ist eine Reflexion und Neugestaltung biologischer Wissenspraxen, denen ein Bewusstsein für die Nicht-Objektivität und soziale Gebundenheit aller Wissenspraxen, ihres inhärent politischen Charakters und der Wirkmächtigkeit alltagsweltlicher sozialer Kategorien wie etwa stereotyper Vorstellungen von ‚männlich' und ‚weiblich' in der wissenschaftlichen Wissensproduktion zugrunde liegt. Dieses Ansinnen wurde von Sandra Harding (1986) als Streben nach einer *successor science* benannt, eine Wissenschaftsform, die sich in der Reflexion ihrer eigenen gesellschaftlichen Bedingtheiten übt und mit ihren Arbeiten zum Wohlergehen aller, nicht nur der mächtigeren gesellschaftlichen Gruppen, beitragen will.

Epigenetische Mütter

[14] Sowohl die Erkenntnisse als auch die Ziele der feministischen Wissenschaftsforschung sind überaus relevant für die Analyse von gegenwärtigen umweltepigenetischen Diskursen, insbesondere wenn es sich um jenen immer prominenteren Forschungszweig handelt, der die Effekte mütterlicher Biologie und mütterlichen Verhaltens auf die epigenetische Verfasstheit ihres Nachwuchses verstehen will. Die Forschung zu mütterlichen Effekten ist im Moment hauptsächlich auf zwei Schwerpunkte konzentriert: erstens auf die Erforschung der Auswirkungen der mütterlichen Physiologie während der Schwangerschaft auf die spätere körperliche und vor allem metabolische Gesundheit des Nachwuchses (vgl. Jirtle/Skinner 2007; vgl. Wells 2010; vgl. Loi et al. 2013); und zweitens auf die Auswirkungen mütterlicher Fürsorgepraxen (*maternal care*) auf die psychische Gesundheit des Nachwuchses (vgl. Meaney 2001; vgl. Champagne/Mashoodh 2009; vgl. McGowan/Szyf 2010). Die Studien, die ich in diesem Beitrag diskutieren werde, sind im zweiten Bereich angesiedelt und beschäftigen sich in Experimenten mit Ratten damit, wie sich mütterliche Fürsorgepraxen auf das Stressverhalten des Nachwuchses auswirken. Beide Forschungszweige teilen die Auffassung, dass der mütterliche Körper und mütterliches Verhalten als die erste epigenetisch wirksame Umwelt eines entstehenden Lebens gelten kann. Diese erste Umgebung wird als prägend verstanden: Hier werden bestimmte Programme aktiviert, die die Entwicklung des entstehenden Körpers entscheidend formen (*maternal programming*). Mütter setzen durch ihre Lebensweise und durch ihr Verhalten Signale gegenüber dem Fötus und dem jungen Kind, die von einem als epigenetisch rezeptiv verstandenen Körper aufgenommen werden und zu epigenetischen Modifikationen führen.

[15] Die Wissenschaftsforscherin Sarah Richardson merkt an, dass in dieser Perspektive mütterliche Körper oft primär als „vectors of developmental or epidemiological risk" (Richardson 2015, 227), also als Vektoren eines entwicklungsbiologischen und epidemiologischen Risikos verstanden werden. Als mangelhaft betrachtete Ernährung und ebensolcher Lebensstil sowie als inadäquat betrachtetes Verhalten führen in dieser Perspektive unweigerlich zu negativen epigenetischen und somit in weiterer Folge physiologischen Veränderungen des Nachwuchses. So wird zum Beispiel mangelnde Nährstoffversorgung oder Übergewicht bei der Mutter mit einer höheren Wahrscheinlichkeit von Stoffwechselerkrankungen im späteren Lebensverlauf des Kindes in Verbindung gebracht, und mangelnde mütterliche Fürsorge, wie wir sehen werden, mit späteren Neigungen zu Angst und Aggression. Während diese

Korrelationen und die daraus resultierenden Handlungsanweisungen an Schwangere nicht unbedingt neu sind, verändert eine epigenetische Perspektive doch ihre Tragweite, vor allem durch eine veränderte biologische Temporalität, die die Epigenetik mit sich bringt. Diese veränderte Temporalität hat zwei Dimensionen: Erstens ist aus einer epigenetischen Perspektive nicht nur mütterliches Verhalten *während* der Schwangerschaft für die körperliche Verfasstheit des Kindes relevant. Da der epigenetische Körper als kontinuierlich von seinen Umweltinteraktionen geformt verstanden wird, können auch Handlungen und Verhaltensmuster Jahre vor einer Schwangerschaft oder auch schon das Verhalten der Mutter der gegenwärtig Schwangeren vor oder während ihrer eigenen pränatalen oder frühkindlichen Entwicklung relevant dafür sein, welche Entwicklungsumgebung ein mütterlicher Körper zum Zeitpunkt einer Schwangerschaft darstellen kann (vgl. auch Waggoner 2015). Zum anderen geraten durch die Perspektive einer möglichen Vererbung von epigenetischen Markierungen auch zukünftige Generationen ins Blickfeld: Die Handlungen der Mütter im Jetzt legen nicht nur die epigenetische Verfasstheit ihrer Kinder fest, sondern könnten eventuell auch die epigenetischen Profile von Enkelkindern und weiteren zukünftigen Nachkommen beeinflussen. Hannah Landecker und Martine Lappé (2015) identifizieren diese temporalen Verschiebungen als einen Kernaspekt einer epigenetischen Reformulierung des Körpers. Nahrung wird in der epigenetischen Perspektive zu etwas, das den Körper nach seiner Einverleibung in gewisser Weise nie wieder verlässt. Die molekularen Wirkstoffe der Nahrungsmittel formen diesen mittels epigenetischer Mechanismen mit und werden damit Teil der Rahmenbedingungen für die Aufnahme und Verarbeitung von neuer Nahrung (vgl. Landecker 2011). In einer multigenerationalen Perspektive kann diese Nahrung dann nicht nur in den Körper eingeschrieben sein, der die Nahrung konsumiert hat, sondern auch in die Körper nachfolgender Generationen. Ähnliches gilt in einer epigenetischen Perspektive für soziale Erfahrung, die eingeschrieben und tradiert werden kann. Hier emergiert ein epigenetischer Prägungs- und Risikodiskurs, der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft intensiv miteinander verknüpft und Verantwortungs- und Schulddiskurse erzeugt, die quer zu diesen Zeitebenen liegen (vgl. Kenney/Müller 2017; vgl. Müller in Arbeit).

Von Ratten und Frauen: Epigenetische Effekte mütterlicher Fürsorge

[16] Die bis jetzt relativ abstrakt formulierten Punkte sollen nun anhand der Analyse einer zentralen Experimentreihe der umweltepigenetischen Forschung illustriert werden: den Experimenten zur epigenetischen Programmierung des Nachwuchses durch mütterliches Verhalten der Forschungsgruppen um Moshe Szyf und Michael Meaney an der McGill Universität in Montreal, Kanada (vgl. Weaver et al. 2004; vgl. McGowan/Szyf 2010). Diese Experimente werden heute als paradigmatischer *proof of concept* dafür verstanden, dass die epigenetische Forschung die biologischen Einflüsse von sozialer Erfahrung identifizieren und analysieren kann.

[17] Um was geht es in diesen Experimenten? Anfang der 2000er Jahre begann die Gruppe um Szyf und Meaney zu untersuchen, wie sich die Häufigkeit einer Reihe von Aktivitäten von Rattenmüttern, die die Gruppe als Akte mütterlicher Fürsorge bei Ratten beschreiben, auf das epigenetische Profil ihrer Nachkommen auswirken. Konkret geht es um die Frage, ob es einen epigenetischen Einfluss hat, wie oft eine Rattenmutter ihre Nachkommen ableckt, putzt und mit durchgedrücktem Rücken säugt (*licking, grooming and arched-back nursing*). In den Experimenten der Gruppe stellte sich heraus, dass die Häufigkeit, mit der Rattenmütter diese Aktivitäten durchführen, die Anzahl eines Stresshormonrezeptors, konkret des Glucocorticoidrezeptors, im Hippocampus des Nachwuchses verändert. Eine geringe Anzahl dieses Rezeptors führt im Versuch zu einer verlängerten Stressantwort und allgemein zu ängstlicherem und aggressiverem Verhalten. Ratten, die weniger oft abgeleckt, geputzt und mit durchgedrücktem Rücken gesäugt wurden, haben eine geringere Anzahl an Glucocorticoidrezeptoren, da das Gen für den Rezeptor ein verändertes epigenetisches Profil aufweist (Hypermethylierung). Ihr Verhalten wird als ängstlicher und aggressiver als das jener Ratten beschrieben, die öfter abgeleckt, geputzt und mit durchgedrücktem Rücken gesäugt wurden. Diese Unterschiede im epigenetischen Status, in der Rezeptoranzahl und auch im Verhalten werden als stabil und anhaltend über den Lebenslauf der Ratte hinweg beschrieben.

[18] In diesen Experimenten wird das Verhalten von Rattenmüttern zu einem zentralen Einflussfaktor für die psychische Verfasstheit und das soziale Verhalten ihrer Nachkommen. Vermittelt wird dieses Verhalten des Nachwuchses durch epigenetische Mechanismen und Signalkaskaden, die im Körper die Anzahl der Berührungen in einen höheren oder geringeren Methylierungsstatus eines Gens umsetzen. In wissenschaftlichen Artikeln, die diese Experimente

beschreiben, und verstärkt auch in populärwissenschaftlichen Medien werden diese Ergebnisse als relevant für menschliche mütterliche Fürsorgepraxen beschrieben. Im Rekurs auf psychologische Studien zur Wichtigkeit mütterlicher Fürsorge für die physische und psychische Entwicklung des Kindes (vgl. z. B. Cameron et al. 2008) oder in Anspielung auf die zutiefst prägende Rolle der Mutter, die schon die Psychoanalyse attestiert hatte (in populärwissenschaftlichen Artikeln wie zum Beispiel Hurley 2013), beschreiben beide Genres diese epigenetischen Experimente als biologischen ‚Beweis' für die zentrale Rolle der mütterlichen Fürsorge für die Entwicklung des Nachwuchses. „Cuddle your Kid!" war in diesem Sinne der instruktive Titel eines Opinion-Editorials der „New York Times" (vgl. Kristof 2012), das die Resultate dieser Experimente diskutierte und sehr direkt auf menschliche Lebenswelten umlegte.

Epigenetische Modifikation als Umweltadaption

[19] Nachdem die McGill-Gruppe diesen Zusammenhang zwischen mütterlichem Verhalten, epigenetischer Modifikation, verringerter Expression des Glucocorticoidrezeptors und schlussendlich einer bestimmten Verhaltensvariante hergestellt hatte, war die nächste Frage, die sich die Gruppe stellte, was der Sinn dieser Variation als Antwort auf eine bestimmte soziale Erfahrung sein könnte. Die Frage nach dem Warum, nach der Sinnhaftigkeit eines bestimmten beobachteten Zusammenhangs ist in der biologischen Forschung eine wichtige, da Antworten auf diese Frage zur Einbettung eines bestimmten Wissensbestandes in ein grundsätzlicheres Verständnis von Biologie und von Leben an sich dienen. Fragen der Einbettung und ihre Antworten verweisen in diesem Sinn häufig auf die übergeordneten biologischen Theorien und Sichtweisen, die einem bestimmten Forschungsfeld zugrunde liegen. In der epigenetischen Forschung zu mütterlichen Effekten wird deutlich, dass den Experimenten und ihren Interpretationen in erster Linie darwinistische und neodarwinistische Perspektiven auf biologische Vorgänge zugrunde liegen, die Begriffe wie Evolution, Reproduktionserfolg und Adaption zentral stellen. Die darwinistisch-evolutionsbiologische Vorstellung, dass alles Leben nach einer Maximierung des eigenen Reproduktionserfolgs strebt und sich jene biologischen Veränderungen durchsetzen und vererben, die zu einer solchen Optimierung beitragen, ist ein zentrales Dogma der modernen Biologie (vgl. Roughgarden 2004; vgl. Roughgarden 2009). Die veränderte Stressantwort, die in den Rattenexperimenten beobachtet wurde, wurde in diesem Sinne als

eine potentiell adaptive Veränderung betrachtet und erforscht. Im ersten Experiment, das ich in der letzten Sektion beschrieben habe, hatten die ForscherInnen der McGill Universität ‚natürliche Varianten' des mütterlichen Verhaltens untersucht; das heißt sie hatten beobachtet, welche Mütter ihre Jungen mehr und weniger oft ablecken, putzen und mit durchgedrücktem Rücken säugen, und trennten anschließend den Nachwuchs in zwei Gruppen (low-LGABN und high-LGABN [= *licking, grooming and arched-back nursing*]) und analysierten diese im Hinblick auf biologische Differenz. Im nächsten Experiment, das Fragen des biologischen Sinns der beobachteten Verhaltensveränderungen adressieren sollte, verfolgten sie die Hypothese, dass das unterschiedliche Verhalten der Mütter durch deren eigene unterschiedliche Umwelterfahrungen ausgelöst sein könnte. Sie untersuchten, ob Stresserfahrungen während der Schwangerschaft dazu beitragen könnten, dass Rattenmütter ihre Jungen weniger ablecken, putzen und mit durchgedrücktem Rücken säugen. Sie stressten also schwangere Ratten experimentell, indem sie sie während der letzten sieben Tage der Schwangerschaft dreimal täglich für 30 Minuten in unregelmäßigen Intervallen in eine enge Röhre aus Plexiglas (*plexiglass restrainer*) sperrten, die sie beinahe völlig immoblisierte. Im Vergleich zur Kontrollgruppe, mit der keine Stressexperimente durchgeführt wurden, sank in dieser Gruppe dann die Häufigkeit, mit der diese Rattenmütter nach der Geburt ihre Jungen ableckten, putzten und mit durchgedrücktem Rücken säugten. Für die McGill Gruppe war dieses Experiment indikativ dafür, dass das Verhalten der Mutter gegenüber ihren Jungen von ihren eigenen Umwelterfahrungen abhängig ist. Die Idee entstand, dass sie durch die Veränderungen ihres Verhaltens gewisse Informationen über ihre Umwelt an ihre Jungen weitergibt und so Anpassungen an diese Umwelt in ihren Jungen induziert. Weaver und KollegInnen nennen dies „a forecast of the environmental conditions" (Zhang et al. 2004, 89), also eine Vorschau auf zukünftige Umweltbedingungen durch das mütterliche Verhalten, das dann wiederum adaptive Reaktionen in den Jungen auslöst.

[20] Warum sollte nun die beobachtete Reaktion – epigenetische Modifkation, geringe Anzahl an Glucocorticoidrezeptoren im Hippocampus, ängstlicheres und aggressiveres Verhalten im Vergleich zur Kontrollgruppe – eine adaptive Reaktion, also eine Anpassungsreaktion sein? Hier liefern die ForscherInnen der McGill Gruppe folgende Interpretation: Die Rattenmutter erlebt ihre Umwelt selbst als stressreich (z.B. durch die Immobilisierungsexperimente in der Plexiglasröhre). In ihrem Verhalten vermittelt sie diese Umwelterfahrung an ihre Jungen, indem sie ihnen weniger mütterliche Fürsorge bietet. Dies be-

reitet die Jungen darauf vor, ebenfalls in einer stressreichen Umwelt aufzuwachsen. Die ForscherInnen der McGill Gruppe schlagen vor, dass für eine solche Umwelt eine tendenziell intensivere Stressantwort mit ängstlicherem und aggressiverem Verhalten von Vorteil ist. Die weniger umsorgten Ratten wären sozusagen mehr auf der Hut, ein Verhalten, das ihre Überlebenschancen in einer feindlicher gesinnten Umwelt erhöhen würde. Diese Adaption wird allerdings als stabil und nicht mehr durch Umweltfaktoren veränderbar verstanden: Die Ratte, die durch das mütterliche Verhalten an eine zukünftig stressreiche Umwelt angepasst wurde, bliebe auch ängstlicher und aggressiver in einer ruhigen und stressarmen Umwelt.

[21] Hier wird aus einem plastisch verstandenen Wechselspiel zwischen Umwelt und Körper eine Festlegung des Körpers auf und durch eine bestimmte Umwelt (vgl. Kenney/Müller 2017). Weder wissenschaftliche Publikationen in diesem Bereich noch populärwissenschaftliche Artikel zu diesem Thema sind sparsam damit, diese Ergebnisse explizit als relevant für Menschen in einer sozial stratifizierten Gesellschaft zu interpretieren. So zitieren epigenetische Artikel gern psychologische Studien, die einen Zusammenhang zwischen Armut, Vernachlässigung in der Kindheit, dem individuellen Risiko für psychische Erkrankungen und der Anfälligkeit für kriminelles Verhalten beschreiben (vgl. Meaney 2001; vgl. Champagne/Meaney 2006). Auch der oben zitierte populärwissenschaftliche Artikel „Cuddle your Kid!" (vgl. Kristof 2012) aus der „New York Times" verknüpft die epigenetischen Experimente an Ratten explizit mit Fragen von sozialer Stratifikation und sozialer Mobilität:

> [22] „This may illuminate one way that poverty replicates itself from generation to generation. Children in poor households grow up under constant stress, disproportionately raised by young, single mothers also under tremendous stress, and the result may be brain architecture that makes it harder for the children to thrive at school or succeed in the work force." (Kristof 2012).

[23] Dieses Zitat macht deutlich, dass sich hier eine Diskursformation herausbildet, die auf eine Biologisierung sozialer Differenz, im Spezifischen von sozioökonomischem Status via epigenetischem Mechanismus hinausläuft. Armut wird als ein Phänomen interpretiert, das vernachlässigende Elternschaftspraxen nach sich zieht. Diese würden wiederum zu epigenetischen und schlussendlich physischen und psychischen Modifikationen führen, die zwar die Kinder auf die als harsch interpretierte Umgebung einkommensschwacher Nachbarschaften vorbereiten, ihnen aber gleichzeitig soziale Mobilität oder gar einen Klassenaufstieg erschweren. Ihre Biologie ist einfach nicht für eine solche andere Umgebung gemacht. Hier bildet sich eine Form von Determinismus heraus, den ich als Umweltdeterminismus (*environmental determi-*

nism) bezeichne (vgl. Kenney/Müller 2017; ausführlicher: vgl. Müller in Arbeit). Dieser Determinismus bildet sich vor allem im Wechselspiel und in der zunehmenden gegenseitigen Bezugnahme zwischen epigenetischer Grundlagenforschung an Ratten und Mäusen und epidemiologischen und psychologischen Studien heraus, die sich mit in der Gesellschaft benachteiligten Gruppen beschäftigen. Jörg Niewöhner spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Molekularisierung von Biographie und Milieu (vgl. Niewöhner 2011). Lebensumstände werden als molekular im Körper vermerkt und tradierbar betrachtet. Klassenstratifizierung geht damit nicht nur unter die Haut, sondern kommt in der Biologie des Zellkerns an. Dies wird besonders deutlich, wenn etwa der Epidemiologe Jonathan C. K. Wells mit Bezugnahme auf epigenetische Experimente zu den Effekten mütterlicher Ernährung davon spricht, dass einkommensschwache Schichten in einem metabolischen Ghetto (vgl. Wells 2010) leben würden, in dem Lebensumstände und Lebensgewohnheiten physische, psychische und kognitive Benachteiligungen tradieren und biologisch verfestigen würden.

Epigenetik und Klassengesellschaft: Ermächtigung oder Diskriminierung?

[24] Viele der EpigenetikerInnen und der ForscherInnen in epidemiologischen Feldern, die sich auf Epigenetik beziehen, weisen auf diese Zusammenhänge hin, weil sie die tiefgreifenden Gesundheitsfolgen einer verteilungsungerechten Gesellschaft aufzeigen wollen. In ihrer Vorstellung soll diese biologische Evidenz, dieser epigenetische Beweis dafür, wie biologisch konsequenzenreich gesellschaftliche Benachteiligung ist, dazu führen, dass eine Verbesserung der Lebensumstände für schlechtergestellte Gesellschaftsschichten priorisiert wird (vgl. McGowan/Szyf 2010; vgl. Loi et al. 2013). Historisch gesehen hat aber die Zuschreibung von biologischer Differenz an ohnehin schon gesellschaftlich benachteiligte Gruppen selten zur Verbesserung ihrer Lebensumstände geführt (vgl. Rose 2009; vgl. Meloni 2015).

[25] Mütter werden in diesem Kontext Mediatorinnen dieser biosozialen Differenz, die ihre Kinder durch ihre eigene Biologie und ihr Verhalten in eine bestimmte soziale Gruppe einschreiben. Sie werden damit Ziel von Interventionen und Fokuspunkt von verstärkt biologisierten Verantwortungs- und Schulddiskursen. So fährt der Artikel aus der „New York Times" (vgl. Kristof 2012), der uns durch diesen Beitrag begleitet hat, nach der Diskussion der epigenetischen Studien an Ratten fort, die Wichtigkeit von Interventionspro-

grammen zu beschreiben, die Mütter darüber aufklären, wie sich ihr Verhalten auf die Biologie ihrer Kinder auswirkt und was adäquates mütterliches Verhalten sei. Hier zeigt sich deutlich, wie ein strukturelles Problem (ungleiche Verteilung von Ressourcen in der Gesellschaft) zu einem individuellen Problem gemacht wird (das adäquate oder inadäquate Verhalten der Mutter). Das Problem erscheint als eines, das nur durch Interventionen der privilegierten Gruppen in der Gesellschaft lösbar ist, die aber wiederum nicht auf Veränderungen der Produktionsbedingungen der Ungleichheit abzielen, sondern das Verhalten von benachteiligten Frauen regulieren. Benachteiligte Bevölkerungsgruppen erscheinen als aktive Produzenten ihres eigenen Unglücks, während ihnen aber gleichzeitig die Handlungsmacht abgesprochen wird, ihre Umstände aus eigener Kraft zu verändern.

Sozialwissenschaftliche Interventionen: Biosoziale Komplexität einfordern

[26] Eine sozialwissenschaftliche Analyse dieses emergierenden Diskurses, sowie gezielte Interventionen, sind aus meiner Perspektive unerlässlich. Es gilt aufzuzeigen, wie sich in der epigenetischen Forschung und vor allem ihrer Einbindung in bevölkerungsmedizinische Diskurse (*public health discourses*) historisch höchst problematische Konzepte von biosozialer Differenz und Hierarchie widerspiegeln. Die gesellschaftlich benachteiligte Mutter wird zum wiederholten Male zum Ziel von Regulierungsmaßnahmen, die gleichzeitig keine Kritik an herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen liefern.

[27] Gleichzeitig liegt aber in der umweltepigenetischen Forschung auch das Potential, besser zu verstehen, welche tiefgreifenden gesundheitlichen Auswirkungen unsere stratifizierten Gesellschaften haben. Diese Frage wird drängender, wenn man betrachtet, dass gegenwärtig in vielen europäischen Ländern die Lebenserwartung bei einkommensschwachen Schichten zurückgeht, während sie bei einkommensstarken Schichten weiter steigt. Der *wealth gap* korrespondiert mit einem signifikanten *health gap* (vgl. Marmot 2015; vgl. Müller und Samaras im Erscheinen). Es gilt auszuloten, ob und wie gesundheitliche Belastungen und Benachteiligungen durch stratifizierte gesellschaftliche Lebensumstände in der biologischen und biomedizinischen Forschung thematisiert werden könnten, ohne schließlich wiederum zur klassisierten Einschreibung von Differenz und Devianz und vergeschlechtlichten Verantwortungsdiskursen zu führen. Hierzu ist ein interdisziplinärer Dialog zwischen den Sozialwissenschaften und der Epigenetik unerlässlich, der einer komple-

xer werdenden Vorstellung von Biologie einen komplexen Begriff von Sozialität und Gesellschaft entgegensetzt und im biologischen Diskurs plaziert und einfordert.

Endnoten

1 Ruth Müller ist Assistant Professor of Science & Technology Policy am Munich Center for Technology in Society (MCTS) und dem Wissenschaftszentrum Weihenstephan für Ernährung, Landnutzung und Umwelt (WZW) der Technische Universität München.

Literaturverzeichnis

Cameron, Nicole; Shahrokh, Dara; Del Corpo, Adina; Dhir, Susanta K.; Szyf, Moshe; Champagne, Frances A.; Meaney, Michael J. (2008): Epigenetic Programming of Phenotypic Variations in Reproductive Strategies in the Rat through Maternal Care. In: Journal of Neuroendocrinology 20(6), 795-801.

Champagne, Frances A.; Mashoodh, Rahia (2009): Genes in Context: Gene-Environment Interplay and the Origins of Individual Differences in Behavior. In: Current Directions in Psychological Science 18(3), 127-131.

Champagne, Frances A.; Meaney, Michael J. (2006): Stress During Gestation Alters Postpartum Maternal Care and the Development of the Offspring in a Rodent Model. In: Biological Psychiatry 59(12), 1227-1235.

Clarke, Adele E.; Shim, Janet K.; Mamo, Laura; Fosket, Jennifer R.; Fishman, Jennifer R. (2003): Biomedicalization: Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine. In: American Sociological Review 68(2), 161-194.

Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.

Feil, Robert; Fraga, Mario F. (2011): Epigenetics and the Environment: Emerging Patterns and Implications. In: Nature Reviews Genetics 13(2), 97-109.

Fine, Cordelia (2010): Delusions of Gender: How Our Minds, Society, and Neurosexism Create Difference. New York: W. W. Norton & Company.

Hanson, Mark; Müller, Ruth (2017): Epigenetic Inheritance and the Responsibility for Health in Society. In: The Lancet Diabetes & Endocrinology 5(1), 11-12.

Hanson, Mark; Skinner, Michael K. (2016): Developmental Origins of Epigenetic Transgenerational Inheritance. Environmental Epigenetics 2(1), 1-9. doi:10.1093/eep/dvw002.

Haraway, Donna J. (1989): Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science. New York: Routledge.

Haraway, Donna J. (1997): Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan_Meets_Oncomouse: Feminism and Technoscience. New York: Routledge.

Harding, Sandra (1986): The Science Question in Feminism. Ithaca: Cornell University Press.

Heard, Edith; Martienssen, Robert A. (2014): Transgenerational Epigenetic Inheritance: Myths and Mechanisms. In: Cell 157(1), 95-109.

Heijmans, Bastiaan T.; Tobi, Elmar W.; Stein, Aryeh D.; Putter, Hein; Blauw, Gerard J.; Susser, Ezra S.; Slagboom, P. Eline; Lumey, L. H. (2008): Persistent Epigenetic Differences

Associated with Prenatal Exposure to Famine in Humans. In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 105(44), 17046-17049.

Hubbard, Ruth (1979): Have Only Men Evolved? In: Fried, Barbara; Hubbard, Ruth; Henifin, Mary Sue (Hg.): Women Look at Biology Looking at Women. Cambridge: Schenkman Publishing Co.

Jirtle, Randy L.; Skinner, Michael K. (2007): Environmental Epigenomics and Disease Susceptibility. In: Nature Reviews. Genetics 8(4), 253-262.

Keller, Evelyn F. (2015): The Postgenomics Genome. In: Richardson, Sarah S.; Stevens, Hallam (Hg.): Postgenomics: Perspectives on Biology after the Genome. Durham and London: Duke University Press, 9-31.

Keller, Evelyn F. (1995): Refiguring Life: Metaphors of Twentieth Century Biology. New York: Columbia University Press.

Kenney, Martha; Müller, Ruth (2017): Of Rats and Women: Narratives of Motherhood in Environmental Epigenetics. In: BioSocieties 12(1), 32-46.

Krall, Lisa; Schmitz, Sigrid (2106): Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender'. In: Gender 8(2), 99-116.

Kristof, Nicholas (2012): Cuddle Your Kid! New York Times. New York.

Landecker, Hannah (2011): Food as Exposure: Nutritional Epigenetics and the New Metabolism. In: BioSocieties 6(2), 167-194.

Lappé, Martine; Landecker, Hannah (2015): How the Genome Got a Life Span. In: New Genetics and Society 34(2), 152-176.

Loi, Michele; Del Savio, Lorenzo; Stupka, Elia (2013): Social Epigenetics and Equality of Opportunity. In: Public Health Ethics 6(2), 142-153.

Lux, Vanessa; Richter, Jörg Thoms (Hg.) (2014): Kulturen der Epigenetik: Vererbt, codiert, übertragen. Berlin: De Gruyter.

Marmot, Michael (2015): The Health Gap: The Challenge of an Unequal World. In: The Lancet 386(10011), 2442-2444.

McGowan, Patrick O.; Szyf, Moshe (2010): The Epigenetics of Social Adversity in Early Life: Implications for Mental Health Outcomes. In: Neurobiology of Disease 39(1), 66-72.

Meaney, Michael J. (2001): Maternal Care, Gene Expression, and the Transmission of Individual Differences in Stress Reactivity Across Generations. In: Annual Review of Neuroscience 24(1), 1161-1192.

Meloni, Maurizio (2015): Heredity 2.0: The Epigenetics Effect. In: New Genetics and Society 34(2), 117-124.

Miller, Greg (2010): The Seductive Allure of Behavioral Epigenetics. In: Science 329(5987), 24-27.

Müller, Ruth (in Arbeit): Biological Determinism in the Age of Epigenetics: From Genetic to Environmental.

Müller, Ruth; Samaras, Georgia (im Erscheinen). Epigenetics and aging research. Between adult malleability and early life programming. Manuskript unter Begutachtung durch das Journal BioSocieties.

Niewöhner, Jörg (2011): Epigenetics: Embedded Bodies and the Molecularisation of Biography and Milieu. In: BioSocieties 6(3), 279-298.

Oudshoorn, Nelly (2000): The Birth of Sex Hormones. In: Londa Schiebinger (Hg.): Feminism and the Body. New York: Oxford University Press, 87-117.

Pickersgill, Martyn; Niewohner, Jörg; Müller, Ruth; Martin, Paul; Cunningham-Burley, Sarah (2013): Mapping the New Molecular Landscape: Social Dimensions of Epigenetics. In: New Genetics and Society 32(4), 429-447.

Richardson, Sarah S. (2017): Plasticity and Programming: Feminism and the Epigenetic Imaginary. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 43(1), 29-52.

Rose, Steven (2009): Should Scientists Study Race and IQ? In: Nature 457(7231), 786-788.

Richardson, Sarah S. (2015): Maternal Bodies in the Postgenomic Order: Gender and the Explanatory Landscape of Epigenetics. In: Richardson, Sarah S.; Stevens , Hallam (Hg.): Postgenomics: Perspectives on Biology After the Genome. Durham and London: Duke University Press, 210-231.

Roughgarden, Joan (2009): The Genial Gene: Deconstructing Darwinian Selfishness. Berkeley: The University of California Press.

Roughgarden, Joan (2004): Evolution's Rainbow: Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People. Berkeley: University of California Press.

Schiebinger, Londa (1993): Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science. Boston: Beacon Press.

Singh, Ilina (2012): Human Development, Nature and Nurture: Working Beyond the Divide. In: BioSocieties 7(3), 308-321.

Skinner, Michael K. (2015): Environmental Epigenetics. In: Environmental Epigenetics 1(1), 1-3.

Szyf, Moshe (2009): The Epigenetic Impact of Early Life Adversity. In: Sassone-Corsi, Paolo (Hg.): Epigenetic Control and Neuronal Function. Washington, DC: Society for Neuroscience, 28-34.

Umweltbundesamt (2015): Epigenetik: Umwelt und Genom – ein Zusammenspiel mit Folgen. http://www.umweltbundesamt.de/themen/gesundheit/belastung-des-menschen-ermitteln/epigenetik (28.8.2017).

Waddington, Conrad Hal (1942): Canalization of Development and Inheritance of Acquired Characters. In: Nature 150, 563-565.

Waggoner, Miranda R. (2015): Cultivating the Maternal Future: Public Health and the Prepregnant Self. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 40(4), 939-962.

Weaver, Ian C. G.; Cervoni, Nadia; Champagne, Frances A.; D'Alessio, Ana C.; Sharma, Shakti; Seckl, Jonathan R.; Dymov, Sergiy; Szyf, Moshe; Meaney; Michael J. (2004): Epigenetic Programming by Maternal Behavior. In: Nature Neuroscience 7(8), 847-854.

Wells, Jonathan C. (2010): Maternal Capital and the Metabolic Ghetto: An Evolutionary Perspective on the Transgenerational Basis of Health Inequalities. In: American Journal of Human Biology 22(1), 1-17.

Yehuda, Rachel; Daskalakis, Nikolaos P.; Bierer, Linda M.; Bader, Heather N.; Klengel, Torsten; Holsboer, Florian; Binder, Elisabeth B. (2015): Holocaust Exposure Induced Intergenerational Effects on FKBP5 Methylation. In: Biological Psychiatry 80(5), 372-380.

Zhang, Tie-Yuan; Parent, Carine; Weaver, Ian C. G.; Meaney, Michael J. (2004): Maternal Programming of Individual Differences in Defensive Responses in the Rat. In: Annals of the New York Academy of Sciences 1032(1), 85-103.

Lisa Krall

Natur-Kultur-Verschränkungen und die Materie der Epigenetik

[1] Feministische Theoretiker_innen setzen sich seit langem mit binären Strukturen und ihrer Wirkmächtigkeit auseinander und weisen immer wieder darauf hin, dass Dualismen wesentliche Bestandteile herrschender Geschlechter- und Gesellschaftsordnungen sind. Anne Fausto-Sterling etwa formuliert: „Das euro-amerikanische Verständnis von der Funktionsweise der Welt hängt stark vom Gebrauch von Dualismen ab – Paare gegensätzlicher Konzepte, Objekte oder Glaubenssysteme“ (Fausto-Sterling 2001, 43). Dabei geht es nicht bloß um ein Unterscheiden in zwei entgegengesetzte Pole; vielmehr ist damit auch eine Hierarchisierung des einen Pols über den anderen verbunden sowie die Festschreibung dieser als ‚natürliche Ordnung‘. Ausgehend davon, dass durch die Einteilung in binäre Gegensätze ein hierarchisches und naturalisiertes Zweigeschlechtersystem aufrechterhalten wird, bedarf es nach wie vor der Auseinandersetzung mit Dualismen und der Exploration von Möglichkeiten, andere Perspektiven hervorzuheben.[1] Dieser Text setzt sich anhand des Feldes der Epigenetik mit Dualismen auseinander sowie mit Überschreitungen vermeintlich starrer Grenzen zwischen und Verschränkungen von binär gedachten Polen. Als ‚stellvertretend‘ steht der Dualismus von Natur und Kultur für zahlreiche andere Paare, die sich in einer hierarchischen und geschlechtlich-kodierten Form diesem zuordnen lassen. So ist Zweigeschlechtlichkeit „keine beliebige Ordnungskategorie des Denkens. Sie ist vielmehr eine Strukturkategorie moderner Gesellschaften, die untrennbar mit der modernen Natur-Kultur-Unterscheidung verbunden ist.“ (Schultz/Hummel/Hayn 2006, 227)

[2] Es soll nun zunächst jenes biomedizinische Feld vorgestellt werden, das ich für Diskussionen von Dualismen in der Geschlechterforschung fruchtbar machen möchte. Denn hier zeigen sich sowohl die Aufrechterhaltung binärer Einteilungen und deterministischer Logiken als auch die Auflösungen und Verschränkungen dieser. Anhand einiger umweltepigenetischer Studien möchte ich dann jene ambivalente Gleichzeitigkeit von Dualismen und Verschränkun-

gen im Feld veranschaulichen und zum Schluss die Bezeichnung von Epigenetik als Mittlerin diskutieren und so eine andere Perspektive, die Verschränkungen statt Dualismen fokussiert, anbieten.

Kurze Beschreibung des Forschungsfeldes – Was ist Epigenetik?

[3] In der Epigenetik setzt man sich mit physiologischen Mechanismen und Markern auseinander, welche die Aktivierung oder die Stilllegung von DNA-gebundenen Vorgängen beeinflussen, wodurch die Genexpression reguliert und phänotypische Veränderungen und Krankheiten bedingt sein können. Dabei handelt es sich nicht um Modifikationen der DNA selbst, sondern um dynamische Prozesse auf dem DNA-Strang, die z.B. das Ablesen von DNA-Abschnitten verhindern. So kann sich unter bestimmten Umweltbedingungen die zellspezifische Genregulation verändern, nicht aber das Genom.

> [4] „Such modulation is a result of epigenetic processes, a term that today implies alteration in gene expression by chemical modification (‚marking') of chromatin – either of DNA without change in the underlying nucleotide sequence or of DNA binding proteins leading to alteration of DNA packing around the histone core – or by specific binding of small RNA molecules" (Gluckman/Hanson/Beedle 2007, 147, H.i.O.).

[5] Hier werden die prominentesten epigenetischen Mechanismen in der Fachliteratur beschrieben – DNA-Methylierung und Histonmodifikation – sowie die Rolle der Ribonukleinsäure (RNA) betont, die zunehmendes Interesse erfährt. Angesprochen werden damit unterschiedliche Formen von Modifikationen, die das Ablesen der DNA und die Gen-Expression verändern. Als Auslöser werden verschiedene Umweltfaktoren untersucht, die sowohl aus der direkten innerorganismischen Zellumwelt als auch aus der dem Körper äußeren Umwelt stammen; hier wird z.B. der Einfluss von Stress, traumatischen Erfahrungen oder Mangelernährung diskutiert. Viele Studien erforschen zudem die Vererbbarkeit solcher epigenetischen Prägungen an die nächste Zelle, einige auch an die Nachkommen. Inwiefern diese tatsächlich an die folgenden Generationen weitergegeben werden, ist hoch umstritten (vgl. Schmidt 2014, 278).

[6] Das Feld der Epigenetik ist sehr heterogen. Ein Grund dafür ist die Vielseitigkeit der Erkenntnisinteressen und Untersuchungsfelder, die aus unterschiedlichen natur- und lebenswissenschaftlichen Perspektiven betrachtet werden. Ein anderer liegt in dem Bezug auf verschiedene Grundannahmen. Dies betrifft zum Beispiel die Vererbbarkeit epigenetischer Marker, aber auch die Relevanz unterschiedlicher Einfluss- und Umweltfaktoren auf phänotypi-

sche Veränderungen. Die Bezeichnung Epigenetik wird auf Conrad Waddington zurückgeführt, der sie in den 1940er Jahren in seinen Arbeiten zur Embryologie einführte (vgl. Waddington 1940; 1942). Das Gebiet erlebt aber vor allem seit Mitte der 1990er Jahre großes fachliches Interesse und öffentliche Aufmerksamkeit (zu letzterem vgl. Seitz/Schuol 2016, 117). In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist eine unüberschaubare Anzahl an epigenetischen Studien in naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften erschienen.

[7] Ein Schwerpunkt der Epigenetik ist die embryologische Forschung zu Entwicklung und Zelldifferenzierung (vgl. Lux/Richter 2014, xvii), in der nachvollzogen wird, wie verschiedene Funktionen von Zellen entstehen und wie es trotz gleichem Genotyp zu unterschiedlichen Phänotypen kommt: „Vor allem die Differenzierung genetisch identischer Individuen und Zelllinien wird heute meist durch epigenetische […] Regulationsmechanismen […] erklärt“ (Schmidt 2014, 264). Obwohl zahlreiche Prozesse und Mechanismen noch unerforscht und nicht erklärbar sind, ist kennzeichnend, dass es in der Epigenetik „um Regelkreise, Dynamiken und Wechselwirkungen auf der DNA-Ebene und darüber hinaus um das Zusammenspiel mit der zellulären, physiologischen und organismischen Umwelt“ (Lux/Richter 2014, xiv) geht.

[8] Divers sind auch die in der Epigenetik erforschten Umweltfaktoren.[2] In der Nutriepigenetik werden der Zusammenhang von Ernährung und bestimmten Nährstoffen mit epigenetischen Mechanismen untersucht und Effekte der Ernährungsweisen auf phänotypische Veränderungen über mehrere Generationen hinweg fokussiert (vgl. Joost 2006; Vergères 2012). Auch bei der Untersuchung psychischer Erkrankungen wird der Einfluss äußerer Umweltfaktoren auf epigenetische Mechanismen erforscht, hier z.B. in Zusammenhang mit Depressionen oder Schizophrenie. Isabelle Mansuy untersucht den Einfluss traumatischer Stresserfahrungen auf Verhaltens- und psychische ‚Störungen‘ und fokussiert dabei auf damit assoziierte epigenetische Prozesse und Veränderungen im Gehirn. Sie beschäftigt sich mit

> [9] „Mechanismen, durch die (schädliche) Umweltfaktoren, wie etwa traumatischer Stress in frühen Lebensphasen, die Entwicklung von Hirnfunktionen beeinflussen können und die es ermöglichen, etwaige Veränderungen an nachfolgende Generationen weiterzugeben“ (Mansuy 2014, 57).

[10] Sie fragt auch, inwieweit epigenetische Modifikationen, möglicherweise ausgelöst durch Traumata oder Stress, vererbbar sind und dafür sorgen, dass Verhaltensstörungen ebenfalls bei Nachkommen auftreten, die selbst kein Trauma erlebt haben (vgl. Mansuy 2014, 62). Neben dem Einfluss bestimmter

Ernährungsweisen oder umweltbelastender Stoffe geht es in einigen umweltepigenetischen Arbeiten also auch um die Auswirkungen von traumatischen Erfahrungen oder Stress auf epigenetische Marker und phänotypische Veränderungen. In welchem Verhältnis diese sehr unterschiedlichen Arten von Umweltbedingungen stehen, muss noch diskutiert werden. So merkt auch Jörg Niewöhner an, dass es einen großen Unterschied mache, ob der Einfluss sozialer Erfahrungen und Lebensbedingungen oder von bestimmten Nahrungsmitteln und umweltbelastenden Stoffen erforscht werde:

> [11] „This type of effect [social position, L.K.] differs substantially from, for example the intake of environmental toxins that are incorporated as a substance and may do harm if and where they are metabolized“ (Niewöhner 2015, 226).

Warum Epigenetik ein interessanter Modellfall ist – auch für Geschlechterforschung

[12] Das biomedizinische Feld der Epigenetik zeichnet sich zum Teil durch neue Perspektiven auf naturwissenschaftliche Prämissen aus, nach denen innerkörperliche Prozesse losgelöst von ihrer Umwelt und isoliert betrachtet sowie in reduktionistischen und deterministischen Modellen erklärt werden können.[3] Einige epigenetische Forschungen erweitern ihren Untersuchungsgegenstand um die Betrachtung von Prozessen und Mechanismen, die mit diesem in Wechselwirkung stehen, und ermöglichen somit komplexere Perspektiven. In die vielschichtigen Ursache-Wirkungs-Ketten, die hier untersucht werden, um tiefere Kenntnisse über die Beeinflussung und Veränderung von Genaktivität und ihre Bedeutung für die Zelldifferenzierung und die Entstehung von Krankheiten zu erlangen, nehmen vor allem *umwelt*epigenetische Studien solche Einflussfaktoren auf, die der sozialen oder gesellschaftlichen Umwelt entstammen.[4] Somit berührt die epigenetische Forschung „die Kontroverse um die Beziehung zwischen Genen und Umwelt, zwischen Vererbung und Erwerbung, oder grundsätzlicher gefasst, zwischen Natur und Kultur“ (Weigel 2010, 106). Denn in der Umweltepigenetik werden Wechselwirkungen zwischen den üblicherweise strikt getrennten Bereichen von einerseits Kultur/Sozialem und andererseits Natur/Biologie untersucht und dabei ihre Verschränkungen und Verbindungen thematisiert. Dass die angenommene Trennbarkeit und Binarität beider Bereiche somit stellenweise hinfällig wird, möchte ich hier zeigen.

[13] Feministische Naturwissenschaftler_innen und Wissenschaftsforscher_innen argumentieren seit langem dafür, den Gegenstandsbereich naturwissenschaftlicher Untersuchungen auszuweiten und komplexere Zusammenhänge sowie Umweltfaktoren in der Erforschung biologischer und physiologischer Phänomene und Prozesse zu berücksichtigen. Die Biologin Lynda Birke fordert biologische Prozesse als Teil sozialer Welt zu sehen und die naturwissenschaftliche Praxis dahingehend zu ändern, da zwischen Umwelt und Körpern eine starke Interaktion stattfinde (vgl. Birke 2003, 49). Fausto-Sterling verdeutlicht am Beispiel des Knochenwuchses, dass kulturelle Aspekte und Biologie verflochten sind und ihre getrennte Betrachtung überwunden werden muss. Differenter Knochenwuchs gilt innerhalb biologischer Wissenschaften als einer der zentralen Beweise für biologische Geschlechterunterschiede sowie Fundament rassistischer Einteilungen (vgl. Fausto-Sterling 2005, 1498; 2008). Aber nicht nur biologische Prozesse beeinflussen das Knochen-wachstum und seine Veränderungen, sondern auch äußere (Lebens-) Bedingungen wie Essgewohnheiten, Arbeitsbelastung, Sonneneinstrahlung oder sportliche Betätigung. Fände eine Berücksichtigung all dieser Komponenten statt, würde erkennbar, dass viele andere Aspekte auf das Knochenwachstum einwirken und es nicht einfach Resultat biologischer Unterschiede ist.

[14] Biologistische und deterministische Konzepte fokussieren auf eine vermeintlich unbeeinflusste Biologie und Natur des Körpers. Sie blenden oftmals die Interaktionen aus, in denen sich Körper befinden und durch die sie beeinflusst werden. Entgegengesetzte Trends zeigen sich nun aber zum Teil auch in der Epigenetik, wenn Umweltfaktoren als einflussreich für Genaktivität diskutiert und untersucht werden. Und dennoch lohnt sich hier eine Betrachtung dessen, wie äußere Umwelteinflüsse untersucht werden und welche Implikationen dies für die Wirkmacht binärer Gegenüberstellungen hat.

> [15] „The binaries of nature and culture are deeply embedded in our academic institutions; in our disciplinary formations; and in our knowledge-gathering epistemologies, methodologies, and methods. To refuse this binary and produce knowledge about a naturecultural world is neither simple nor easy" (Subramaniam 2014, 5).[5]

[16] Mir wird es im Folgenden darum gehen die Perspektiven und Ergebnisse umweltepigenetischer Studien als Grundlage für Diskussionen um Dualismen in der Geschlechterforschung attraktiv zu machen. Dazu gehe ich der Frage nach, inwiefern in diesen Untersuchungen Interaktionen und Verschränkungen binär gedachter Pole berücksichtigt werden. Interessiert bin ich vor allem

daran, ob deterministische Erklärungsweisen und binäre Konzepte vermeintlich biologischer Unterschiede somit an Überzeugungskraft verlieren und anderes hier vorstellbar wird.

Zur ambivalenten Gleichzeitigkeit von Dualismen und Verschränkungen

[17] Einige umweltepigenetische Arbeiten untersuchen die Effekte körperäußerer Umwelteinflüsse auf die Genaktivität und auf das Entstehen von Erkrankungen. Somit scheinen sie das zu erfüllen, was feministische Naturwissenschaftsforscher_innen z.B. mit einem Embodimentansatz diskutieren und einfordern: Körper als gleichzeitig kultürlich und natürlich zu begreifen (vgl. Schmitz/Wolfrum 2006, 111). Zwei kritische Nachfragen werden nun relevant, die ich verbinden und an umweltepigenetische Studien im Folgenden stellen möchte: (a) Auf welche Weisen werden Umweltfaktoren untersucht? Und (b) welche Implikationen hat dies für die Wirkmacht von binären Gegenüberstellungen? Werden somit Natur und Kultur weiterhin als entgegengesetzt verstanden oder aber sind hier andere Konzepte vorstellbar, wie etwa ein Kontinuum statt einer klaren Grenze zwischen Natur und Kultur, Hybride (vgl. ebd.) oder Verschränkungen (vgl. Barad 2007)?

[18] Im Fokus steht hier die zweite Frage nach der Beständigkeit von Dualismen; umweltepigenetische Arbeiten hinterlassen diesbezüglich einen ambivalenten Eindruck: In der Untersuchung körperäußerer Einflussfaktoren verwenden sie einerseits explizit binäre Einteilungen, andererseits werden Überschreitungen und Verschränkungen dieser sichtbar. Es ist von männlich und weiblich, Tier und Mensch, Biologie und Umwelt und anderen Dualismen die Rede. Doch zugleich zeigen sich bei genauerem Lesen der Studien Verschränkungen dieser üblicherweise entgegengesetzten Pole. In der Beschäftigung mit epigenetischen Studien habe ich zunehmend den Eindruck gewonnen, dass hier beides vorzufinden ist: Deterministische Festschreibungen und Dualismen sowie Hinweise auf komplexe Verschränkungen. Das bezeichne ich als ambivalente Gleichzeitigkeit von Dualismen und Verschränkungen. Im Folgenden werden anhand von zwei Beispielen diese beiden Perspektiven, die in umweltepigenetischen Studien vorzufinden sind, herausgearbeitet.

[19] Die Ambivalenz des Feldes möchte ich an der Auseinandersetzung mit der Frage veranschaulichen, welche Umweltfaktoren in der epigenetischen Forschung untersucht werden und wie dies geschieht: Wie bereits erwähnt,

lässt sich die Berücksichtigung körperexterner Einflussfaktoren auf physiologische und molekularbiologische Prozesse sowie auf die Entstehung von Krankheitsbildern zunächst als positiv bewerten. Damit werden schließlich komplexe Zusammenhänge und Interaktionen erforscht und biologische Prozesse nicht als loslösbar von ihrer äußeren Umwelt behandelt. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass soziale oder gesellschaftliche Phänomene durch umweltepigenetische Forschungen stark vereinfacht dargestellt und biologisiert werden;[6] Niewöhner spricht von einer „Molekularisierung von Umwelt, Biographie und Milieu“ (Niewöhner 2013, 14). Dass trotz der Berücksichtigung körperäußerer Umwelteinflüsse in epigenetischen Arbeiten oftmals eine deterministische und reduktionistische Experimentallogik aufrechterhalten wird und wie sich zugleich dennoch eine andere Perspektivierung in den Studien eröffnet, nach der die untrennbaren Verschränkungen binärer Pole sichtbar werden, möchte ich anhand von zwei Forschungsarbeiten nun diskutieren.

Erstes Beispiel

[20] Patrick McGowan et al. (2008) untersuchen den Einfluss von Gewalterfahrungen im Kindesalter auf epigenetische Markierungen im Gehirn. Sie schlussfolgern, dass durch frühe traumatische Gewalterfahrungen epigenetische Veränderungen entstehen und diese wiederum das Risiko, im Erwachsenenalter einen Suizid zu vollziehen, erhöhen würden: „It is tempting to speculate that epigenetic processes mediate effects of social adversity during childhood on the brain that persist into adulthood and are known to enhance suicide risk.“ (McGowan et al. 2008, 6).[7] Die einzigen Effekte früher Gewalterfahrungen und traumatischer Erlebnisse, die hier diskutiert werden, sind epigenetische Prozesse. Damit findet eine starke Verengung komplexer Erfahrungen statt, durch die mögliche andere Folgen als epigenetische Modifikationen ausgeblendet werden. Die traumatischen Gewalterfahrungen werden so ausschließlich durch Epigenetik betrachtet und nicht vor dem Hintergrund des Wechselspiels zwischen äußeren Einflussfaktoren und körperinneren Prozessen.

[21] Die Wahrscheinlichkeit, einen Suizid zu vollziehen, wird diesem Beispiel nach erst durch biologische und physiologische Veränderungen erhöht und nicht bloß durch die traumatischen Erfahrungen. So wird der Suizid gar nicht als Handlungsoption oder selbstgetroffene Entscheidung diskutiert und nur indirekt als Konsequenz der traumatischen Gewalterfahrungen. Mit dieser reduktionistischen und monokausalen Betrachtung geht eine Absolutsetzung

der epigenetischen Prozesse einher und somit die Überbetonung der molekularbiologischen Ebene. Auch wenn die epigenetischen Prozesse bloß das *Risiko*, einen Suizid zu vollziehen, erhöhen und nicht gesagt wird, dass sie zwangsläufig zur Suizidhandlung führen, werden hier ausschließlich die epigenetischen Mechanismen als Einflussfaktoren für suizidales Verhalten benannt. Der Selbstmord wird also nicht direkt mit der Gewalterfahrung in Zusammenhang gesetzt und durch eine Traumatisierung erklärt; zentral für die spätere Handlung (den Suizid) scheint vielmehr, welche epigenetischen Spuren traumatische Erlebnisse im Gehirn hinterlassen: „epigenetic differences in critical loci in the brain are involved in the pathophysiology of suicide" (McGowan et al. 2008, 1).

[22] In der Studie findet keinerlei soziale oder psychologische Betrachtung von Gewalterfahrungen und Suizid mehr statt, ausschließlich die (molekular-)biologische Ebene wird fokussiert. So macht es den Eindruck, dass die biologische Ebene die ausschlaggebende sei, durch die eine suizidale Handlung erklärbar werde. Gilt Gewalterfahrung erst in der Übersetzung in epigenetische Markierungen als einflussreich, wird die gemachte Erfahrung stark simplifiziert. Statt einer Berücksichtigung komplexer Zusammenhänge und dynamischer Zusammenspiele verbleibt die Untersuchung so in einer deterministischen und reduktionistischen Erklärungsweise.

[23] Ich habe zuvor argumentiert, dass die Berücksichtigung äußerer Umweltfaktoren in Bezug auf Krankheiten oder phänotypische Veränderungen in umweltepigenetischen Studien als positiv zu bewerten ist und den Forderungen feministischer Naturwissenschaftler_innen entgegenzukommen scheint. Jedoch ist genau zu überprüfen, inwiefern diese Berücksichtigung erfolgt und ob dabei beispielsweise eine starke Reduktion und Vereinfachung äußerer Umwelteinflüsse stattfindet, wie es in dieser Studie in Bezug auf traumatische Gewalterfahrungen der Fall zu sein scheint. Dann müssen die Forderungen nach einer umfassenderen Untersuchung von Zusammenhängen, wie denen zwischen Gewalterfahrungen, veränderten epigenetischen Markierungen und suizidalem Verhalten, als nicht erfüllt und zu einseitig auf die epigenetischen Prozesse fokussiert beschrieben werden.[8]

[24] Meines Erachtens bietet sich hier aber zugleich auch eine andere Perspektive auf die Frage an, inwiefern durch Untersuchungen wie die von McGowan et al. (2008) Determinismen und Dualismen bedient oder geschwächt werden. Durch die Berücksichtigung äußerer Einflussfaktoren, wenn auch auf reduktionistische und deterministische Weise, kann auch deutlich werden,

dass Innen und Außen sich nicht binär gegenüberstehen, sondern vielmehr untrennbar verschränkt sind. Wenn davon die Rede ist, dass das Risiko einen Suizid zu vollziehen *durch* epigenetische Veränderungen steigt und diese wiederum *durch* traumatische Erfahrungen ausgelöst wurden, dann ist es auch möglich, das, was in der Studie von McGowan et al. (2008) einer biologischen und was einer sozialen Sphäre zugeschrieben wird, als verschränkt und als weder trennbar noch binär zu verstehen. Denn beides vermischt sich in der Beschreibung der Autor_innen und so wird letztlich die Grenze zwischen dem, was der Natur und dem, was der Kultur zugeschrieben wird, durchlässig und unklar. Dem Forschungsteam ist es nicht möglich trennscharf einzelne Aspekte und deren genauen Zusammenhang zu benennen und somit eindeutig den epigenetischen ‚Effekt' auf die Selbsttötung darzustellen. Es wird deutlich, wie groß die Herausforderung für die Forschenden ist, ihre Hypothese mit den Untersuchungen zu belegen. Dies kann als Indiz dafür gesehen werden, dass sich die klare Einteilung beispielsweise in Folgen traumatischer Erfahrungen und molekularbiologische Effekte nicht aufrechterhalten lässt. Vielmehr wird durch die formulierten Schwierigkeiten der Forschenden deutlich, dass die als binär gedachten Sphären von Außen/Innen oder Gen/Umwelt untrennbar sind und in der Erforschung kleinster molekularbiologischer Prozesse nicht (mehr) klar erkennbar ist, welcher Faktor zu welchem Resultat führt. Statt einer einfachen Kausalkette gibt es Hinweise auf ein komplexes Wechselspiel, in dem die einzelnen Aspekte nicht mehr klar identifizierbar sind. An der Studie von McGowan et al. (2008) kann daher veranschaulicht werden, dass binär gedachte Sphären nicht bloß interagieren, sondern untrennbar verschränkt sind und ihre Grenzen nicht mehr fassbar sind.

[25] So lässt sich festhalten, dass durch die Behandlung sozialer Erfahrungen und physischer Veränderungen als getrennte Sphären die Forscher_innen zwar einen Dualismus festigen, aus den epigenetischen Forschungsergebnissen aber auch anderes herausgearbeitet werden kann, was auf untrennbare Verschränkungen hinweist. Die Untersuchung äußerer Umweltfaktoren entspricht zunächst den Forderungen feministischer Naturwissenschaftler_innen, läuft aber auch Gefahr durch eine Reduktion sozialer Einflüsse alte Dualismen zu festigen. Dass in der Epigenetik beide Perspektiven zugleich vorhanden sind und sich hier Ambivalentes zeigt, möchte ich an einer weiteren Studie verdeutlichen.

Zweites Beispiel

[26] Die ambivalente Gleichzeitigkeit von Dualismen und Verschränkungen lässt sich ebenfalls an der Studie von Ian Weaver et al. (2004) zeigen, in der dem Einfluss des Pflegeverhaltens von Rattenmüttern auf Verhaltensweisen und Störungsbilder bei ihren Nachkommen nachgegangen wird. Die Forscher_innen stellen die Hypothese auf, dass intensive mütterliche Pflege epigenetische Marker im Hippocampus der Nachkommen beeinflusse, welche sie mit einer geringeren Angstreaktion und mehr Stressbewältigungsfähigkeit bei den Jungtieren korrelieren. „These findings suggest that variations in maternal behavior serve as a mechanism for the nongenomic transmission of individual differences in stress reactivity across generations“ (Weaver et al. 2004, 847). Der epigenetische Status eines Gens könne demnach durch das Verhalten der Mutter programmiert werden, was sich auf Verhaltensweisen der Nachkommen ausübe.

[27] Zunächst zeigt sich auch in der Studie von Weaver et al. (2004) eine Determinierung von Erfahrungen, wenn die epigenetischen Mechanismen als Überträger oder Boten des äußeren Einflusses mütterlicher Pflege konzeptualisiert werden und die Stressbewältigungsfähigkeit der Jungtiere bestimmen: „the difference in hippocampal GR expression serves as a mechanism for the effect of early experience on the development of individual differences in HPA[9] responses to stress“ (ebd.). Es geht nicht bloß darum, welche sozialen Effekte unterschiedlich intensive Pflegeverhalten haben, sondern darum, wie die mütterliche Pflege molekularbiologische Veränderungen im Hippocampus hervorruft und erst durch diese bestimmte Verhaltensweisen im Nachwuchs zu erklären sind. In dieser Studie wird die starke Vereinfachung komplexer sozialer Phänomene besonders anhand der Begrifflichkeiten deutlich, die durchaus charakteristisch sind für jenes Forschungsfeld: Der Einfluss von Pflegeverhalten wird hier beschrieben als *mütterlicher Effekt*, der als eine Form umweltbedingter *Programmierung* benannt wird; gesucht wird nach *Mechanismen,* durch die jene Effekte nun auf den Nachwuchs übertragen werden. „The critical question concerns the mechanisms whereby these maternal effects, or other forms of environmental ‚programming', are sustained over the lifespan of the animal" (ebd., H.i.O.). Die Erfahrungen der Jungtiere und die Folgen von bestimmten Verhaltensformen der Rattenmütter werden in einer mechanistischen Begrifflichkeit beschrieben und somit stark vereinfacht.

[29] Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt Maurizio Meloni, wenn er über epigenetische Studien schreibt: „different social categories (from race to class), and environmental factors (from maternal care, to food and toxins) are being increasingly conceptualized today in molecular terms" (Meloni 2014, 6). Auch in dieser Studie scheint keine Öffnung hin zu komplexen Zusammenspielen von sozialen und biologischen Aspekten stattzufinden, sondern die Übersetzung äußerer Einflussfaktoren in eine reduktionistische und deterministische Experimentallogik. Denn nur übersetzt in epigenetische Markierungen gilt die frühe Erfahrung als relevant für das Verhalten des Nachwuchses.

[30] Ähnlich wie bei McGowan et al. (2008) wird der Einfluss früher Erfahrung untersucht, der durch die epigenetischen Markierungen im Hippocampus dann bestimmtes Verhalten hervorruft. Die Forschenden stellen somit ebenfalls den Zusammenhang körperäußerlicher Erfahrungen und körperinnerlicher Prozesse dar, ohne genau erklären zu können, wie die Erfahrungen ‚in den Körper gelangen'. Daher ist es auch für diese Studie möglich, aus einer anderen Perspektive Umweltfaktoren und biologische Folgeprozesse als verschränkt zu verstehen, da die Grenzen zwischen Außen und Innen, Genen und Umwelt kaum mehr nachvollziehbar sind: „Maternal behavior in the rat permanently alters the development of HPA responses to stress through tissue-specific effects on gene expression" (Weaver et al. 2004, 847). Die frühen Erfahrungen materialisieren sich im Nachwuchs und beeinflussen biologische Prozesse, die sich wiederum auf ihr Verhalten auswirken; wie genau das passiert, bleibt unklar. Außen und Innen oder Gen und Umwelt dabei als getrennte Sphären aufrechtzuerhalten, gelingt somit nur mehr bedingt, – und hier sehe ich nun wieder die Möglichkeit einer anderen Interpretation – da sie als nachgeschaltet ineinander übergehend beschrieben werden und dies über Generationen hinweg: „the experience of the mother is translated through an epigenetic mechanism of inheritance into phenotypic variation in the offspring" (Weaver et al. 2004, 852). Das Verhalten der Mutter wird als Pflegeerfahrung der Nachkommen übersetzt in epigenetische Mechanismen, die sich auf phänotypische Variationen beim Nachwuchs auswirken. So funktioniert auch hier keine einfache Gegenüberstellung von Außen/Innen oder Gen/Umwelt mehr. Vielmehr wird ein mehrschichtiger, dynamischer Prozess sichtbar, in dem beide Pole kaum mehr auseinanderzuhalten sind.

[31] Beide Beispiele weisen auf eine ambivalente Gleichzeitigkeit hin und so habe ich diskutiert, inwiefern in umweltepigenetischen Studien Dualismen aufrechterhalten werden und sich zugleich Verschränkungen und somit die

Auflösung binärer Grenzziehungen zeigen. Letzteres plausibel zu machen ist lohnenswert, um die Selbstverständlichkeit binärer Einteilungen und die Wirkmacht von Dualismen anzufechten.

Ist Epigenetik wirklich ein interessanter Modellfall? Bewertungen des Felds

[32] Umweltepigenetische Forschungsarbeiten genießen Interesse über ihre disziplinären Kreise hinaus, was vor allem auf die Berücksichtigung von körperäußeren, sozialen Umwelteinflüssen zurückzuführen ist.[10] Dabei gibt es unterschiedliche Einschätzungen dazu, was hier mit binären Einteilungen in Natur vs. Kultur passiert. Wie ich gezeigt habe, weist vieles auf die Reifizierung binärer Einteilungen und deterministischer Argumentationen in umweltepigenetischer Forschungsliteratur hin. Auch sind in epigenetischen Studien Beispiele für die Fortschreibung einer vermeintlich natürlichen heteronormativen Geschlechterordnung und für einen biopolitischen Diskurs um Selbstverantwortung und Gesundheit zu finden.

[33] So bieten sich etwa Studien wie die von Weaver et al. (2004) an, um mütterliches Pflegeverhalten nicht bloß als Einflussfaktor, sondern als Ursache dafür aufzufassen, dass mittels epigenetischer Mechanismen die Stress- und Angstresistenz des Nachwuchses besser oder schlechter ist. „Here we report that increased pup licking and grooming (LG) and arched-back nursing (ABN) by rat mothers altered the offspring epigenome" (Weaver et al. 2004, 847). Die unterschiedlichen Pflegeverhalten der Ratten werden von den Forscher_innen nicht explizit bewertet, doch könnte die Gruppe der wenig pflegenden Rattenmütter als negativ konnotiert verstanden werden. Die Bezeichnung des Verhaltens von Ratten als Pflege – „maternal care" (Weaver et al. 2005, 847, 848) – und die Einteilung in viel und wenig Pflege kann stereotype Assoziationen von Fürsorge und Vernachlässigung wecken. Denn beim Nachwuchs der wenig pflegenden Mütter treten solche epigenetischen Markierungen und Mechanismen auf, die mit geringerer Stressbewältigungsfähigkeit und stärkeren Angststörungen assoziiert sind.[11] Indem von „high" und „low-LG-ABN" Müttern gesprochen wird, werden die viel pflegenden Rattenmütter also von weniger pflegenden unterschieden und dabei die Nachkommen der ersten Gruppe als weniger ängstlich und mehr stressresistent beschrieben: „As adults, the offspring of ‚high-LG-ABN' mothers are less fearful and show more modest HPA responses to stress than the offspring of ‚low-LG-ABN'

mothers“ (Weaver et al. 2004, 847). Durch Studien wie diese kann so vermittelt werden, dass viel pflegendes Verhalten der Muttertiere den Nachwuchs stärkt. Dies knüpft an stereotype Vorstellungen an, nach denen die Zuwendung der Mutter zentral ist für das Wohl des Kindes. Umweltepigenetische Studien wie diese können daher herangezogen werden für naturalisierte, geschlechtliche Rollenzuschreibungen, denn viele Forscher_innen konzentrieren sich auf die Rolle der Mütter und liefern somit Grund zur Annahme, dass die mütterliche Pflege besonders relevant sei für das Wohl des Nachwuchses: „reports on the aforementioned experiments with rats (which found that pups which have been licked less by their mothers become more aggressive and anxious) evoke stereotypical images for female responsibility for their offspring's fate” (Pickersgill et al. 2013, 437).

[34] Die expliziten Bewertungen mütterlicher Verhaltensweisen finden oftmals erst in den Bezugnahmen anderer Forscher_innen oder populärwissenschaftlicher Texte statt (vgl. z.B. Blech 2008; Buchbacher 2010). Doch durch die geringere Anzahl an Studien, die den Einfluss der väterlichen Seite betrachten,[12] überwiegen Untersuchungen über mütterliches Pflegeverhalten, was die Verbindung des weiblichen Geschlechts und vor allem von Müttern mit Pflege und Fürsorge festschreiben kann.

> [35] „The foregrounding of the maternal body as an epigenetic vector in postgenomic biomedical research resonates with the history of highly politicized conceptions of maternal responsibility and may further extend biomedical manipulation and social control of the reproductive female body” (Richardson 2015, 228).[13]

[36] Auch wird mit Bezug auf umweltepigenetische Forschungen der Anschein erzeugt, dass gesundheitliche Aspekte beeinflussbar und gestaltbar sind und darüber die Verantwortung für die eigene Gesundheit sowie die der nachfolgenden Generationen betont (vgl. Mansfield/Guthman 2014). Dies ist nicht nur zu problematisieren, weil möglicherweise falsche Hoffnungen erzeugt werden bestimmte Krankheiten verhindern zu können. Zusätzlich wird das Abwenden von Krankheiten in hohem Maße als in eigener Verantwortung stehend postuliert. Damit kann starker Druck ausgelöst werden, sich gesundheitsförderlich zu verhalten, besonders, wenn die eigenen Verhaltensweisen auch die Gesundheit der Nachkommen betreffen können.

[37] Eine Chance mit epigenetischer Forschung gesellschaftliche gesundheitsschädigende Strukturen aufzuzeigen sehen hingegen Christopher Kuzawa und Elizabeth Sweet. Sie zeigen, dass mittels epigenetischer Untersuchungen der gesundheitsschädigende Einfluss rassistischer Erfahrungen

auf schwangere Frauen und die negativen Auswirkungen für ihre Nachkommen verdeutlicht werden kann. Epigenetik

> [38] „shows how social environments, defined along lines of constructed and socially imposed racial identities, can drive developmental processes, thereby becoming embodied as biological patterns that influence health and disease" (vgl. Kuzawa/Sweet 2009, 11).

[39] Sie sehen in umweltepigenetischen Untersuchungen eine Möglichkeit auf gesundheitliche Folgen von Diskriminierung und sozialen Ungleichheiten hinzuweisen und gesellschaftliche und politische Verantwortungsübernahme dafür einzufordern. Demnach könnte explizit der Fokus weg von der Eigenverantwortlichkeit hin zu kollektiver Verantwortung verschoben werden. Maria Hedlund versucht diese Idee unter dem Stichwort „epigenetic responsibility" stark zu machen, die ihrer Ansicht nach als politische und nicht individuelle Verantwortung verstanden werden sollte (vgl. Hedlund 2012, 171).

[40] Insgesamt zeigt sich in der interdisziplinären Literatur über Epigenetik Uneinigkeit in der Bewertung des Forschungsfeldes. Die einen fragen sich, ob mit der Epigenetik und ihrem Fokus auf dynamische Wechselwirkungen genetischer Mechanismen mit Umwelteinflüssen ein revolutionärer Wandel bevorsteht (vgl. Baedke/Brandt 2014, 23), der zu einer umfassenderen Betrachtung komplexer Zusammenhänge führt, wie schon lange in feministischer Naturwissenschaftsforschung gefordert:

> [41] „Although what might be called the ‚weak' epigenetic program tinkers only slightly with the reductionist genomic paradigm, asserting that epigenetic ‚marks' atop the fixed genome merely fine-tune its singular expression, on a deeper level, a stronger version of the science of epigenetics holds more revolutionary implications for re-imaging the relationship entwined and emerging out of naturecultures, and the political potentials of such" (Weasel 2016, 108f.).

[42] Andere hingegen sehen durch epigenetische Forschung eine erneute deterministische Festschreibung und Fortsetzung essentialistischer binärer Ordnungen forciert, wie z.B. Sarah Richardson (2015), die vor allem jene Untersuchungen zum Einfluss mütterlichen Verhaltens auf die Gesundheit der Nachkommen problematisiert, wie ich oben erwähnt habe.

Ein letzter Blick auf das Feld: Epigenetik als Mittlerin

[43] Meines Erachtens lohnt es sich trotz der problematisierten Aspekte in Bezug auf die Festschreibung von binären Einteilungen genauer nachzuspüren, welche Verschränkungen und Überschreitungen in der Epigenetik auch

vollzogen und in Studien sichtbar werden. Anhand von zwei Beispielen habe ich weiter vorne diskutiert, inwiefern epigenetische Forschungsarbeiten in deterministischen und binären Logiken verhaftet bleiben, sich zugleich aber auch Verschränkungen in den Studien zeigen. Dies habe ich als ambivalente Gleichzeitigkeit bezeichnet. Abschließend möchte ich auf einen weiteren Aspekt hinweisen, der die Perspektive der Verschränkungen stärken kann und für Diskussionen um Dualismen wertvoll ist: Meines Erachtens eröffnet die Bezeichnung von Epigenetik als „Mittlerin" zwischen Genen und Umwelt, Innen und Außen und als das dazwischen Geschaltete in epigenetischen Studien etwas Neues und verschiebt den Blick von Dualismen auf Verschränkungen.

[44] Bei McGowan et al. (2008) wird epigenetischen Prozessen eine Art Mittlerrolle zwischen der traumatischen Gewalterfahrung und dem Suizid zugeschrieben. Wie dargestellt, versuchen sie zu zeigen, dass das Trauma zu veränderten epigenetischen Markern führt. Da sie schreiben, dass das Risiko zur Selbsttötung dadurch verstärkt würde, verorten sie den beeinflussenden Effekt in der Epigenetik und somit zwischen Genen und Umwelt: „To date, our data are merely consistent with the hypothesis that early life events can alter the epigenetic status of genes that mediate neural functions, and thus contribute to individual differences in the risk for suicide" (McGowan et al. 2008, 7). Die frühen Lebenserfahrungen verändern demnach den epigenetischen Status der Gene, welche neuronale Funktionen vermitteln und das individuelle Suizidverhalten beeinflussen. In dieser Reihung von Faktoren wird dem modifizierten epigenetischen Status die vermittelnde Rolle zwischen Erfahrung, neuronaler Funktion und späteren Verhaltensweisen zugeschrieben und die Epigenetik zwischen den einzelnen Faktoren als Einflussgröße positioniert. Epigenetik wird zum Verbindungsstück zwischen den als binär getrennten Polen von Innen und Außen, die somit ihren Status als Dualismen verlieren. Indem Epigenetik als Vermittlerin bezeichnet ist, wird sie dazwischen positioniert und statt eines Dualismus ein Kontinuum denkbar. Durch dieses Zwischenstück zwischen Genen und Umwelt oder Innen und Außen kann gezeigt werden, dass sie untrennbar und nicht als immer schon existierende Binaritäten zu begreifen sind.

[45] Auch bei Weaver et al. (2004) wird die Epigenetik als Mediatorin zwischen Umwelteinflüssen und Genom beschrieben: „We propose that effects on chromatin structure such as those described here serve as an intermediate process that imprints dynamic environmental experiences on the fixed genome, resulting in stable alterations in phenotype" (Weaver et al.

2004, 852). Es wird angenommen, dass die Aktivität von Genen von strukturellen Modifikationen des Chromatins[14] abhängt, somit ist auch dieses in der epigenetischen Forschung von Interesse. Die Veränderungen der Chromatinstruktur werden hier nun als vermittelnder Prozess verstanden, der die Umwelterfahrungen in das Genom einschreibt und darüber zu phänotypischen Veränderungen führt. Ähnliche Formulierungen finden sich in einer Studie von Katharina Gapp et al. (2014), wo es heißt: „sncRNA are potential mediators of gene-environment interactions that can relay signals from the environment to the genome and exert regulatory functions on gene activity" (Gapp et al. 2014, 667). Die kurzen, nicht-kodierenden (short non-coding) RNAs sind in dieser Studie als diejenigen Bereiche beschrieben, die epigenetische Veränderungen vermitteln; sie werden hier als Mediatorinnen zwischen Umwelt und Genen betrachtet und als Schlüssel zur Vermittlung beider, ohne dass ihre Rolle in der Studie final geklärt wird. Die Annahme, dass die Grenzen zwischen Umwelt und Genen, Innen und Außen in der umweltepigenetischen Forschung verschwimmen, wird mit diesen Beispielen untermauert. Es eröffnet sich zudem eine interessante Perspektive, wenn es die epigenetischen Mechanismen sind, in der die als binär gedachten Sphären sich verbinden und als untrennbar lesbar werden. Daher kann meines Erachtens nach auch mit der Bezeichnung der Epigenetik als Mittlerin verdeutlicht werden, dass binäre Pole wie Innen/Außen oder Biologie/Soziales nicht als getrennte Entitäten, sondern vielmehr als verschränkt zu verstehen sind.

Fazit

[46] Anhand dieser Ausführungen hoffe ich veranschaulicht zu haben, dass das Feld der Epigenetik nicht als entweder positives oder negatives Beispiel für die Forderungen feministischer Naturwissenschaftsforschung sowie für Diskussionen um Dualismen in der Geschlechterforschung herangezogen werden sollte. Ich gehe vielmehr davon aus, dass sich beides in der epigenetischen Forschung zeigt und es sich lohnt differenzierter nachzuspüren, welche ambivalenten Gleichzeitigkeiten, Verschränkungen und andere Dynamiken im Feld vorhanden sind. Ich bin der Annahme gefolgt, dass die Materie der Epigenetik nicht allein binäre Logiken und deterministische Konzepte vorweist, sondern auch Verschränkungen und andere Perspektiven jenseits von Dualismen. Für die Geschlechterforschung ist es interessant dieser ambiva-

lenten Gleichzeitigkeit nachzugehen und zu diskutieren, wie Verschränkungen binärer Pole sichtbar werden, obwohl vordergründig an Dualismen festgehalten wird.

[47] Um das komplexe Verhältnis von Verschränkungen und die gleichzeitige Herstellung von binären Einteilungen zu untersuchen, benötigt es weitere Auseinandersetzungen und feministische Begleitungen des Feldes. Um machtvolle Dualismen herauszufordern und zu verunsichern, gilt es, andere Lesarten für dominierende Konzepte sowie Neukonzeptionen und Umdeutungen anzubieten, und beispielsweise von Folgendem auszugehen: „Differentiating is a matter of entanglement. Entanglements are not intertwinings of separate entities but rather irreducible relations of responsibility" (Barad 2012, 46). Mit eben jener Perspektive, wie sie Karen Barad anbietet, werden andere als die dominanten binären Ordnungen denkbar (vgl. Krall 2017). Ich plädiere dafür, das Feld weder als ausschließlich deterministisch und Dualismen zementierend zu begreifen noch anhand ausgewählter Beispiele aufzeigen zu wollen, dass hier Verschränkungen ‚bewiesen' werden können und Dualismen somit nicht länger haltbar sind. Ich schlage stattdessen vor einen Mittelweg *dazwischen* einzuschlagen, der beides betrachtet und Ausschau hält nach weiteren Konfigurationen.

---

1 Die Dominanz binärer und hierarchisierter Ordnungen bezieht sich nicht nur auf die Kategorie Geschlecht, sondern betrifft selbstverständlich auch andere Merkmale; beispielsweise basieren auch rassistische, klassizistische oder ableistische Einteilungen auf Dualismen.

2 Für eine kritische Betrachtung der in der Epigenetik verwendeten Umweltbegriffe siehe die Ausführungen von Ute Kalender (2015).

3 Sebastian Schuol diskutiert, inwiefern sich die Epigenetik von einem Gendeterminismus verabschiedet, wenn sie die Interaktionen von Genen und Umwelt fokussiert. Er kommt zu dem Schluss, dass zwar keine einfache gendeterministische Argumentation mehr auffindbar sei, jedoch von einem verdeckten Gendeterminismus auszugehen ist (vgl. Schuol 2016).

4 Es ist nicht das einzige naturwissenschaftliche Feld, in dem die Verschränkung der als konträr beschriebenen Pole von Natur und Kultur sichtbar werden. In der Hirnforschung wird z.B. mit dem Konzept der Hirnplastizität anerkannt, dass Gehirne sich im Laufe eines Lebens in Wechselwirkungen mit der Umwelt verändern und je nach Einfluss unterschiedlich entwickeln (vgl. Schmitz 2006; 2010).

5 Banu Subramaniam bezieht sich hier auf den Begriff ‚naturecultures', der vor allem von Donna Haraway geprägt wurde (vgl. Haraway 2003).

6 Dies ist eine berechtigte Gefahr, mit der sich die Geschlechterforschung und vor allem die feministische Naturwissenschaftsforschung schon lange beschäftigen (vgl. z.B. E-

beling/Schmitz 2006), denn: „In the West, biological explanations appear to be especially privileged over other ways of explaining differences of gender, race, or class“ (Oyěwùmí 2005, 3).

7 In dieser Studie wurden die Gehirne von 18 Personen untersucht, die Suizid begangen hatten sowie von 12 Personen, die durch einen Unfall gestorben waren. Alle Selbstmörder hatten Gewalterfahrungen in ihrer Kindheit erlebt (vgl. McGowan et al. 2008, 7).

8 Ideal wäre hier womöglich eine interdisziplinär zusammengesetzte Forscher_innengruppe, was immer wieder versucht und gefordert wird, aber auch großen Herausforderungen gegenübersteht (vgl. Schmitz 2015).

9 Hierbei handelt es sich um einen bestimmten Bereich im Gehirn, die Hypophysen-Hypothalamus-Nebennieren-Achse.

10 Es gibt zahlreiche Beispiele für sozial- und geisteswissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Epigenetik, sowohl im Rahmen interdisziplinärer Veranstaltungen als auch in der Literatur (vgl. z.B. Heil et al. 2016; Krall/Schmitz 2016; Landecker 2010; Pickersgill et al. 2013).

11 Von einigen Epigenetiker_innen wird die Möglichkeit betont, dass durch das spezifische Pflegeverhalten und die dadurch entstehenden epigenetischen Marker Nachkommen passend zur sie umgebenden Umwelt vorbereiten werden können; dies spielt bei Weaver et al. aber keine übergeordnete Rolle und wird nur am Ende der Studie kurz erwähnt (vgl. Weaver et al. 2004, 852). Diskutiert wird das vor allem unter dem Kürzel DOHaD (developmental origins of health and disease), vgl. aus kritischer und feministischer Perspektive Yoshizawa 2016.

12 Studien wie die von Katharina Gapp et al. (2014) können andere Diskussionen eröffnen, da sie neben dem Verhalten der Muttertiere die Rolle des Spermas für die Übertragung der epigenetischen Modifikationen untersuchen.

13 Siehe hierzu auch Ruth Müllers Beitrag in der Ausgabe 2017 des OGJ sowie Kenney/Müller (2017).

14 Chromosomen bestehen aus Chromatin, einem Komplex aus DNA und Proteinen, v.a. Histonen.

Literatur

Baedke, Jan/Brandt, Christina (2014): Die andere Epigenetik. Modellbildungen in der Stammzellbiologie und die Diversität epigenetischer Ansätze. In: Lux, Vanessa/Richter, Jörg Thomas (Hg.): Kulturen der Epigenetik. Vererbt, codiert, übertragen. Berlin, Boston: De Gruyter, 23-41.

Barad, Karen (2012): Nature's Queer Performativity. In: Christensen, Hilda Rømer (Hg.): Kvinder, Køn og forskning (Women, Gender and Research). Feminist Materialism 1-2, 25-53.

Barad, Karen (2007): Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham: Duke University Press.

Birke, Linda (2003): Shaping Biology. Feminism and the Ideas of „the Biological". In: Williams, Simon J. (Hg.): Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society. London: Routledge, 39-52.

Blech, Jörg (2008): Gen-Forschung. Bruch des bösen Zaubers. In: Der SPIEGEL online 32/2008. http://www.spiegel.de/spiegel/a-569871.html (05.07.2017).

Buchacher, Robert (2010): Die formbaren Gene. In: Profil 40, 96-107.

Ebeling, Smilla/Schmitz, Sigrid (Hg.) (2006): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS.

Fausto-Sterling, Anne (2008): The Bare Bones of Race. In: Social Studies of Science 38 (5), 657-694.

Fausto-Sterling, Anne (2005): The Bare Bones of Sex. Part I Sex & Gender. In: Signs 30 (2), 1491-1528.

Fausto-Sterling, Anne (2001): Sich mit Dualismen duellieren. In: Pasero, Ursula (Hg.): Wie natürlich ist Geschlecht. Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 17-64.

Gapp, Katharina/Jawaid, Ali/Sarkies, Peter/Bohacek, Johannes/Pelczar, Pawel/Prados, Julien/Farinelli, Laurent/Miska, Eric/Isabelle M., Mansuy (2014): Implication of Sperm RNAs in Transgenerational Inheritance of the Effects of Early Trauma in Mice. In: Nature Neuroscience 17, 667-669. doi:10.1038/nn.3695.

Gluckman, Peter D./Hanson, Mark A./Beedle, Alan S. (2007): Non-genomic Transgenerational Inheritance of Disease Risk. In: BioEssays 29 (2), 145-154. doi: 10.1002/bies.20522.

Haraway, Donna (2003): The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness. Chicago: Prickly Paradigm Press.

Hedlund, Maria (2012): Epigenetic Responsibility. In: Medicine Studies 3 (3), 171-183.

Heil, Reinhardt/Seitz, Stefanie B./König, Harald/Robienski, Jürgen (Hg.) (2016): Epigenetik. Ethische, rechtliche und soziale Aspekte. Wiesbaden: Springer.

Joost, Hans-Georg (2006): Nutrigenomik. Grundlagen, Stand der Forschung, Anwendungen. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 49 (10), 1011-1019.

Kalender, Ute (2015): Umweltkonzepte in der Epigenetik. In: Compagna, Diego (Hg.): Leben zwischen Natur und Kultur. Zur Neuaushandlung von Natur und Kultur in den Technik- und Lebenswissenschaften. Bielefeld: transcript, 251-267.

Kenney, Martha/Müller, Ruth (2017): Of Rats and Women: Narratives of Motherhood in Environmental Epigenetics. In: BioSocieties 12 (1), 23-46. doi: 10.1057/s41292-016-0002-7.

Krall, Lisa (2017): Un/Verfügbarkeiten in der epigenetischen Forschungspraxis. In: Bath, Corinna/Meißner, Hannah/Trinkaus, Stefan/Völker, Susanne (Hg.): Verantwortung und

Un/Verfügbarkeit. Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus. Münster: Westfälisches Dampfboot. 129-143.

Krall, Lisa/Schmitz, Sigrid (2016): Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept „sex vs. gender“. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 8 (8), 99-116.

Kuzawa Chris W./Sweet, Elizabeth (2009): Epigenetics and the Embodiment of Race. Developmental Origins of US Racial Disparities in Cardiovascular Health. In: American Journal of Human Biology 21 (1), 2-15. doi:10.1002/ajhb.20822.

Landecker, Hannah (2010): Nahrung als Exposition. Epigenetik der Ernährung und die Molekularisierung der Umwelt. In: Bauer, Susanne/Bischof, Christine/Haufe, Stephan Gabriel/Beck, Stefan/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.): Essen in Europa. Kulturelle ‚Rückstände‘ in Nahrung und Körper. Bielefeld: transcript, 135-162.

Lux, Vanessa/Richter, Jörg Thomas (2014): Einleitung. In: Lux, Vanessa/Richter, Jörg Thomas (Hg.): Kulturen der Epigenetik. Vererbt, codiert, übertragen. Berlin, Boston: De Gruyter, xiii-xxviii.

Mansfield, Becky/ Guthman, Julie (2015): Epigenetic Life. Biological Plasticity, Abnormality, and New Configurations of Race and Reproduction. In: cultural geographies 22 (1), 3-20. http://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/1474474014555659.

Mansuy, Isabel (2014): Epigenetische Steuerung komplexer Hirnfunktionen und deren Pathologien. In: Lux, Vanessa/Richter, Jörg Thomas (Hg.): Kulturen der Epigenetik. Ver-erbt, codiert, übertragen. Berlin, Boston: De Gruyter, 57-68.

McGowan, Patrick O./Sasaki, Aya/Huang, Tony C. T./Unterberger, Alexander/Suderman, Matthew/Ernst, Carl/Meaney, Michael J./Turecki, Gustavo/Moshe, Szyf (2008): Promoter-Wide Hypermethylation of the Ribosomal RNA Gene Promoter in the Suicide Brain. In: PLoS ONE 3. http://dx.doi.org/10.1371/journal.pone.0002085.

Meloni, Maurizio (2014): The Social Brain Meets the Reactive Genome. Neuroscience, Epigenetics and the New Social Biology. In: Frontiers in Human Neuroscience 8, Artikel 309, 1-12. doi:10.3389/fnhum.2014.00309.

Müller, Ruth (2017): Der epigenetische Körper. Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus. In: Open Gender Journal 1, doi: 10.17169/ogj.2017.17.

Niewöhner, Jörg (2015): Epigenetics. Localizing Biology through Co-laboration. In: New Genetics and Society 34 (2), 219-242.

Niewöhner, Jörg (2013): Neue Sozialhygiene oder lokale Biologie? In: Gen-ethischer Informationsdienst 220, 13-15.

Oyěwùmí, Oyèrónké (2005): Visualizing the Body. Western Theories and African Subjects. In: Oyěwùmí, Oyèrónké (Hg.): African Gender Studies. A Reader. New York: Pal-grave Macmillan, 3-21.

Pickersgill, Martin/Niewöhner, Jörg/Müller, Ruth/Martin, Paul/Cunningham-Burley, Sarah (2013): Mapping the New Molecular Landscape. Social Dimension of Epigenetics. In: New Genetics and Society 32 (4), 429-447.

Richardson, Sarah (2015): Maternal Bodies in the Postgenomic Order. Gender and the Explanatory Landscape of Epigenetics. In: Richardson, Sarah/Stevens, H. (Hg.): Postgenomics. Perspective on Biology after the Genome. Durham, London: Duke University Press, 210-231.

Schmidt, Kerstin (2014): Was sind Gene nicht? Über die Grenzen des biologischen Essentialismus. Bielefeld: transcript.

Schmitz, Sigrid (2015): Gender in Science. Bis hierhin und wie weiter? Potenziale und Grenzen Gender bezogener Interventionen in/mit den MINT-Fächern. In: Paulitz, Tan-ja/Hey, Barbara/ Kink, Susanne/ Prietl, Bianca (Hg.): Akademische Wissenskulturen und soziale

Praxis. Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaft-lichen Fächern im Vergleich. Münster: Westfälisches Dampfboot, 228-250.

Schmitz, Sigrid (2010): Der Körper als Schicksal und Bioaktie: Eine Auseinandersetzung mit dem Gehirn im Spannungsfeld von Determination und Konstruktion. In: Abraham, Anke/Müller, Beatrice (Hg.): Referenzpunkt: Körper. Multidisziplinäre Zugänge zu einem brisanten Feld. Bielefeld: transcript, 89-111.

Schmitz, Sigrid (2006): Hirnbilder im Wandel? Kritische Gedanken zum ‚sexed brain'. In: Mauss, Bärbel/Petersen, Barbara (Hg.): Das Geschlecht der Biologie. Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag, 61-92.

Schmitz, Sigrid/Wolfrum, Leone (2006): Sex – Gender, Natur – Kultur. Chancen und Gren-zen des interdisziplinären Dialogs zur Dekonstruktion von Dichotomien. In: Konnerts, Ursula/Haker, Hille/Mieth, Dietmar (Hg.): Ethik – Geschlecht – Wissenschaft. Der „ethical turn" als Herausforderung für die interdisziplinären Geschlechterstudien. Paderborn: Menthis, 102-121.

Schultz, Irmgard/Hummel, Diana/Hayn, Doris (2006): Geschlechterverhältnisse. In: Becker, Egon/Jahn, Thomas (Hg.): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt am Main/New York: Campus, 224-235.

Schuol, Sebastian (2016): Widerlegt die Epigenetik den Gendeterminismus? In: Heil, Reinhardt/Seitz, Stefanie B./König, Harald/Robienski, Jürgen (Hg.): Epigenetik. Ethische, rechtliche und soziale Aspekte. Wiesbaden: Springer, 45-58.

Seitz, Stefanie B./Schuol, Sebastian (2016): Stand des öffentlichen Diskurses zu Epigenetik. In: Heil, Reinhardt/Seitz, Stefanie B./König, Harald/Robienski, Jürgen (Hg.): Epigenetik. Ethische, rechtliche und soziale Aspekte. Wiesbaden: Springer, 115-129.

Subramaniam, Bamu (2014): Ghost Stories for Darwin. The Science of Variation and the Politics of Diversity. Urbana/Chicago/Springfield: University of Illinois Press.

Vergères, Guy (2012): Nutri(epi)genomic. In: Lux, Vanessa/Richter, Jörg Thomas: Interjekte 3. Kulturelle Faktoren der Vererbung. Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, 8-14. doi:10.13151/IJ.2012.03.

Waddington, Conrad H. (1942): The Epigenotype. In: Endeavour 1, 18-20.

Waddington, Conrad H. (1940): Organisers & Genes. Cambridge: Cambridge University Press.

Weasel, Lisa H. (2016): Embodying Intersectionalitity. The Promise (and Peril) of Epigenetics for Feminist Science Studies. In: Pitts-Taylor, Victoria (Hg.): Mattering. Feminism, Science, and Materialism. New York, London: New York University Press, 104-121.

Weaver, Ian C. G./Cervoni, Nadia, A/Champagne, Frances/D'Alessio, Ana C./Sharma, Shakti/Seckl, Jonathan R./ Dymov, Sergiy/Szyf, Moshe/Meaney, Michael J. (2004): Epigenetic Programming by Maternal Behavior. In: Nature Neuroscience 7 (8), 847-854. doi:10.1038/nn1276.

Weigel, Sigrid (2010): An der Schwelle von Natur und Kultur. Epigenetik und Evolutionstheorie. In: Gerhardt, Volker/Nida-Rümelin, Julian (Hg.): Evolution in Natur und Kultur. Berlin: De Gruyter, 103-123.

Yoshizawa, Rebecca (2016): Fetal-Maternal Intra-action. Politics of New Placental Biologies. In: Body & Society. Special Issue: The New Biologies: Epigenetics, the Microbiome and Immunities 22 (4), 79-105.

Tanja Paulitz und Martin Winter

Ernährung und vergeschlechtlichte Körper

Eine theoretische Skizze zur Koproduktion von Geschlecht, Embodying und biofaktischen Nahrungsmitteln

[1] Der Bereich der Ernährung ist stark in Bewegung. Viele neu aufkommende Ernährungstrends finden ihre Anhänger_innen, die sie mehr oder weniger strikt praktizieren. *Veggie-Boom*, *Paleo-Diät* oder *Superfoods* sind mit verschiedenen Versprechen für die Essenden verbunden: Geht es um moralisch vertretbare(re)s Essen oder solches, das besser für den Körper ist und uns *fit* macht? Diese Trends zeigen, dass die Fragen, wie wir uns ernähren und wie wir uns ernähren *sollten* nicht einfach auf rein ernährungsphysiologischen Grundlagen beruhen, sondern in hohem Maße kulturell sind und dass Ernährungsweisen außerdem auch einem sozialen Wandel unterliegen. Diese allein schon mit Blick auf Ernährungstrends erkennbare Gemengelage an Verbindungen zwischen kulturellem Wissen, sozialer Norm bzw. moralisch-ethischer Haltung und körperlicher Verfasstheit fordert eine sozialwissenschaftliche Perspektive auf Ernährungspraxis, in der sowohl symbolische als auch körperlich-materielle Aspekte eine Rolle spielen. Die Argumentation dieses Aufsatzes verfolgt das Ziel, eine solche Forschungsperspektive für die Geschlechterforschung konzeptionell zu entwickeln und so einige Linien in der laufenden Debatte in der Geschlechterforschung zu Materialität/en und den Gegenstandsbereich Ernährung in theoretischer Hinsicht stärker zusammen zu bringen. Dies ist mit dem grundsätzlichen Anliegen verbunden, zum einen über die verbreitete Alltagsauffassung einer schlichten Lebensnotwendigkeit der Ernährung des (Geschlechts-)Körpers und zum anderen über die Erfassung ernährungsphysiologischer Grundlagen der Erhaltung (primär zweigeschlechtlich verstandener) körperlicher Grundfunktionen im Sinne der naturwissenschaftlichen Ernährungsforschung hinauszugelangen. Um diesem Anspruch Rechnung zu tragen, führt die Argumentation vorliegende Einsichten der Soziologie des Essens und der Ernährung in geschlechterkritischer Weise mit neueren Debatten der Körper- und Geschlechtersozi-

ologie sowie der Wissenschafts- und Technikforschung (STS) mit besonderer Berücksichtigung ihrer feministischen Stränge zusammen. Mit dieser Zusammenführung geht es darum, die theoretische Rahmung vergeschlechtlichter Materialisierungen von Ernährung im Anschluss an diese Forschungsstränge konzeptuell voranzutreiben und für künftige empirische Untersuchungen fruchtbar zu fassen. Auf diese Weise soll zum einen das Gegenstandsfeld Ernährung stärker, als dies bisher geschehen ist, in die (deutschsprachige) geschlechter- und in die körpersoziologische Diskussion eingeführt werden. Zum anderen erlaubt eine solche Konzeptualisierung von Ernährungspraxis auch, kritische Betrachtungsmöglichkeiten aktueller Theoriepositionen zum Verhältnis von Symbolischem und Materiellem zu entwickeln und so einen Beitrag zu laufenden Rezeptionen des *new materialism* und den STS zu leisten.

[2] In der Tat wurde in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Ernährungsforschung der Zugang, soziale Praktiken auf körperliche Bedürfnisse zurückzuführen, um *richtige* Ernährungsformen letztlich biologisch zu begründen, bereits seit den 1990er Jahren strikt zurückgewiesen (Wierlacher/Neumann; Teuteberg 1993). In der Entstehung der Soziologie des Essens war es aufgrund der gesellschaftlichen Dominanz naturwissenschaftlicher Perspektiven auf den Gegenstand Ernährung zunächst ein wichtiges Ziel, „das *Kulturthema Essen* gleichberechtigt neben das *Naturthema Ernährung* zu stellen." (Barlösius 1993, 88 H.i.O.) Ein Effekt dieser Anordnung war indessen, dass damit weitgehend klassische Zuständigkeiten aufrechterhalten wurden. So fokussiert Barlösius in ihrer *Soziologie des Essens* mit „Esskultur" (Barlösius [1999] 2011, 39) hauptsächlich auf Nahrungsauswahl und -zubereitung, welche mithilfe der Plessner'schen philosophischen Anthropologie theoretisch in den Blick genommen werden. Diesem Diktum folgend sei der Mensch von Natur aus dazu gezwungen, sich seine Esskultur zu schaffen (ebd., 33ff.). Zugleich bleiben körperliche Prozesse unangetastet dem Zuständigkeitsbereich der Naturwissenschaften zugeschlagen.

[3] Rahmt man die Frage der Esskultur geschlechtertheoretisch, so führt dieser Ansatz allerdings in eine folgenreiche Problemkonstellation: Er führt dazu, eine aller sozialer Praxis vorausgehende *Natur des geschlechtlichen Körpers* und seiner Nahrungsbedürfnisse als Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften weitgehend aus der sozialwissenschaftlichen Betrachtung auszuschließen. So wären etwa die geschlechtsspezifischen Empfehlungen zur täglichen Kalorienmenge, wie sie unter anderem von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE)[1] ausgegeben werden, eine Sache der Natur

des Geschlechtskörpers. Demgegenüber würde das konkrete geschlechterdifferente (oder eben gerade auch erst geschlechterdifferenzierende) Essverhalten, die Art und Weise, wie wo wann und in welchen Formen gegessen wird, oder auch die Institutionen und Strukturen der Ernährung, zum Untersuchungsgegenstand der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Allerdings weisen sowohl theoretische Konzeptualisierungen der Analysekategorie Geschlecht, die nach der Naturalisierung kultureller Herstellungsprozesse fragen, als auch existierende Arbeiten etwa über die symbolische Vergeschlechtlichung von Nahrungsmitteln (Wilk 2013; Flick/Rose 2012), über Essenspraktiken als Prozesse des *doing gender* (Setzwein 2009; Rückert-John/John 2009; Frerichs/Steinrücke 1997) und über stark vergeschlechtlichte Körper(ideal)bilder (Williams/Germov 2004; Parasecoli 2005; Schiek 2011) darauf hin, dass eine solch klare Arbeitsteilung entlang einer Natur/Kultur-Dichotomie an ihre Grenzen stößt. Vor diesem Hintergrund fokussiert dieser Beitrag die Frage, wie Zusammenhänge zwischen Körper, Ernährung und Geschlecht theoretisch betrachtet werden können, ohne eine dichotomisierende Konzeption von Natur und Kultur des Essens zugrunde zu legen und damit für den Gegenstandsbereich Ernährung erneut hinter den gegenwärtigen theoretischen Diskussionsstand der Geschlechterforschung zurückzufallen. Aus einer (geschlechter-)kritischen Perspektive geht es damit für uns darum, verschiedene Ansätze in Bezug auf die darin mitgeführten Setzungen und Engführungen zu befragen und vor dem Hintergrund des hier herausgearbeiteten theoretischen Desiderats im Folgeschritt existierende Zugangsweisen zur Untersuchung von Materialität/en für die Erforschung des Zusammenhangs von Ernährung und Geschlecht aufzugreifen und zusammenzuführen. Wir nehmen dazu zunächst Rekurs auf richtungsweisende Thesen zur Formung des Geschlechtskörpers, um zu zeigen, wie bis dato das Verhältnis von Ernährung und vergeschlechtlichten Körpern konzipiert werden kann. Darauf aufbauend schließen wir dann an das neuere Konzept des *embodying* an und ergänzen dieses für den Gegenstandsbereich Ernährung mit der Konzeptualisierung von Nahrungsmitteln als *Biofakte*. Der Beitrag argumentiert schließlich für eine theoretische Betrachtungsweise, in der das Verhältnis zwischen Ernährung und Geschlecht als eines der *Koproduktion* im Sinne von *Ko-Materialisierungen* gefasst werden kann, in dem es um die wechselseitige Konstituierung von Körpern, Nahrungsmitteln und Geschlecht auf verschiedenen Ebenen des Sozialen geht. Diese Perspektive wird im Fazit auch am Beispiel „Fleisch“ schlaglichtartig illustriert. In diesem Sinne wird auch davon ausgegangen, dass Ernährung einen ertragreichen Gegenstand für die

aktuelle geschlechtertheoretische Diskussion über Materialität/en darstellen kann.

Ernährung und die Formung des Geschlechtskörpers

[4] Noch vor den 1990er Jahren finden sich in soziologischen Thematisierungen des Geschlechtskör-pers Hinweise darauf, dass der Körper auch durch vergeschlechtlichte Ernährungspraktiken zu Geschlechtskörpern geformt wird. Diese wurden in der deutschsprachigen Ernährungssoziologie aber bis dato kaum konsequent aufgegriffen (eine Ausnahme ist Setzwein 2004) oder empirisch umgesetzt.

[5] Unter diesen Thematisierungen sind hier zum einen mikrosoziologische Arbeiten aus den 1980er Jahren, wo Ernährung exemplarisch angeschnitten und als *Soziosomatik* begriffen wird, zu nennen: Hartmann Tyrell begreift Nahrungsaufnahme als Teil der Prozesse der Geschlechterkonstruktion im Sinne der sozialen Herstellung eines auch körperlichen „Dimorphismus, also etwa das (durchschnittliche) ‚Wahrmachen' der Rede vom ‚starken' und vom ‚schwachen Geschlecht'" (Tyrell 1986, 458). Damit weist er auf die sich materialisierenden Prozesse der Differenzierung hin: „Gravierend im Sinne der Abweichungsverstärkung wirken differente Nahrungsgewohnheiten der Geschlechter" (ebd.). Der Begriff *Soziosomatik* wird, unmittelbar anschließend an Tyrell, von Stefan Hirschauer im Rahmen seiner Arbeiten zum *doing gender* als ein Beispiel aufgegriffen. Hirschauer bezeichnet Ernährung als eine auf der Mikroebene alltäglichen Handelns beobachtbare *soziosomatische Praxis*, durch die Geschlechterdifferenz sozial hergestellt und im Körper materialisiert wird: Der Körper wird „durch Ernährungspraktiken ‚soziosomatisch' geformt […][, und] Bearbeitung und Formierung des Körpers sind dabei selbst körperliche Praktiken". (Hirschauer 1989, 111) Vergeschlechtlichte Körper werden auf diese Weise in ihrer Materialität auch als Produkt vergeschlechtlichter Praktiken der Nahrungsaufnahme begriffen.

[6] Stärker makrosoziologisch gerahmt findet sich zum anderen eine analoge gedankliche Konstruktion bei Pierre Bourdieu. Er betrachtet Ernährung als ein Medium sozialer Distinktion und stellt dabei körpersoziologische Aspekte ins Zentrum: „Der Geschmack für bestimmte Speisen und Getränke hängt […] sowohl ab vom Körperbild, das innerhalb einer sozialen Klasse herrscht, und von der Vorstellung über die Folgen einer bestimmten Nahrung für den Körper, das heißt auf dessen Kraft, Gesundheit und Schönheit" (Bourdieu 1987, 305). Mit dem Begriff *Körperschema* erfasst Bourdieu nicht

nur die solchen Vorstellungen entsprechende Formung von Körpern durch bestimmte Ernährung, sondern auch die mit der konkreten Nahrungsaufnahme verbundenen Körperpraktiken. ‚Männliche' Ernährung zeichnet sich nach Bourdieu dadurch aus, dem männlichen Körper zugeschriebenen Eigenschaften von Macht und Stärke zu untermauern, die durch die Körperhaltung ebenfalls gestützt und inszeniert werden. Mit Bezug auf Bourdieu spricht Setzwein schließlich vom „Körper gewordenen Geschlecht", denn ein vergeschlechtlichter Geschmack geht „in die fleischliche Gestalt der Geschlechtskörper über" (Setzwein 2004, 226). In beiden dargestellten Zugangsweisen stellt die somatische Materialität ein Produkt geschlechtlich differenzierender sozialer Praxis dar und wird auf diese Weise eben nicht als qua Natur gesetzt betrachtet. Bourdieu hebt darüber eine Verknüpfung zwischen sozialer Ordnung und sozialen Herrschaftsverhältnissen auf der Makroebene mit den konkreten Praktiken auf der Mikroebene hervor.

[7] Körperform und -umfang werden in der Regel direkt mit der sozialen Praxis des Essens in Zusammenhang gebracht (Lupton 1996, 16), wodurch körperliche Prozesse eben auf bestimmte Art und Weise gedeutet werden und in ggf. geänderten Praxen münden. Mit Bezug auf Foucault beschreibt Deborah Lupton Körper als *embodiment* und setzt sie nicht als gegeben voraus: „The practices of the self represent the site at which discourses and physical phenomena may be adopted as part of the individual's project to construct and express subjectivity." (ebd., 15)

[8] Ernährungspraktiken können also als *Körpertechnologien* (Villa 2008) betrachtet werden, mit denen der Körper entsprechend sozialer Normierungen (oder diese verweigernd, verzerrend, unterlaufend, etc.) geformt wird und mit denen soziale Positionierungen einhergehen. Wissen über Ernährung und Körpernormen spielen hierbei ineinander und leiten gemeinhin Ernährungstechniken, wie z.B. Diäten, an. Paula Villa stellt die These auf, dass Körpertechnologien „im Modus der De-Ontologisierung der körperlichen Differenz qua Rohstoffisierung in eine Semantik der arbeitsintensiven, managerialen Geschlechterdifferenz [wechseln]" (Villa 2013, 226). Mit Bezug auf die Konzepte des *Körperschemas* und der habituell sedimentierten Praktiken kann davon ausgegangen werden, dass man es bei einem solchen Management nicht allein mit einer instrumentellen Verfügung und Kontrolle über den Körper und seine Formung zu tun hat, sondern auch mit weitreichenden präreflexiven Prozessen. Denn es besteht – wie etwa Kaufmann (2006) zeigen kann – im Alltag zwischen habitualisierten Ernährungspraxen, die über eine lange Zeit angeeignet wurden, und diskursivem Wissen oder

Normen ein potentieller Bruch; in „kleinen Arrangements“ werden Gewohnheiten und Vorlieben mit dem (Ge-)Wissen um die Folgen von Essen in Einklang gebracht (ebd., 30).

[9] Mit den Begriffen *Soziosomatik*, *Körperschema* und *Körpertechnologien* können folglich sowohl Praktiken, die Auswirkungen auf die Materialität des Körpers haben, als auch dessen Diskursivierungen in Form von Wissen und Normen und deren Verhältnisse betrachtet werden. Der Körper wird hier als durch das Soziale geprägt und geformt konzipiert. Vor dem Hintergrund der langjährigen Forschungstradition in den STS und aktueller Debatten zum *new materialism* (u.a. Barad 2003) lässt sich indessen fragen, ob mit diesen Überlegungen zur *soziosomatischen Formung* des ernährten Geschlechtskörpers den Logiken somatischer Physis bislang ausreichend Rechnung getragen wird. Menschliche Körper lassen sich ja nicht beliebig formen, sondern sperren sich als organische Materie unter Umständen den intendierten Eingriffen. Deshalb wird im Folgenden im Anschluss an diese Überlegungen der Versuch unternommen, das Konzept des *embodying* fruchtbar zu machen, um das Verhältnis zwischen symbolischen, sozialen und materiellen Dimensionen von Ernährung symmetrischer zu theoretisieren. Unser Anspruch ist es dabei, nicht hinter die Einsichten der dargestellten Konzepte zurück zu fallen, sondern die mit *Soziosomatik*, *Körperschema* und *Körpertechnologie* begrifflich gefasste Perspektive durch eine entsprechende Analyse der materiellen Dimension zu erweitern.

Embodying: Materialisierungen von Geschlecht im Kontext von Ernährung symmetrisch betrachten

[10] Eine der grundlegenden Einsichten neuerer sozial- und kulturwissenschaftlicher Debatten über Materialtität/en ist es, organische Materie nicht länger als ontologisch-stabile Entität zu betrachten, sondern die Prozesshaftigkeit von Materialisierungen in den Blick zu nehmen. Insbesondere in der Frauen- und Geschlechterforschung gibt es eine facettenreiche Diskussion über die Frage körperlicher Materialität und eine wachsende Rezeption dieser Debatten. Menschliche Körper sind aus dieser Perspektive keine statisch-ontologischen Gegebenheiten, sondern werden als Prozesse des *embodiment* oder *embodying* verstanden. Sigrid Schmitz und Nina Degele rezipieren mit diesem Begriff zentrale Beiträge aus der US-amerikanischen feministischen Naturwissenschaftsforschung, insbesondere verbunden mit den Namen Karen Barad, Donna Haraway und Anne Fausto-Sterling.

Schmitz und Degele schlagen mit *embodying* im Wesentlichen vor, „Prozesse der Verkörperung von Gesellschaft und Vergesellschaftung körperlicher Materialität zwischen/jenseits von Konstruiertheit und Determinierung“ (Schmitz/Degele 2010, 31) in den Blick zu nehmen. Zugleich wird mit dieser Perspektive mitgedacht, neben dem kulturellen Geworden-Sein körperlicher Physis körperlichen Prozessen bei aller gesellschaftlichen Formung eine eigene *agency* zuzugestehen, die wiederum in soziale Prozesse eingebunden ist. Daher schlagen sie auch vor, den Begriff *embodying* als dynamische und symmetrische Konzeption von *embodiment* abgrenzen:

> [11] „Körpern werden geschlechtliche Bedeutungen zugeschrieben, sie werden in ihrer Materialität selbst durch geschlechtliche Praxen und Strukturen geformt – und umgekehrt beeinflussen Körperprozesse und die Wahrnehmung dieses Körpers Denken und Handeln.“ (ebd.)

[12] Es ist maßgeblich dieses Wechselverhältnis, das die Überschreitung der in den Begriffen des *Körperschemas* und der *Soziosomatik* angelegten Prägestruktur kennzeichnet und daher einen vielversprechenden Impuls für die Betrachtung von Körpern im Kontext von Ernährung darstellt.

[13] Körper stellen bei aller gesellschaftlichen Formbarkeit also nicht einfach ein Art Plastilinmasse dar, sondern unterliegen in ihren Prozessen einer eigenen Logik, ohne dass deren Verständnis ausschließlich an die Naturwissenschaften delegiert werden kann. Denn die Materialität des Körpers ist nicht allein als spezifisches *Wissen* über und durch den Körper sondern auch als *Physis* Teil sozialer Prozesse. Dabei sind Materialisierung und Wissensprozesse eng miteinander verwoben, denn Körper sind als situierte Akteure „im Prozess der Wissensproduktion ebenso wie in davon nicht trennbaren Materialisierungsprozessen“ (Bath et al. 2005, 21) eingebunden. Dass die Makroperspektive gesellschaftlicher Wissensordnungen und damit verbundene Herrschaftsverhältnisse von der (Re-)Produktion körperlicher Physis nicht abgekoppelt werden können, wird von Fausto-Sterling gestärkt. Biologisches Wissen und *embodying* sind demzufolge eng miteinander verwoben, wie sie in Bezug auf Sexualität argumentiert:

> [14] „truths about human sexuality created by scholars in general and by biologists in particular are one component of political, social, and moral struggles about our cultures and economies. At the same time, components of our political, social, and moral struggles become, quite literally, embodied, incorporated into our very physiological being.” (Fausto-Sterling 2000, 45)

[15] Körper inkorporieren, so die Überlegung, machtvolle und sich historisch wandelnde Praxen und Diskurse. Sie werden durch diese nicht nur geformt, sondern formen diese zugleich aktiv mit. Mit dieser Perspektive wird ein Ge-

gensatz zwischen natürlich gegebener Materie und einer darauf aufsetzenden kulturellen Prägung strikt zurückgewiesen.

[16] Wendet man das Konzept nun auf den Gegenstandsbereich Ernährung an, so ist hierbei das bereits eingangs erwähnte Beispiel der geschlechtlich differenzierten Kalorienempfehlungen illustrativ. Wissenschaftliche Diskurse, mediale Repräsentationen und politische Normierungen leiten etwa in Form solcher Empfehlungen alltägliche Ernährungspraxen an. Dies mag sich darin niederschlagen, was und wie viel Frauen und Männer (u.a. statistisch messbar) essen. Die so ernährten leichteren bzw. schwereren (Norm-)Körper stellen umgekehrt wieder für naturwissenschaftliche Ernährungsforschung, Medien und Politik eine gemeinhin unhinterfragte Faktizität dar, die als vermeintlich sichere natürliche Basis von Wissen, Repräsentationen und Normen gilt. Solche Verhaltensnormen formulieren an das Subjekt unterschiedliche Handlungsaufforderungen für die *richtige* Ernährungspraxis. Das populäre Beispiel des Jo-Jo-Effekts zeigt aber, dass Körper eben nicht beliebig formbar sind und sich von Subjekten intendierten Formungen sperren, diese unterlaufen oder entgegengesetzte Effekte erzielen können.

[17] Essenspraktiken sind symbolisch relevant, da die einverleibten Lebensmittel selbst mit Bedeutungen aufgeladen sind und so zu sozialen Zeichen werden. Auf diese Weise werden Akteur_innen sowohl materiell, als auch symbolisch zu gesellschaftlich positionierten Subjekten: „By incorporating a food into one's body, that food is made to become self. […] As this suggests, subjectivity is not linked solely to the organic constituents of food, but also to its symbolic meaning." (Lupton 1996, 17) Symbolisches und Materielles sind dementsprechend untrennbar verbunden. Hinsichtlich des Verhältnisses von Ernährung und Geschlecht kann daher davon ausgegangen werden, dass Lebensmittel zu Geschlechtszeichen werden und die in entsprechenden Formungsprozessen entstehenden Geschlechtskörper zu differenten Trägern von *agency* werden. Als solche, gewissermaßen mithandelnde Männer- bzw. Frauenkörper, bilden sie wieder eine Grundlage für Wissen und sind Teil sozialer Praxis. Diesem Aspekt der einverleibten Nahrungsmittel lohnt also ein genauerer Blick, bei dem es darum geht, die Frage der Materialität über den menschlichen Körper hinaus weiter zu denken und Überlegungen über Artefakte einzubeziehen.

Nahrungsmittel als *Biofakte* und die Frage der *agency*

[18] Das Verhältnis von Nahrungsmittel, *embodying* und Subjektivierung ist vielschichtig (Abbots/Lavis 2013). Zunächst müssen Objekte entlang der Unterscheidung von essbar und nicht essbar klassifiziert und als Nahrungsmittel stabilisiert/institutionalisiert werden (Barlösius [1999] 2011, 93ff.). Auf diese Weise beruht das, was in bestimmten *verkörperten* Praktiken alltäglich als Nahrungsmittel inszeniert wird, um als essbar zu gelten, auf sozialen Prozessen der Grenzziehung. Nahrungsmittel liegen demnach nicht per se als *Nahrung* vor (Roe 2006; Yates-Doerr/Mol 2012). Beim Essen bzw. im Prozess der Inkorporierung ist das Nahrungsmittel in einer liminalen Phase, bevor es im Stoffwechsel Teil des Körpers wird. Bei der Einverleibung von Lebensmitteln wird also die Grenze zwischen Körper und Nahrungsmittel verflüssigt und aufgelöst – ab wann ist ein gegessener Apfel Teil der Person, die ihn isst (Mol 2008)? Mit Blick auf diesen Prozess wird deutlich, dass mit einer solchen Perspektive auf den Gegenstandsbereich Ernährung die Annahme eines stabilen und gegebenen Körpers obsolet geworden ist. Denn der Körper besteht schlussendlich ganz wesentlich aus dem, was er isst bzw. verstoffwechselt. Genauer: Körperliche Prozesse, die Erhaltung und Reproduktion körperlicher Materie, sind auf diese Weise untrennbar mit der Zuführung von Nahrung verkoppelt, die verarbeitet und in Verwertungsprozesse integriert wird, die in Form von Stoffwechselprodukten im Körper zirkuliert bzw. eingelagert, in Körpermaterie umgesetzt, als Energie verausgabt oder ausgeschieden wird. Damit kann auch die Annahme, Ernährung sei Teil einer dem Sozialen vorgelagerten Natur, weil der Mensch ja essen *müsse*, um sich zu reproduzieren, zurückgewiesen werden: Thomas Lemke (2014) argumentiert, dass Leben und physiologische Prozesse eben nicht als gegeben betrachtet werden können: Leben sei „not an object that is always already there, nor can it be reduced to an (illusionary or ideological) effect of scientific practices. Rather, it has to be conceptualized as […] a dynamic ensemble of matter and meaning“ (Lemke 2014, 12).

[19] Wird das Zusammenspiel dieser verschiedenen Materialitäten – Körper und Nahrungsmittel – betrachtet, stellt sich damit auch hier verstärkt die Frage der *agency*. Blickt man auf Stoffwechselprozesse, so ist nicht klar zu bestimmen, wer oder was hier welchen Effekt hat (Kendrick 2013). Aus dem Kontext des *new materialism* existieren derzeit unterschiedlich akzentuierte Antworten auf diese Frage nach dem Zusammenspiel: Jane Bennett argumentiert am Beispiel von Omega-3 Fettsäuren für ihr Konzept der „thing-power“ – diese Fettsäuren hätten die Macht, u.a. auf die Psyche der Essen-

den zu wirken: Es sei „a productive power intrinsic to foodstuff […] This capacity includes the negative power to resist or obstruct human projects, but it also includes the more active power to affect and create effects.“ (Bennett 2010, 49) Ernährung wird hier als eine *assemblage* menschlicher und nichtmenschlicher *Körper* verstanden, die jeweils aufeinander mit ihrer je eigenen *agency* einwirken. „Eating appears as a series of mutual transformations in which the border between inside and outside becomes blurry" (ebd.). In Abgrenzung zum Bennett'schen *new materialism* geht es aus einer an die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) anknüpfenden Perspektive eines *relational materialism* nicht darum die Handlungsmacht einzelnen Entitäten (wie hier Omega-3 Fettsäuren) zuzuschreiben, sondern den situativen Charakter von Materialitäten herauszustellen (Abrahamsson et al. 2015, vgl. zur Diskussion auch Lemke 2014). Annemarie Mol (u.a. 2012) zeigt dementsprechend, dass Materie – Nahrungsmittel und Körper – in ihren spezifischen Eigenschaften in je situativen Praxen hervorgebracht wird und nicht unabhängig von diesen existiert:

> [20] „The food that is relevant to one dieting technique is simply not the same thing as the food relevant to another. And the specificities of the body that is being submitted to rational control differ from one dieting technique to another, too." (Mol 2012, 380)

[21] Damit wird von Mol die Annahme einer feststehenden, den jeweiligen Materialitäten gewissermaßen situationsübergreifend innewohnenden Handlungsmacht in Frage gestellt. Sie zeigt, wie durch verschiedene mikrosoziale Inszenierungen unterschiedliche Realitäten körperlicher Materialität – d.h. multiple Ontologien – mit unterschiedlichen Handlungsaufforderungen (sie spricht von „Ontonormen") einhergehen: Die Praxis des Kalorienzählens in der Ernährungsberatung etwa inszeniert Körper und Nahrung einerseits als Energie und Maschine, die diese Energie „verbrennt"; andererseits aber auch das Essen als Vergnügen, welches diszipliniert werden müsse. Mol argumentiert, dass diese „ontonorm" eine andere Realität sei als z.B. eine, die Nahrung als Nährstoffe inszeniert und eine ausgewogene Ernährung als Handlungsaufforderung mitbringt.

[22] Damit kritisiert also die zweite Argumentationslinie von Abrahamsson et al. und Mol nach unserem Dafürhalten zu Recht, dass ein Festschreiben von Handlungsträgerschaft an bestimmte Artefakte, wie dies bei Bennett geschieht, hinter die (Naturwissenschafts-)Kritik der STS zurückfällt. „[I]f matters act, they never act alone" (Abrahamsson et al. 2015, 15), so die treffende, die Dichotomisierung von Symbolischem und Materiellem überschreitende, Formulierung, mit der aber auch ein Denken über die *agency*

von Materie als vorgängiges So-Sein, wie im *new materialism* Bennett'scher Prägung vorgeschlagen, konsequent in Schranken gewiesen wird. Handlungsträgerschaft wird damit nicht als Eigenschaft von Objekten oder Subjekten gedacht, sondern als relational verteilt. Die relationale *agency* auch organischer Materie würde demzufolge nicht unabhängig von sozialen Situationen existieren, sondern als *agency* in Interaktion mit anderen sozialen, symbolischen und materiellen Aktant_innen.

[23] Allerdings verbleibt diese Betrachtung von Materialitäten, wie wir sie exemplarisch an Mols Arbeiten skizziert haben (vgl. auch Paulitz/Winter 2017), mit ihrem Fokus auf der praktischen Hervorbringung von (materiellen) Realitäten in der Analyse weitgehend auf der mikrosozialen Ebene, während Aspekte makrosozialer Strukturierung und gesamtgesellschaftlicher Wissensordnungen nur angedeutet und über die Vorstellung von der Koordination verschiedener Realitäten eingefangen werden. Durch diese primär mikrosoziale Perspektivierung werden indessen bei Mol die verschiedenen Materialitäten und „ontonorms" nicht verbindbar mit makrosozialen Wissens- und Machtverhältnissen. Damit kann die Frage, was die verschiedenen, involvierten Aktant_innen dazu bringt, so und nicht anders zu agieren, wie sie es tun, nicht zufriedenstellend beantwortet werden. Genauso bleibt die Frage, wie sich Geschlechterdifferenzierungen (etwa durch differenzierte Kalorienempfehlungen) (dauerhaft) materialisieren, außen vor. Ein Blick in epidemiologische Arbeiten zeigt dagegen nämlich, dass soziale Positionierungen wie Klasse und Geschlecht sich u.a. über Ernährungspraxen auch dauerhaft *verkörpern* und soziale Ungleichheiten sich so materiell in Körpern niederschlagen, die durch das Mithandeln physiologischer Körper so z.B. mit spezifischen Krankheitsrisiken einhergehen (Krieger 1999; Warin 2015; vgl. auch Guthmann/ DuPuis 2006).

[24] Den Gedanken der Grenzziehung zwischen Innen und Außen beim menschlichen Körper, also zwischen Körper und Nahrungsmittel, wollen wir aber noch ein Stück weiterspinnen. So ist es eine viel diskutierte Frage, inwieweit Körper als feststehende und abgeschlossene Entitäten begriffen werden können. Hier hat insbesondere Donna Haraway in ihrem „Manifest für Cyborgs" (1995) aus einer feministisch-sozialistischen Perspektive wegweisend mit dem Grundgedanken der Cyborgs die Perspektive dafür geöffnet, dass Körper und Technologien untrennbar miteinander verwoben sind. Ernährung kann in diesem Sinne geradezu als paradigmatischer Fall für Kopplungen von Körpern und Artefakten verstanden werden. Denn der Verzehr von Nahrungsmitteln bedeutet, dass eine in gesellschaftlichen Prozes-

sen erzeugte, in sich organisch und technisch zugleich verfasste Materie dem Körper zugefügt wird und so mit diesem in einen Austauschprozess tritt. Nahrungsmittel werden den körperlichen Prozessen von Verarbeitung und Verwertung ausgesetzt. Sie werden dabei zu integralen Bestandteilen von Körpern, beide, Nahrungsmittel und Körper verändern sich dadurch. Diese Prozesse der Gestaltung von Körpern durch Nahrung sind jedoch nicht beliebig steuerbar, sondern führen u.U. zu ganz unbestimmten Resultaten, die körperlichen Eigenlogiken in Interaktion mit anderen Faktoren wie Stress, Bewegung, Klima oder Ähnlichem folgen. Diese können auch als Störungen verstandene Phänomene produzieren, auf die sich wiederum Interventionspraktiken beziehen. Der Körper wird dadurch nicht nur im Sinne sozialer Prägung reproduziert, sondern reproduziert sich in Teilen auch selbst, verändert sich also selbst und wird zugleich modifiziert. Dabei stellt Ernährung im Gegensatz zu Körperveränderungen durch Prothesen, Implantaten oder anderen technischen Hilfsmitteln, die viel häufiger im Zentrum der Erforschung von Körper-Technik-Kopplungen stehen, tatsächlich ein sehr profanes, alltägliches Phänomen dar. Doch auch wenn vielleicht selten so wahrgenommen, so hat die jüngere Forschung verdeutlicht, dass auch Ernährung hochgradig technisiert ist.

[25] So basieren die meisten Nahrungsmittel, wie wir sie heute kennen, auf einer langen Geschichte technischer Entwicklung. Die Produktion von Lebensmitteln, ob Milch, Fleisch oder „Fertiggericht“, erfordert technisch voraussetzungsvolle Produktionsketten, in die menschliche Arbeit und Wissen gesteckt wird (Zachmann 2011; Truninger 2013). Barbara Orland zeigt am Beispiel der Milchkühe, wie deren „Output“ über die letzten hundert Jahre durch gezielte Züchtung und andere technische Verfahrensweisen massiv gesteigert werden konnte (Orland 2004). Letztendlich kann heute bei nahezu keinem Lebensmittel von einem „natürlichem“ Produkt gesprochen werden, in dem Sinn, dass keine menschliche „Kultivierung“ hineingesteckt wurde und dass die Lebensmittel (wissenschaftlich oder politisch) normiert, kapitalistisch kommodifiziert und über lange Distributionsketten verteilt werden (Bauer et al. 2010). Vielmehr, so bringt es die Technikphilosophie auf den Begriff, stellen für die Lebensmittelproduktion gezüchtete Organismen „Biofakte“ dar, das heißt technologisch produzierte Lebewesen oder „biotische Artefakte, d.h. sie sind oder waren lebend.“ (Karafyllis 2003, 12) Auf der Makroebene wirken Nahrungsmittelindustrie, natur- und technikwissenschaftliche Forschung und staatliche Vorgaben zusammen. Lebensmittelproduktion kann als ineinander verzahnter Komplex von wissenschaftlicher Forschung und staatlicher Regulierung betrachtet werden, womit um-

fangreiche Möglichkeiten zum biopolitischen Eingriff über die Nahrungsproduktion in menschliche Körper gegeben sind, wie auch Bauer (2010) am Beispiel der Nutrigenomik zeigt.

Fazit: *Ko-Materialisierung* von Körper, Nahrungsmitteln und Geschlecht und das Beispiel Fleisch

[26] Die hier unternommene konzeptionelle Sondierung einer Betrachtungsweise des Verhältnisses von Ernährung und Geschlecht führte sozialwissenschaftliche Forschung über Ernährung mit neueren Debatten über Materialität/en zusammen und beleuchtet die dabei hervortretenden Fallstricke mit besonderem Bezug auf die Frage der Vergeschlechtlichungsprozesse. Dabei wurde deutlich, dass die jüngere Diskussion um Materilitäten aus *new* und *relational materialism*, sowie den STS, fruchtbare Anknüpfungspunkte für Geschlechterforschung über Ernährung bieten. Umgekehrt zeigt sich, dass Ernährung ein spannender Gegenstand für theoretische Überlegungen über Materialität darstellt.

[27] Eine offene Frage aus dieser Zusammenführung besteht darin, wie die Betrachtungsweise der *agency* von menschlichen Subjekten, von organischer Materie und von Körpern symmetrischer als bislang in der Forschung angelegt werden kann, ohne indessen einerseits in tendenziell essentialistische Positionen über die Wirkmacht von Materialität zurück zu fallen und ohne andererseits makrosoziale Phänomene sozialer Ordnung und Strukturierung sowie diskursive Wissensordnungen zu vernachlässigen. Die Inszenierung bestimmter Materialitäten, wie Mol es aufzeigt, lassen sich ja in einem doppelten Sinn verstehen, dass es sozial positionierte Materialitäten sind und dass die Inszenierung nicht beliebig ist, sondern sozial und historisch kontingent. An dieser Stelle sehen wir unmittelbaren Forschungsbedarf, um diese theoretische Baustelle auch empirisch fundiert bearbeiten zu können.

[28] Diese Zusammenhänge konsequent aufgreifend und auch das Ineinandergreifen verschiedener Ebenen des Sozialen mitdenkend fassen wir das Zusammenspiel von Geschlecht, biofaktischen Nahrungsmitteln und Verkörperungsprozessen konzeptionell mit Bezug auf Mona Singer als *Koproduktion* (Singer 2003; 2005). Damit wird grundsätzlich betont, dass sich Wissens- und Materialisierungsprozesse gegenseitig bedingen, sich zwar analytisch, aber nicht real trennen lassen. Mit dem Begriff der *Ko-Materialisierung*, der hier anschließt und die materielle Dimension in der

Koproduktion noch stärker fokussiert, begreift Gabriele Winker das Verhältnis von Geschlecht und Technik ebenfalls als wechselseitig und gleichzeitig auch materiell „füreinander konstitutiv“ (Winker 2005, 158). Untersucht man den Gegenstand Ernährung vor dem Hintergrund der hier dargestellten Diskussionsstränge als *Ko-Materialisierung*, so geht es uns um einen sozialen Prozess der Subjektivierung, in dem sich materielle und symbolische Dimensionen von Körpern und Nahrungsmitteln interdependent und gleichzeitig (re-)produzieren. Die Konstruktion sozial positionierter, und damit auch vergeschlechtlichter, Subjekte baut demnach darauf auf, dass Körper auf spezifische – vergeschlechtlichte – Weise mit biofaktischer Nahrung versorgt werden, in deren Produktion, Vermarktung und Konsumtionspraxis wiederum symbolische Bedeutungen mit der Materie verwoben werden. In körperlichen Stoffwechselprozessen werden Körper entsprechend geformt und transformiert, wobei zwischen Konsumpraxis und Körperformung kein einfaches, kausales Verhältnis vorliegt, wenn etwa der Körper entsprechend einer Eigenlogik die Formungen unterläuft (Beispiel Jo-Jo-Effekt) oder aber nicht-intendierte Folgen zeitigt, wie z.B. Gesundheitsrisiken oder sozial abgewertete Körperformen. Diese werden stets auch kulturell gedeutet, zum materiellen Referenzpunkt für Wissen und Praktiken der nahrungsbasierten Intervention, d.h. von Körpertechnologien in Form etwa von Diäten, Messungen oder dergleichen.

[29] Die Stärke einer solchen Forschungsperspektive liegt damit darin, an keinem Punkt Setzungen hinsichtlich einer vorsozial gegebenen Materialität – weder bei den Körpern noch bei den Nahrungsmitteln – vorzunehmen. Vielmehr werden die jeweiligen organischen, körperlichen und biofaktischen Materialisierungen und ihre Effekte in Relation zueinander und zu Wissensprozessen in Wissens- oder Expert_innenkulturen, alltäglichen Praxen, gesellschaftlichen Diskursen und symbolischen Repräsentationen gerahmt und einer Analyse zugeführt.

[30] Am Beispiel *Fleisch* lässt sich dieser Zusammenhang in seinen Grundzügen abschließend exemplarisch veranschaulichen. Fleisch gilt als ein zentrales Lebensmittel in vielen Gesellschaften und besitzt eine besonders hohe Symbolkraft (Fiddes 1993). In die Produktion von Fleischprodukten fließen viele verschiedene Faktoren ein, die neben ökonomischen Gesichtspunkten von Effizienz auch Nährwerte oder gar gesundheitsfördernde Wirkungen von Fleisch betreffen können (Boyd 2001; Cantor/Bonah/Dörries 2010). Diese lassen auch Fleisch, trotz der Vermarktung als natürlicher Rohstoff oder als weitgehend unverarbeitetes „Stück Lebenskraft“, als *Biofakt* erscheinen. Es

sind gerade die dem Fleisch zugeschriebenen Wirkungen, wie das Bereitstellen von Kraft und Stärke für die Essenden, die eng mit Männlichkeit verbunden sind (Wilk 2013). Denn Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich die Sichtweise durch, „dass es einen direkten Weg vom Fleischkonsum, über den Muskelaufbau zur männlich interpretierten Energie und Leistungsfähigkeit gibt“ (Fischer 2015, 53). Die hohe Symbolkraft wie die hohe Bedeutung von Fleisch für die Materialität des Körpers zeigt sich auch darin, dass sich die Produktion von alternativen – vegetarisch/veganen – Fleischprodukten am tierlichen Original orientiert. Dies betrifft sowohl Form und Farbe als auch die Thematisierung von Nährwerten zur fleischlosen Versorgung mit Proteinen. *Embodying* Männlichkeit bedeutet demzufolge eine fleischlastige Ernährung (was sich statistisch und auch symbolisch explizit an der Zeitschrift „Beef – Für Männer mit Geschmack“ zeigt) und ein durch Training und/oder körperliche Arbeit gestärkter „fitter“ Körper (Parasecoli 2005). Ernährung muss für den Mann die notwendige Basis für körperliche Stärke geben, woran sich auch z.B. der Vegetarierbund wiederum orientiert und mit seiner vegetarischen Spielart, dem „Stärksten Mann Deutschlands“, Patrik Baboumian, wirbt. In diesem Lichte lassen sich so auch die nach Geschlecht differenzierenden Kalorienempfehlungen für Männer und Frauen interpretieren. Ob mit oder ohne körperliche Arbeit bzw. Training führt diese Verbindung aber auch zu ungewollten Effekten: Die WHO berichtete kürzlich medienwirksam von einem durch (zu hohen) Fleischkonsum erhöhten Krebsrisiko; die Verbindung von Fleischkonsum und einem (für Männer höherem) Risiko für Herz-Kreislauf-Krankheiten wird ebenfalls vermehrt berichtet. An der „schweren Fleischmahlzeit“ des proletarischen Mannes, wie es Bourdieu aufwies, zeigen sich auch deutliche Überschneidungen zwischen verschiedenen Differenzierungskategorien. Dieses Beispiel zeigt an, wie eng die Materialitäten der Nahrungsmittel und der Körper einerseits mit (wissenschaftlichem) Wissen und symbolischen Geschlechterrepräsentationen andererseits zusammenhängen. Die einzelnen Bausteine dieses interdependenten Geflechts sind dabei zwar einzeln fokussierbar, ein tiefgreifenderes Verständnis – so unsere abschließende These – zeigt sich aber erst, wenn diese symbolischen und materiellen Aspekte (Nahrungsmittel mit bestimmten Eigenschaften, Köpernormen, Geschlechterkonstruktionen und Verkörperungen sowie die relational entstehenden Ausformungen) als koproduziert in den Blick genommen werden.

[31] Insofern verspricht der Aspekt der Verkörperung von Geschlecht durch Ernährungspraktiken mit einer über soziale Prägung von Körpern hinausgehenden, symmetrischer angelegten Betrachtung von Materialitäten und

symbolischen Bedeutungsschichten neue Untersuchungsperspektiven zu eröffnen, die dem Wechselspiel bzw. dem Ineinandergreifen von körperlich-materiellen und sozial-kulturellen Prozessen angemessen Rechnung trägt. Essen als soziale Positionierungspraxis *koproduziert* und *ko-materialisiert* dabei geschlechtlich differenzierte Nahrung, Körper und Subjekte in Überschneidung mit anderen Differenzierungskategorien sozialer Strukturierung in komplexen diskursiv-materiellen Akteurskonstellationen.

[32] Eine so angelegte theoretische Perspektive fordert dementsprechend eine konsequent reflexive Forschungspraxis insbesondere für empirische Untersuchungen ein. So folgt aus ihr zunächst die methodologische Konsequenz, keine der sozialen Praxis vorgängigen, stabilen materiellen Entitäten zu setzen, sowohl hinsichtlich der Körper als auch hinsichtlich der Nahrungsmittel. Stoffwechselprozesse und damit einhergehende Materialisierungen von Körpern müssen dabei nicht unbedingt in der sozialen Praxis aufgehen. Sie zeitigen eigenlogische Effekte, die direkt, zeitlich verzögert oder aber auch gar nicht sozial eingebunden und gedeutet werden. Dabei ist es methodologisch nicht möglich, einzelne „Handlungen“ von bestimmten Nahrungsmitteln und deren Effekt für Körper beispielsweise zu isolieren, dies kann unseres Erachtens nicht das Ziel sein und fiele – wie Abrahamsson et. al. argumentieren – hinter die (auch feministische) Naturwissenschaftskritik zurück. Eine Perspektive auf Koproduktionen verweist also immer auf die spezifischen Subjekt-Objekt-Relationen auch der jeweils Forschenden und wie diese gegenseitig hervorgebracht werden.

[33] Im ersten Abschnitt haben wir die „klassisch“-soziologische Perspektive rekonstruiert, der zufolge die Körper durch Ernährungspraktiken *soziosomatisch* geformt werden. Eine Perspektive der Koproduktion, die Körper als in *embodying*-Prozessen materiell-symbolisch hervorgebracht und Nahrung als Biofakte als sich durch Stoffwechsel- und Wissensprozesse wechselseitig bedingend begreift, konzipiert das Verhältnis symbolischer und materieller Dimensionen wesentlich symmetrischer. Die Reichweite einer solchen Symmetrisierung von Sozialem und Materiellem, wie dies hier konzeptuell als Analyseperspektive zur Konstruktion von Geschlecht durch kulinarische Praxis entfaltet wurde, soll an dieser Stelle nicht theoretisch abschließend festgelegt werden, sondern ist nun in der Folge an empirischen Befunden weiter zu untersuchen und zu diskutieren.

Endnoten

1 Siehe zum Beispiel: https://www.dge.de/wissenschaft/referenzwerte/energie/ [15.01.2016].

Literatur

Abbots, Emma-Jayne/Lavis, Anna (2013): Contours of Eating. Mapping the Terrain of Body/Food Encounters. In: Abbots, Emma-Jayne/Lavis, Anna (Hg.): Why we Eat how we Eat: Contemporary Encounters between Foods and Bodies. Farnham, Burlington: Ashgate, 1-12.

Abrahamsson, Sebastian/Bertoni, Filippo/Mol, Annemarie/Ibáñez Martín, Rebeca (2015): Living with Omega-3: New Materialism and Enduring Concerns. In: Environment and Planning D: Society and Space 33 (1), 4-19.

Barad, Karen (2003): Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: Signs 28 (3), 801-831.

Barlösius, Eva ([1999] 2011): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. 2. Auflage. Weinheim: Juventa.

Barlösius, Eva (1993): Anthropologische Perspektiven einer Kultursoziologie des Essens und Trinkens. In: Wierlacher, Alois/Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Kulturthema Essen. Berlin: Akademie Verlag, 85-101.

Bath, Corinna/Bauer, Yvonne/Bock von Wülfingen, Bettina/Saupe, Angelika/Weber, Jutta (2005): Materialität denken: Positionen und Werkzeuge. In: Bath, Corinna/Bauer, Yvonne/Bock von Wülfingen, Bettina/Saupe, Angelika/Weber, Jutta (Hg.): Materialität denken: Studien zur technologischen Verkörperung: hybride Artefakte, posthumane Körper. Bielefeld: transcript, 9-29.

Bauer, Susanne (2010): Nutrigenomik. Technowissenschaftliches Fine-Tuning von Nahrung und Körper. In: Bauer, Susanne/Bischof, Christine/Haufe, Stephan Gabriel/Beck, Stefan/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.): Essen in Europa. Kulturelle „Rückstände“ in Nahrung und Körper. Bielefeld: transcript, 163-190.

Bauer, Susanne/Bischof, Christine/Haufe, Stephan Gabriel/Beck, Stefan/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.) (2010): Essen in Europa. Kulturelle „Rückstände“ in Nahrung und Körper. Bielefeld: transcript.

Bennett, Jane (2010): Vibrant Matter: a Political Ecology of Things. Durham: Duke University Press.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Boyd, William (2001): Making Meat: Science, Technology, and American Poultry Production. In: Technology and Culture 42 (4), 631-664.

Cantor, David/Bonah, Christian/Dörries, Matthias (Hg.) (2010): Meat, Medicine and Human Health in the Twentieth Century. London: Pickering & Chatto.

Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.

Fiddes, Nick (1993): Fleisch. Symbol der Macht. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.

Fischer, Ole (2015): Männlichkeit und Fleischkonsum – historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik. In: Medizinhistorisches Journal 50 (1), 42-65.

Flick, Sabine/Rose, Lotte (2012): Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Untersuchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4 (2), 48-65.

Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (1997): Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 231-255.

Guthman, Julie/Melanie DuPuis (2006): Embodying Neoliberalism: Economy, Culture, and the Politics of Fat. In: Environment and Planning D: Society and Space 24 (3), 427-448.

Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main: Campus, 33-72.

Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie 18 (2), 100-118.

Karafyllis, Nicole C. (2003): Das Wesen der Biofakte. In: Karafyllis, Nicole C. (Hg.): Biofakte: Versuch über den Menschen zwischen Artefakt und Lebewesen. Paderborn: Mentis, 11-26.

Kaufmann, Jean-Claude (2006): Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen. Konstanz: UVK.

Kendrick, Rachael (2013): Metabolism as Strategy: Agency, Evolution and Biological Hinterlands. In: Abbots, Emma-Jayne/Lavis, Anna (Hg.): Why we Eat, how we Eat: Contemporary Encounters between Foods and Bodies. Farnham, Burlington: Ashgate, 237-254.

Krieger, Nancy (1999): Embodying Inequality: A Review of Concepts, Measures, and Methods for Studying Health Consequences of Discrimination. In: International Journal of Health Services 29 (2), 295-352.

Lemke, Thomas (2014): New Materialisms: Foucault and the ‚Government of Things'. In: Theory, Culture & Society 32 (4), 3-25.

Lupton, Deborah (1996): Food, the Body, and the Self. London, Thousand Oaks: Sage.

Mol, Annemarie (2012): Mind your plate! The Ontonorms of Dutch Dieting. In: Social Studies of Science 43 (3), 379-396.

Mol, Annemarie (2008): I Eat an Apple. On Theorizing Subjectivities. In: Subjectivity 22 (1), 28-37.

Orland, Barbara (2004): Turbo-Cows. Producing a Competitive Animal in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries. In: Schrepfer, Susan/Scranton, Philip (Hg.): Industrializing Organisms. Introducing Evolutionary History. New York, London: Routledge, 167-189.

Parasecoli, Fabio (2005): Feeding Hard Bodies: Food and Masculinities in Men's Fitness Magazines. In: Food and Foodways 13 (1-2), 17-37.

Paulitz, Tanja/Winter, Martin (2017): Ernährung und (vergeschlechtlichte) Körper diesseits dichotomer Kategorien. Theoretische Sondierungen zur Untersuchung des„Stoffwechsels" von Gesellschaft und Natur. In: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft 45 (3), 381-403.

Roe, Emma J. (2006): Things Becoming Food and the Embodied, Material Practices of an Organic Food Consumer. In: Sociologia Ruralis 46 (2), 104-121.

Rückert-John, Jana/John, René (2009): Essen macht Geschlecht. Zur Reproduktion der Geschlechterdifferenz durch kulinarische Praxen. In: Ernährung im Fokus 5, 174-179.

Schiek, Daniela (2011): Körper von Gewicht. Zur Geschlechterdifferenz in den Ernährungs- und Körpernormen. In: Zwick, Michael M./Deuschle, Jürgen/Renn, Ortwin (Hg.): Übergewicht und Adipositas bei Kindern und Jugendlichen. Wiesbaden: VS Verlag, 203-218.

Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2010): Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, Nina/Schmitz, Sigrid/Mangelsdorf, Marion/Gramespacher, Elke (Hg.): Gendered Bodies in Motion. Opladen, Farmington Hills: Budrich UniPress, 13-38.

Setzwein, Monika (2009): Frauenessen – Männeressen? Doing Gender und Essverhalten. In: Kolip, Petra/Altgeld, Thomas (Hg.): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention: Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis: Weinheim, München: Juventa, 41-60.

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag.

Singer, Mona (2005): Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien: Löcker.

Singer, Mona (2003): Wir sind immer Mittendrin: Technik und Gesellschaft als Koproduktion. In: Graumann, Sigrid/Schneider, Ingrid (Hg.): Verkörperte Technik, entkörperte Frau: Biopolitik und Geschlecht. Frankfurt am Main: Campus, 110-124.

Truninger, Mónica (2013): The Historical Development of Industrial and Domestic Food Technologies. In: Murcott, Anne/Belasco, Warren/Jackson, Peter (Hg.): The Handbook of Food Research. London: Bloomsbury, 82-96.

Tyrell, Hartmann (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, 450-489.

Villa, Paula-Irene (2013): Rohstoffisierung. Zur De-Ontologisierung des Geschlechtskörpers. In: John, René/Rückert-John, Jana/Esposito, Elena (Hg.): Ontologien der Moderne. Wiesbaden: VS Verlag, 225-239.

Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): Schön normal: Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript.

Warin, Megan (2015): Material Feminism, Obesity Science and the Limits of Discursive Critique. In: Body & Society 21 (4), 48-76.

Wierlacher, Alois/Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.) (1993): Kulturthema Essen. Berlin: Akademie Verlag.

Wilk, Nicole M. (2013): Vom ‚Curryking' zum ‚LadyKracher'. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung von Geflügelfleisch. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 5 (1), 120-128.

Williams, Lauren/Germov, John (2004): The Thin Ideal: Women, Food, and Dieting. In: Germov, John/Williams, Lauren (Hg.): Sociology of Food and Nutrition. The Social Appetite. Oxford: Oxford University Press, 337-367.

Winker, Gabriele (2005): Ko-Materialisierung von vergeschlechtlichten Körpern und technisierten Artefakten. Der Fall Internet. In: Funder, Maria/Dörhöfer, Steffen/Rauch, Christian (Hg.): Jenseits der Geschlechterdifferenz? Geschlechterverhältnisse in der Informations- und Wissensgesellschaft. München, Mering: Hampp, 157-178.

Yates-Doerr, Emily/Mol, Annemarie (2012): Cuts of Meat: Disentangling Western Natures-Cultures. In: Cambridge Anthropology 30 (2), 48-64.

Zachmann, Karin (2011): Einleitung. Natürliche Nahrung und künstliche Kost? Technisierung der Nahrung und Ernährung im 20. Jahrhundert. In: Technikgeschichte 78 (3), 175-185.

Myriam Raboldt

Doing Sex

Zur Herstellung von Männlichkeit|en durch Prothesentechnik

Einleitung

> [1] „Diese Analysen sind häufig nicht bloß deshalb nützlich, weil sie uns dabei helfen, Verkörperung mit Hilfe von Prothesen zu verstehen, sondern auch, weil sie uns ermöglichen, selbstverständliche Merkmale ‚normaler' Verkörperung zu sehen." (Barad 2012, 50)

[2] Prothesen hängen so unmittelbar mit dem menschlichen Körper zusammen wie kaum ein anderes technisches Artefakt. Als künstliche Glieder sollen sie Verlorengegangenes ersetzen, Körperfunktionen kompensieren oder gar optimieren. Die Beschäftigung mit Prothesen kann ohne ein Nachdenken über den Körper kaum stattfinden. Fragen nach dessen ästhetischen wie funktionalen Normen und (Selbst-)Wahrnehmungen, vor allem denen von Geschlechtskörpern, drängen sich nahezu auf. Was Karen Barad im Eingangszitat für den Kontext von ‚Behinderung' und ‚Nicht-Behinderung' festhält, gilt auch in Bezug auf Geschlechtskörper: Die Analyse der Prothetisierung von Körpern verhilft uns zu Erkenntnissen darüber, wie sich Geschlecht mittels technischer Artefakte materialisiert und was zu einem gegebenen Zeitpunkt als ‚normaler' Geschlechtskörper gilt. Umso erstaunlicher ist es, dass der Zusammenhang von Prothesen und Gender ein in der Forschungsliteratur kaum bearbeitetes Thema ist. Dieser Lücke soll sich im Folgenden aus technikhistorischer und geschlechtertheoretischer Perspektive angenähert werden.

[3] Ausgehend von der Annahme eines „*Doing Gender* durch Technisierung" (Kienitz 2010, 151)[1] wird der Beitrag zeigen, dass die Nutzung von Prothesen im Gegensatz zu anderen technischen Artefakten Besonderheiten aufweist: Während beispielsweise bei Rasierapparaten oder Fahrrädern das *Doing Gender* über bestimmte Nutzungsweisen und den ihnen eingeschriebenen *(gender) scripts*[2] funktioniert, kann das *Doing Gender* durch Prothesennutzung darüber hinaus noch weiter gedacht werden: Mit Hilfe von Brust- und Penisprothesen sowie Hoden- oder Schwellkörperimplantaten können Geschlechtskörper ganz konkret ‚hergestellt' werden – es lässt sich also von einem *Doing Sex*[3] durch Techniknutzung sprechen.

[4] Beide Dimensionen – das *Doing Gender* im Sinne der Aufführung von Geschlechtsidentität und das *Doing Sex* im Sinne der Veränderung des Geschlechtskörpers durch Prothesennutzung – werde ich im ersten Teil dieses Beitrags ausgehend vom Kontext der gut dokumentierten und erforschten Massenprothetisierungen Kriegsversehrter vor allem im und nach dem Ersten Weltkrieg illustrieren. Denn über die Wiederherstellung der Arbeitskraft durch die Prothetisierung arm- und beinamputierter Kriegsversehrter fand auch eine Rekonstruktion der durch den Krieg erschütterten hegemonialen Männlichkeit statt. Im Bereich der kriegsbedingten Genitalverletzungen lassen sich darüber hinaus Wiederherstellungspraktiken männlicher Geschlechtskörper nachvollziehen.

[5] Meine bisherigen Recherchen haben gezeigt, dass weder im Kontext der Forschungen zum Ersten Weltkrieg und allgemein im Sinne einer Kultur- und Technikgeschichte bestimmter Prothesen noch in den *Gender* sowie den *Science and Technology Studies* systematische Studien der männlichen Genitalprothetik vorhanden sind, was zumindest teilweise und vor allem im Kontext des Ersten Weltkrieges mit der Tabuisierung solcherart Versehrtheit erklärt werden kann. In einem zweiten Teil dieses Beitrags möchte ich daher einen Ansatz liefern, der dieses Forschungsdesiderat zwar nicht beheben kann, aber eine mögliche Richtung dafür vorschlägt. Mit einem breiteren zeitlichen wie thematischen Fokus werden schlaglichtartig und ohne Anspruch auf Vollständigkeit Objekte vorgestellt, die für eine Kultur- und Technikgeschichte der männlichen Genitalprothetik in Frage kämen und zukünftig näher beforscht werden sollten. Um eine solche Forschung vorzubereiten, wird anschließend eine erste Systematisierung der teilweise recht unterschiedlichen Objekte entworfen, die aufzeigt, welche verschiedenen Arten der technischen Herstellung des Geschlechtskörpers es gab und gibt. Es wird sich zeigen, dass vor allem die spärliche Quellenlage, die auf Grund der besonderen Thematik vorliegt, die größte Herausforderung einer tiefergehenden Beforschung darstellt.

Volkskörper, Arbeitskörper, Männerkörper – Zur Dimension des *Doing Gender* durch Prothesennutzung

[6] Die Rehabilitation der Kriegsversehrten des Ersten Weltkrieges mit Hilfe von hauptsächlich Arm- und Beinprothesen wird von der historischen Forschungsliteratur zur Prothetik als ‚Remobilisierung der Körper' bezeichnet, bei der das Motiv der Wiederherstellung der Arbeitskraft im Zentrum gestanden

hätte. Sowohl technikhistorische, kulturwissenschaftliche als auch ethnologische und kunsthistorische Ansätze zeichnen immer wieder das Bild vom Kriegsversehrten als potentiellen Arbeiter, der durch die Prothetisierungspraxis wieder mobil und leistungsfähig gemacht werden sollte.[4] Im Fokus der Analysen steht dabei das Zusammenspiel der verschiedenen Disziplinen wie Medizin, Orthopädie, Psychologie und der Ingenieurs- und Arbeitswissenschaften in Verbindung mit den Diskursen der Weimarer Zeit: Rationalisierung, Spezialisierung, Militarisierung, Medikalisierung. Die Rehabilitation der Versehrten wird mit einer „körperlichen Reparierung" bzw. gar einem „Recycling der Kriegskrüppel" (Perry 2005, 154) verglichen und zwar als Wiederherstellung zum Zwecke der wirtschaftlichen Effizienz, gesellschaftlicher Funktionalität und auch der (deutschen) nationalen Genesung. Die Kategorie Geschlecht jedoch wird in diesen Studien meist nicht bewusst in den Blick genommen. Daher bleibt in diesen Arbeiten weitestgehend unthematisiert, inwiefern durch die Massenprothetisierungen der Kriegsversehrten auch eine Überarbeitung der durch die Kriegsfolgen, vor allem durch die Versehrtheit der Soldatenkörper und somit die veränderte Rollenverteilung in den Familien brüchig gewordenen hegemonialen Männlichkeit[5] stattgefunden hat.

[7] Dem *Doing Gender* durch Prothetisierung widmen sich einige wenige Autor*innen[6]: David Serlin analysiert Inszenierungen versehrter US-Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg – in Filmen und Comics, auf Werbeplakaten und Fotos – und argumentiert, dass die Prothesen dabei zu Instrumenten der Konstruktion einer neuen bzw. modifizierten heterosexuellen und hegemonialen Männlichkeit wurden. Zwar spricht Serlin nicht ausdrücklich von einem *Doing Gender*, doch passiert auf von ihm ausgewerteten Fotografien der 1940er und 50er Jahre genau dies, wenn beispielsweise ein einseitig armamputierter junger Mann gezeigt wird, der – die Zigarette zwischen den Lippen steckend – mit der einen Hand ein brennendes Streichholz und mit der Prothese die Streichholzschachtel hält. Die Geste des (selbstständigen) Anzündens einer Zigarette sei, so Serlin, insbesondere zu dieser Zeit in den USA eine „familiar, able-bodied activity" (Serlin 2002, 60) gewesen. Die Prothese diene als Instrument nicht nur der (individuellen sowie nationalen) Rehabilitation, sondern auch als Beweis der „enduring legacies of American male toughness and resiliency" (ebd., 61). In Serlins Studie wird deutlich, dass die Inszenierung prothetisierter Kriegsversehrter, deren Erscheinung zeitgenössischen Starfotografien nachempfunden sei, eine wichtige Rolle für die Konstruktion der *victory culture* spielte. Kriegsversehrte wurden so aus der marginalisierten Position des Behinderten heraus- und in den Bereich der hegemonialen Männlichkeit zurückgeholt, wobei gleichzeitig auch die hegemoniale

Männlichkeit modifiziert wurde. Serlin bezeichnet die Prothesen der Nachkriegszeit als „neglected components of the historical reconstruction of gender roles and heterosexual male archetypes in early Cold War culture" (ebd., 47).

[8] Zwei Versäumnisse Serlins werden durch Arbeiten Roxanne Panchasis abgedeckt: Die explizite Verknüpfung von Männlichkeit mit der so umfangreich besprochenen (wiederherzustellenden) Leistungs- bzw. Arbeitsfähigkeit der Kriegsversehrten sowie die Bedeutung der körperlichen Unversehrtheit für hegemoniale Männlichkeitskonzepte und somit männliche Identität. Auch sie lässt die Prothesen zum Wiederherstellungsinstrument von hegemonial männlichen ‚Eigenschaften' werden und holt durch den Fokus auf die Unversehrtheit den Körper ins Zentrum der Aufmerksamkeit, wie es in der Rezeption des Doing-Gender-Ansatzes gefordert wurde (vgl. Jurik/Siemsen 2009, 73; vgl. Messerschmidt 2009, 86f.).

[9] Wie dieser Fokus auf den Soldatenkörper hin zum Blick auf den Geschlechtskörper geschärft werden kann, zeigen die Forschungen von Sabine Kienitz zu den „Kastrierten des Krieges" (1999). Sie wertet neben Zeitschriften und der Rehabilitationsliteratur auch Versorgungsamtsakten aus und fragt explizit nach dem Verlust(gefühl) von Männlichkeit durch den Verlust des biologischen Geschlechtes in Form von kriegsbedingten Kastrationen und (am Rande) auch Penisamputationen. Bezüglich des Umgangs mit und der Behandlung von kriegsbedingten Genitalverletzungen spricht Kienitz vom „ungeschriebenen Kapitel in der Geschichte des Ersten Weltkrieges" (Kienitz 1999, 65). Dieser Befund deckt sich mit meiner eigenen Recherche zu möglichen Wiederherstellungspraxen kriegsbedingter Hoden- und Penisamputationen im Zuge des Ersten Weltkrieges. Während sich in kriegschirurgischen Handbüchern durchaus Beschreibungen, Statistiken und Erstbehandlungsanleitungen von Genitalverletzungen finden (vgl. z.B. Küttner 1917; vgl. Posner 1915), scheint im öffentlich geführten Rehabilitationsdiskurs der Weimarer Zeit kein Raum mehr für dieses Thema gewesen zu sein, denn in der Debatte um die Kriegsbeschädigtenfürsorge und die soziale Reintegration der Kriegsversehrten blieb die Existenz jener Verletzungen unsichtbar (vgl. Kienitz 1999, 68). Beschreibungen der wenigen überlieferten Fälle in der „Sittengeschichte des Weltkrieges" (1930a) von dem Berliner Sexualforscher Magnus Hirschfeld und der Studie zu den „Folgen der Entmannung Erwachsener" (1934) von Johannes Lange aber liefern Hinweise, weshalb die Problematik in so auffälligem Maße öffentlich unthematisiert und verschwiegen blieb: Es wird beispielsweise von größter Scham, einem Identitätsverlust und einer

Trauer über die Unfähigkeit, Nachkommen zu zeugen und im Stehen zu urinieren, berichtet. Oftmals sei es gar zum Selbstmord der Betroffenen als direkte Reaktion auf die Genitalverstümmelung gekommen, oder zum „Mord aus Mitleid als Erlösung von einem als grausam empfundenen Schicksal" (Kienitz 1999, 66) durch einen Kameraden, vor allem, wenn der Betroffene sexuell unerfahren war. Auch Kienitz (1999, 82) kann nur Vermutungen anstellen, wenn sie formuliert:

> [10] „Das ‚doing gender', […], konnte bei den Entmannten dann nicht mehr reibungslos funktionieren, wenn sie nicht mehr wie Männer wirkten – ein Faktum, das offensichtlich als ausgesprochen bedrohlich erlebt wurde und tabuisiert werden musste."

[11] Ähnlich wie Panchasi meint auch Kienitz, dass der Krieg deutlich gemacht habe, wie instabil eine Geschlechtswahrnehmung und -zuschreibung ist, die an das „Vorhandensein biologischer Eindeutigkeiten" (Kienitz 1999, 81) geknüpft ist und „wie bedroht der als ‚natürlich' und als sichere Basis in Alltags- und Berufswelt eingepaßte und angepaßte Körper in seiner geschlechtlichen Zuordnung eigentlich war" (ebd.).

[12] In Bezug auf die genitalverletzten Kriegsversehrten geht das *Doing Gender* m.E. über das bloße Gender im Sinne einer Aufführung von sozialer Geschlechtsidentität hinaus, und zwar nicht nur bis hin zum Körper, sondern bis hin zum Geschlechtskörper: „[D]er Krieg war das ideale Laboratorium, um Körper, Sex und Geschlecht zu formen" (Preciado 2016, 29). Werden in diese Überlegung mögliche Wiederherstellungspraktiken durch Prothesentechnik einbezogen, so werden auch die besonderen Dimensionen eines *Doing Gender* durch Prothesennutzung deutlich: Nicht nur über die durch Prothetisierung erreichte bzw. wiedererlangte Arbeits- und Leistungsfähigkeit sowie Selbstständigkeit der Kriegsversehrten, nicht nur durch die Umdeutung der Prothese vom Hinweis auf Versehrtheit und Hilfsbedürftigkeit hin zum ‚Ehrenzeichen' und somit zur Heroisierung des Prothesenträgers kann die Männlichkeit der Versehrten wiederhergestellt werden, sondern denkbar ist diese Rekonstruktion auch über die Wiederherstellung ihrer Geschlechtskörper durch genitalprothetische Praktiken. Die Dimension eines *Doing Gender* durch Prothesentechnik kann also bis hin zu einem *Doing Sex* und so als Illustration der wichtigen Rolle der Materialität des Geschlechtskörpers gedacht werden.

[13] Im Kontext der Forschungen zum Krieg lässt sich, wie bereits erwähnt, wenig über den Umgang mit Genitalverletzungen und -amputationen finden. Auch über den Kriegskontext hinaus liegen keine systematischen Studien, Abhandlungen oder Objektsammlungen vor, die technische Entwicklungen,

Nutzer*innen oder kulturgeschichtliche Kontexte einer männlichen Genitalprothetik umfassend thematisieren. Um sich dieser interdisziplinär vorliegenden Forschungslücke auch unabhängig vom Kriegskontext anzunähern, habe ich mich neben der Literaturrecherche auch auf Objektsuche begeben und verschiedene Museen, Sammlungen und Institute angefragt.[7] Die Ergebnisse werden im Folgenden vorgestellt.

Mögliche Schlüsselobjekte für eine Studie der männlichen Genitalprothetik

[14] Welche Artefakte können für eine umfassende Studie über männliche Genitalprothetik in Frage kommen? Was waren die Materialien und Kontexte, wer waren die beabsichtigten Nutzer*innen dieser Artefakte? Inwiefern variieren Aussehen und Funktion bzw. Zweck der Prothesen?

[15] Am Leitfaden dieser Fragen möchte ich schlaglichtartig einige mögliche Schlüsselobjekte vorstellen. Die Beschreibung und Erläuterung der Objekte werden um Ergebnisse aus der Textquellenrecherche ergänzt. Es werden verschiedene Quellen, Praktiken und Überlegungen kursorisch zusammengebracht, um Impulse für ein systematisches Weiterdenken und -forschen zu bieten.

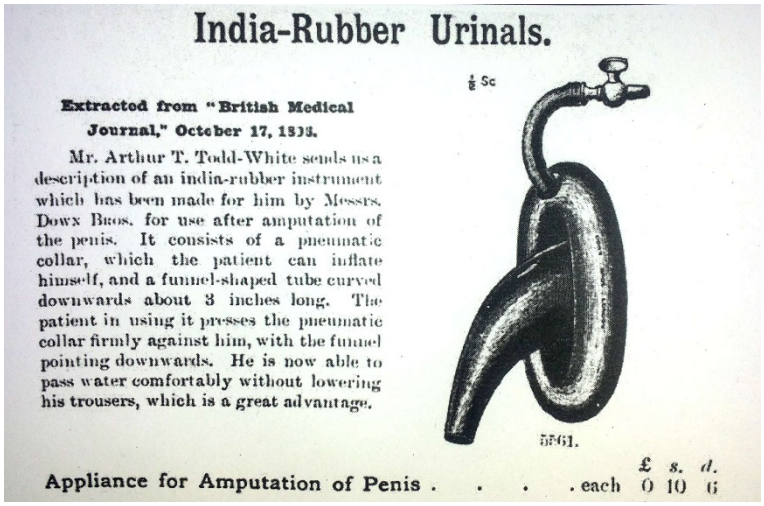
1) Urinierhilfen (Abb. 1 und 1a)

Abb. 1: Urinal (Replik)



Standort und Quelle: Museum der
Deutschen Gesellschaft für Urologie

Abb. 1a: Appliance


India-Rubber Urinals.

Extracted from "British Medical Journal," October 17, 1908.

Mr. Arthur T. Todd-White sends us a description of an india-rubber instrument which has been made for him by Messrs. Down Bros. for use after amputation of the penis. It consists of a pneumatic collar, which the patient can inflate himself, and a funnel-shaped tube curved downwards about 3 inches long. The patient in using it presses the pneumatic collar firmly against him, with the funnel pointing downwards. He is now able to pass water comfortably without lowering his trousers, which is a great advantage.

5561.

Appliance for Amputation of Penis . . . . each £ 0 s. 10 d. 6

aus: Schultheiss 2009, 25

[16] Das Objekt auf Abbildung 1 zeigt die Replik eines leicht spitz zulaufenden Röhrchens, das im 16. Jahrhundert zum Urinieren im Stehen bei Penisverlust verwendet wurde. Es wurde vom Chirurgen Ambroise Paré entworfen und bestand meist aus Holz oder Blech; für den Geschlechtsverkehr war es nicht geeignet. Paré selbst bemerkt dazu:

> [17] „Those that have their yards cut off close to their bellies, are greatly troubled in making urine, so that they are constrained to sit down like women, for their ease. I have devised this pipe or conduit … that must be applied to the lower part of the os pectinis … serving instead of the yard in making of water, which therefore wee may call an artificiall yard." (Paré in Schultheiss 2009, 22)

[18] Von den Urologen Machtens und Jonas (2000, 164) wird dieses Objekt rückblickend als „erste ‚Penisprothese'" bezeichnet. Bei Dirk Schultheiss, der sich vor allem mit der Geschichte der Inkontinenz befasst hat, findet sich noch ein weiteres Objekt für denselben Zweck: Abbildung 1a zeigt einen Ausschnitt aus dem British Medical Journal von 1908; zu sehen ist eine „‚Appliance for Amputation of the Penis'" (in Schultheiss 2009, 24) aus Naturkautschuk. Die ursprüngliche Beschreibung dazu lautet:

> [19] „It consists of a pneumatic collar, which the patient can inflate himself, and a funnel-shaped tube curved downwards about 3 inches long. The patient in using it presses the pneumatic collar firmly against him, with the funnel pointing downwards. He is now able to pass water comfortably without lowering his trousers, which is a great advantage." (in Schultheiss 2009, 25)

[20] Die Betonung, dass die Fähigkeit zum Urinieren im Stehen für die Betroffenen von wichtiger Bedeutung ist, findet sich auch in der bereits erwähn-

ten Studie von Lange. Dort wurde sie als Bedingung für die Ausübung (‚männlicher') Berufe in Betrieben, in denen kein Sitzabort zur Verfügung steht, gedeutet. Anderenfalls müsse der Betroffene die Schmach über sich ergehen lassen, zum Urinieren die Hosen herunterlassen und sich in einen Graben setzen zu müssen (vgl. Lange 1934, 129). Auch in den hier genannten Zitaten bezüglich des ‚Urinals' erhält die Alternative („to sit down") durch das Wort „constrained", also genötigt, eine unerwünschte, negative Konnotation, welche wiederum mit dem Vergleich „like a woman", also mit Weiblichkeit verknüpft wird. Sich beim Urinieren nicht hinsetzen zu müssen sei demnach ein „great advantage". Für beide Objekte, sowohl das ‚Urinal' von Paré aus dem 16. Jahrhundert als auch die ‚Appliance' von 1908, war nicht vorgesehen, sie dauerhaft am Körper zu tragen. Sie dienten also keinen ästhetischen, haptischen oder sexuellen Zwecken, sondern lediglich als temporäre Urinierhilfe. Dennoch können diese Objekte geschlechtertheoretisch nicht als neutral angesehen werden. Die Fähigkeit, im Stehen urinieren zu können, ist so eng mit der Aufführung männlicher Geschlechtsidentität verknüpft, dass Urinierhilfen meiner Meinung nach für ein *Doing Gender* durch Prothesennutzung und eine Geschichte der Penisprothetik ebenfalls von Bedeutung sind.

2) Hydraulisches Schwellkörperimplantat (Abb. 2)

Abb. 2: Hydraulisches Schwellkörperimplantat



Alpha I®, Firma: Mentor Deutschland GmbH, Standort und Quelle: Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Inventarnummer 2002/1920.

[21] Auf Abbildung 2 ist ein hydraulisches Schwellkörperimplantat Alpha I® der Firma Mentor Deutschland GmbH zu sehen, welches 1989 auf den Markt

kam. Es besteht aus Silikon, Metall und Kunststoff und umfasst eine Pumpe, ein Flüssigkeitsreservoir sowie zwei hohle, leicht dehnbare Zylinder. Das meist mit Kochsalzlösung gefüllte Reservoir wird in den Bauchraum und das etwas kleinere Ventil, womit der Pumpmechanismus manuell ausgelöst werden kann, in den Hodensack verpflanzt. Die beiden Zylinder dienen als Schwellkörper, in die bei Bedarf die Kochsalzlösung ein- und ausgelassen werden kann. Vorgänger dieses Produktes zur Behandlung der erektilen Dysfunktion kamen erstmalig 1973 auf den Markt.[8] Außerdem kommen sie im Bereich der Penis(re-)konstruktionen zum Einsatz, also nach komplettem Verlust oder bei den geschlechtsangleichenden Operationen. In der aktuellen medizinischen Fachsprache wird unter dem Begriff ‚Penisprothetik' ausschließlich der Einsatz jener hydraulischen Schwellkörperimplantate verstanden. Der Penisersatz hat hier also die Funktion, eine Erektion und somit die Penetration[9] zu ermöglichen.

[22] Interessant an diesem Verfahren ist, dass es sich bei der Absicht, eine Körperfunktion (wieder-)herzustellen bzw. einen Mangel, die erektile Dysfunktion, zu kompensieren, vielmehr um deren Optimierung handelt. Vor dem Hintergrund des an die Potenz geknüpften Erwartungsmaßstabs von ‚je-öfter-und-länger-desto-besser' ist die Funktion des jederzeit manuell bedienbaren Schwellkörperimplantats als Verbesserung gegenüber der ‚natürlichen Leistungsfähigkeit' des Penis zu verstehen.[10] Des Weiteren heißt es bei Simmons und Montague (2008, 442): „The ideal penile prosthesis would produce flaccid and erect penile states which closely resemble those occurring naturally." Was sie mit „naturally" allerdings meinen, ist nicht auf Häufigkeit oder Dauer der Erektion bezogen, sondern auf den möglichen Ersatz der bisher manuellen Pumpe durch eine motorisierte[11], denn das Pumpen „can require a fair amount of strength and physical dexterity. Additionally, the act of manipulating the scrotal pump can be psychologically awkward for both the man and his partner" (ebd.). Bezüglich dieser ‚Zukunft der Penisprothetik' ist auch vorstellbar, dass eine ähnliche Richtung wie bspw. in der Arm- und Beinprothetik eingeschlagen wird, nämlich die neurologische Steuerung der Prothese.

3) Penis- und Hodenimitat aus Kautschuk (Abb. 3)

Abb. 3: Penisimitat aus Naturkautschuk



Standort und Quelle: Technisches Museum Wien, Herkunft ungeklärt

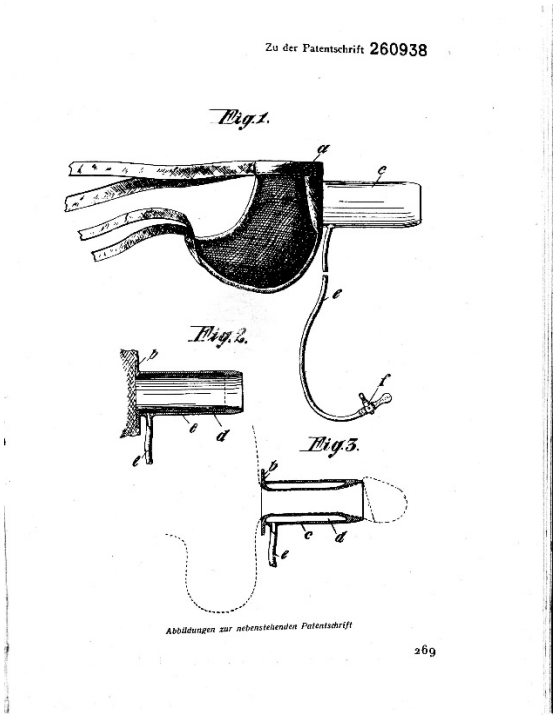
[23] Auf Abbildung 3 ist eine Penisnachahmung zum Umschnallen zu sehen, die sich im Depot des Technischen Museums Wien befindet. Auf meine Anfrage hin stellte sich heraus, dass das Objekt weder Teil der Prothesensammlung ist noch dessen Provenienz, Hersteller und Datierung geklärt sind; es sei vor einigen Jahren in der Schublade eines Schreibtischs gefunden worden, der aus einem Objekt-Konvolut des ehemaligen Gewerbehygienemuseums in Wien stammte und in die Sammlung des Museums aufgenommen wurde. Nach einer ersten Begutachtung des Objekts[12] lässt sich festhalten: Der 17 cm lange Penisschaft ist sehr hart und vermutlich einmal hohl gewesen, jetzt aber durch die Lagerung zusammengedrückt. An der Spitze befindet sich ein kleines Loch gleich einem Harnausgang. Die Oberfläche ist ganz leicht gerillt und hat Hervorhebungen in der Form feiner Adern, auf der unteren Seite ist die gradlinige Ausbuchtung der Harnröhre nachgeahmt. Die Hodenimitate sind ebenfalls hart und wie auch Teile des Penisansatzes mit Haaren[13] beklebt. Der Penis setzt an einem mit Stoff bespannten Rechteck an, welches wiederum von (vormals) weißen Stoffbändern gehalten wird. Laut der Abteilungsassistentin Anne Biber handelt es sich bei dem Material des Penisschafts und der Hoden höchstwahrscheinlich um Kautschuk, vermutlich um Naturkautschuklatex. Bezüglich der Datierung könne nach Einschätzung Bibers nur sicher gesagt werden, dass es auf Grund der Herstellungsweise – nämlich die

Vulkanisation von Naturkautschuk – nach Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sein muss, wegen des relativ guten Zustandes aber vermutlich etwas später.

[24] Im Werk „Liebesmittel" von Hirschfeld findet sich der Fall von Anastasius Rosenstengel, der 1820 in Göttingen vor Gericht kam, als nach einem Überfall auf ihn von vermutlich den Eltern der Ehefrau der ‚Schwindel' des „vermeintlichen Mann[es]" (Hirschfeld 1930b, 280) aufkam: „Die konträrsexuelle Heldin täuschte vermittels eines ausgestopften, ledernen, gliedähnlichen Instruments, daran eine kleine, die Hoden markierende Schweinsblase und, zur Befestigung des Ganzen, ein Lederriemen angebracht war, die Zugehörigkeit zum stärkeren Geschlecht vor." (ebd., 280f.). Es ist durchaus denkbar, dass das Objekt in Wien ebenfalls um 1900 von einem Transmann als ein so genanntes Objekt der Täuschung genutzt worden ist, da es starke Ähnlichkeiten mit der oben genannten Beschreibung aufweist. Durch den Befund, dass das Penisimitat in Wien hohl und ursprünglich weicher gewesen sein müsste, liegt nahe, dass der alleinige Zweck nicht die Penetration gewesen sein kann, ähnliches lässt sich für das Objekt von Anastasius Rosenstengel vermuten.

4) Pumpvorrichtung (Abb. 4)

Abb. 4: Pumpvorrichtung

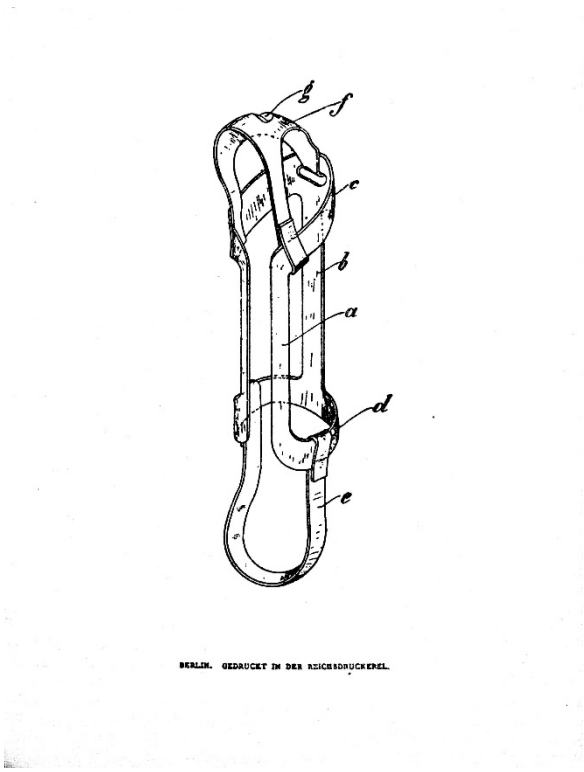


aus: Scheuer in Schidrowitz 1929, 268f.

[25] In der „Sittengeschichte des Intimsten" von Leo Schidrowitz (Hg.) findet sich eine Reihe an Abbildungen von Objekten, die „[d]em schlaffen Glied durch mechanische Apparate und Instrumente aufzuhelfen" (Scheuer 1929, 266) versuchten. Im engeren Bereich der Prothetik bewegt sich die in Abbildung 4 zu sehende Patentschrift von 1912. Sie beschreibt eine „Vorrichtung zur künstlichen Erektion des Penis, die es ermöglichen soll, den Coitus auszuüben" (ebd., 268). Es handelt sich um ein umschnallbares kurzes Rohr, in das der schlaffe Penis bei freibleibender Eichel gelegt und mittels eines Ventils aufgepumpt werden kann.

5) ‚Schlitten' (Abb. 5)

Abb. 5: Schlitten



aus Hirschfeld 1930a, 290, aus der Patentschrift Nr. 405400, Klasse 30d, Gruppe 15, patentiert im Deutschen Reiche 17. Juni 1923, ausgegeben am 3. November 1924

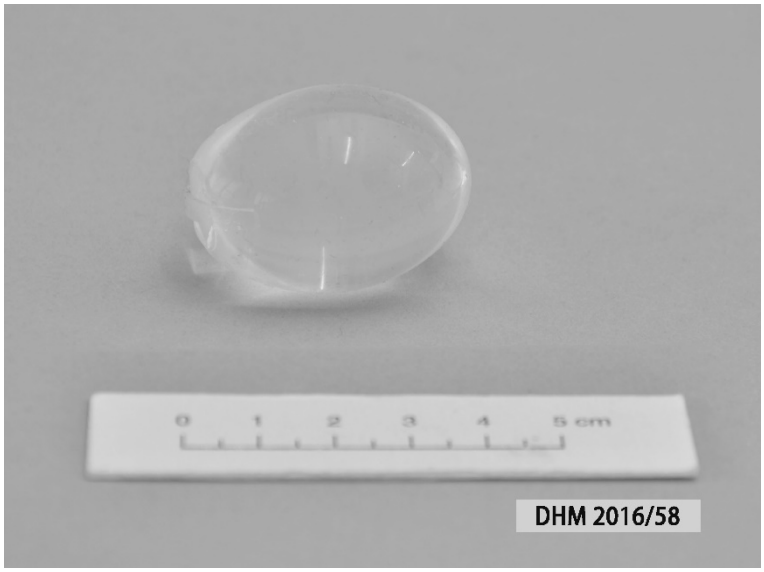
[26] Dem Prinzip der äußerlichen Stabilisierung des Penis folgend und durchaus verbreiteter war die Anwendung eines sogenannten Schlittens, dessen Funktion Scheuer (1929, 270) wie folgt zusammenfasst: Ein „Instrument, das nach Art eines Schuhlöffels den schlaffen Penis in die Vagina hineinpresste". In „Pathologie und Therapie der männlichen Impotenz" von 1889 findet sich folgende Beschreibung:

> [27] „Gegenwärtig wird ein ziemlich schwunghafter Handel mit einem zierlichen, aus Neusilber, Silber oder gar Gold verfertigten Instrumentchen getrieben, welches aus zwei zarten Schienen besteht, welche an der Basis durch einen Metallring und am oberen Ende mittelst eines Kautschukringes verbunden sind. Dieses Instrumentchen dient zur Einführung des nicht oder des unvollständig erigirten Gliedes in die Scheide, es federt leicht und gibt somit Volumsänderungen des in der Action befindlichen Gliedes, welches sich im Verlaufe des Actes zumeist auch erigirt, nach. Das Instrumentchen entspricht dem Zwecke vollständig, wenn es genau nach Maass angefertigt ist, und wird im Jargon älterer und alter Lebemänner ‚der Schlitten' genannt." (Gyurkovechky 1889, 169)

[28] Bei beiden Objekten – der ‚Pumpvorrichtung' wie dem ‚Schlitten' – geht es also anders als bspw. bei den Vakuumpumpen oder auch den Schwellkörperimplantaten nicht vorrangig darum, den Penis selbst zu erhärten, sondern lediglich eine Vorrichtung zur Verfügung zu stellen, um die Penetration und den ‚coitus auszuüben'. Ob beide Vorrichtungen sowohl dem penetrierenden als auch dem penetrierten Part zur sexuellen Befriedigung verhalfen, mag fraglich bleiben, wohl aber können sie unter Umständen als Unterstützungen zur Reproduktion verstanden werden. Interessant ist eine weitere Bemerkung Gyurkovechkys (1889, 170): „Mir speciell ist ein Fall bekannt, dass ein psychisch impotentes junges Individuum nur dann im Stande war einen Beischlaf auszuüben, wenn es den sogenannten Schlitten der Sicherheit wegen bei sich hatte, ohne ihn je wirklich zu benützen." Diese ‚psychische Funktionsweise' wird auch in Zusammenhang mit anderen Apparaturen wie Penispumpen oder -ringen immer wieder erwähnt. Scheuer zitiert jedoch einen weiteren Arzt, der von „derlei Apparaten ‚schon um des baldigen Wiederzusammenfallens der Schwellkörper nach Abnahme der Luftpumpe willen' abrät und meint: ‚Von der Freude über die mechanische Volumenzunahme bis zur natürlichen Erektion ist ein weiter Schritt" (ebd., 267).

6) Hodenimplantat (Abb. 6)

Abb. 6: Hodenimplantat



Firma: Laboratoires EUROSILICONE,
Standort und Quelle: Deutsches Hygiene-Museum Dresden,
Inventarnummer: DHMD 2016/58

[29] Für einen Überblick über die Prothetisierungspraxen der männlichen Genitalien soll die gesonderte Wiederherstellung der Hoden nicht unerwähnt bleiben. Auf Abbildung 6 ist ein aktuelles Hodenimplantat der Firma Laboratoires EUROSILICONE aus der Prothesensammlung des Deutschen Hygiene-Museum Dresden zu sehen. Es besteht aus Silikon und ist in unterschiedlichen Größen zu erhalten. Erstmals wurde eine Hodenprothese 1941 implantiert, diese bestand aus Vitallium, einer Metalllegierung. Später wurden auch Kunststoffe und Glas verwendet, bis ab den 1960ern Silikon zum Einsatz kam (vgl. Bodiwala et al. 2007, 349). Hodenimplantate werden hauptsächlich bei Verlust eines oder beider Hoden eingesetzt, aber auch zur Vergrößerung der vorhandenen Hoden. Ähnlich wie bei Brustimplantaten ist die Funktion eine rein ästhetisch-haptische. Die Unsicherheits- und Schamgefühle, die der Verlust der Hoden bei den Betroffenen auslösen kann, werden sowohl in der Studie von Lange (1934) als auch in aktuellen Studien (vgl. Soyka-Hundt 2015, 15) deutlich. Es wird von starken Gefühlen des Männlichkeitsverlustes berichtet, auch wenn zum Beispiel der Partner oder die Partnerin keinerlei Probleme mit dem fehlenden Körperteil des anderen hat.[14]

7) Softpacker (Abb. 7)

Abb. 7: Softpacker



Standort und Quelle:
Deutsches Hygiene-Museum Dresden,
Inventarnummer: DHMD 2015/11.

[30] Abschließend seien die sogenannten Packer als eine weitere Art von Penisprothesen und vielleicht als ‚Nachfolgemodell' des Objekts 3, dem Penisimitat aus Naturkautschuk, genannt. Der ‚Softpacker' auf Abbildung 7 befindet sich im Raum ‚Sexualität' der Dauerausstellung des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden. Die Packer bestehen meist ebenfalls aus einer Silikonart und sind auch mit Urinierfunktion sowie in verschiedenen Formen, Größen und Farben erhältlich, jedoch nicht für den Geschlechtsverkehr geeignet. Je nach Modell wird die Prothese mit einem Gurt, einem doppelt genähten Slip oder auch Klebstoff gehalten. Hauptsächlich werden sie von Transmännern genutzt, die sich vor der Operation befinden oder keine anstreben. Äußerlich ähnlich, jedoch davon weitestgehend unabhängige Objekte sind Penisprothesen, die im Leistungssport zur Dopingtestfälschung oder auch bei sonstigen Drogenkontrollen eingesetzt werden. Sie sind zusammen mit einer Füllung ‚clean urine', also unverfänglichem Urin, erhältlich.

[31] Die vorangegangenen Ausführungen erheben bei weitem nicht den Anspruch, eine vollständige Objektstudie darzustellen. Vielmehr sollen sie Vorschläge dafür sein, nach welchen Artefakten für eine umfassendere Studie der männlichen Genitalprothetik überhaupt gesucht werden kann.

Ein Versuch der Systematisierung: Für wen und wozu?

[32] Wie könnten diese Objekte nun innerhalb einer Genitalprothetik eingeordnet werden, was verraten sie über mögliche Nutzer*innen? Ich möchte eine Kategorisierung vorschlagen, die nach den möglichen Zwecken und Anwendungsbereichen fragt, und dafür drei Bereiche unterscheiden: eine sexuelle, eine ästhetische und eine alltagspraktische Funktion.

[33] Im Bereich der sexuellen Funktion ist die Fähigkeit zur Penetration der vorgelagerte Zweck der Prothesennutzung. Die dafür nötige Steifigkeit des Penis wird mit Hilfe der Artefakte entweder – wie bei den Schwellkörperimplantaten oder auch mit Hilfe von Vakuumpumpen – innerhalb des Organs erzeugt oder – wie bei der Pumpvorrichtung oder im weitesten Sinne auch dem ‚Schlitten' – äußerlich hergestellt. Bezüglich der Penisimitation zum Umschnallen aus dem Depot in Wien ist denkbar, dass der hohle Penisschaft zum Zwecke der Penetration ebenfalls mit einem harten Gegenstand, etwa einem Holzstab, ausgefüllt wurde. Ausgehend von der Fähigkeit zur Penetration können zwei nachgelagerte Zwecke ausgemacht werden: der der sexuellen Befriedigung (für den Betroffenen selbst und/oder anderer Personen) und der der Reproduktion. Die Kombination der Zwecke variiert je nach verwendetem Artefakt und Nutzer*. Mögliche Nutzer*gruppen von Prothesen, die die sexuellen Funktionen (wieder-)herstellen, sind Cis-Männer mit sogenannten erektilen Dysfunktionen (Schwellkörperimplantat, Pumpvorrichtung, Schlitten) oder Penisverlust (Schwellkörperimplantat und Penisimitat zum Umschnallen) sowie Transmänner (ebenfalls Schwellkörperimplantat und Penisimitat).

[34] In den Bereich der ästhetischen Funktion fallen vorrangig die Hodenimplantate, die Packer und das Penisimitat aus Kautschuk. Dabei geht es erstens um eine visuelle Dimension, also um den eigenen oder fremden Blick von ‚außen', gleich ob bekleidet oder unbekleidet. Zweitens hat die ästhetische Funktion auch eine haptische Dimension. Es geht sowohl um das bereits erwähnte ‚Tragegefühl' und das Sich-Anfassen als auch um das Angefasst-Werden. Nutzer* aller diese Funktionen erfüllenden Objekte könnten Transmänner und Cis-Männer nach Penis- und/oder Hodenverlust sein.

[35] Zum Erreichen des Zweckes der alltagspraktischen Funktionen dienen jene Artefakte, die bei der Aufführung von Geschlecht fernab der sexuellen oder rein ästhetischen Funktion helfen. Es hat sich bereits gezeigt, dass die Fähigkeit zum Urinieren im Stehen eine zentrale Rolle für die männliche Selbst- und Fremdwahrnehmung spielt. Mit Urinierhilfen können Personen ohne Penis im Stehen urinieren und somit beispielsweise öffentliche Männertoiletten nutzen sowie in der Öffentlichkeit urinieren ‚ohne die Hosen herunterlassen zu müssen'. Die Urinierhilfe (Objekt 1) wurde als ‚erste Penisprothese' eigens für diesen Zweck geschaffen, heute sind einige der Softpacker-Produkte ausdrücklich mit dieser Funktion erhältlich und auch für das Penisimitat (Objekt 3) ist auf Grund der imitierten Harnöffnung eine solche Funktion denkbar.

[36] Die genannten Funktionsbereiche können allerdings nicht so trennscharf wie hier dargestellt gedacht werden. Beispielsweise kann allein die ästhetische Funktion eines Hodenimplantates zur Behebung möglicher Erektionsprobleme auf Grund von Schamgefühlen führen und somit indirekt sexuelle Funktionen erfüllen. Umgekehrt kann die künstlich herbeigeführte Erektion eines Schwellkörperimplantates oder das Urinieren im Stehen sicherlich auch ästhetische Bedürfnisse einer männlichen Geschlechtsidentität stillen.

[37] Was in diesem Überblick über männliche Genitalprothetisierungspraxen fehlt, sind die ersten Versuche plastischer Penisrekonstruktionen: Inspiriert durch den Penisknochen vieler Säugetiere wie dem Bär oder dem Hund wurde den Betroffenen ein Stück der Rippen entnommen und daraus, ummantelt von etwas Haut aus Oberschenkel oder Unterarm, ein so genannter ‚Neophallus' geformt, was 1936 erstmalig gelang (vgl. Bretan 1989, 1; vgl. Schultheiss et al. 2005, 142).[15] Auf Grund des Zeitpunktes dieser ersten Rekonstruktionspraxen kann jedoch nicht erklärt werden, warum im Kontext der Massenprothetisierungen des Ersten Weltkrieges keine Wiederherstellungspraxen für den Genitalbereich dokumentiert sind, obwohl es solche Praxen davor durchaus gegeben hat, wie mit einigen der Schlüsselobjekte belegt werden konnte.[16] Daher kann nur erneut auf die Vermutungen zum Tabu der Genitalverletzungen in der Weimarer Zeit verwiesen werden.

[38] Bewusst habe ich mich an dieser Stelle gegen eine chronologische Darstellung der Schlüsselobjekte entschieden. Zum einen hätte eine solche auf Grund der Quellenlage ausgesprochen lückenhaft bleiben müssen. Zum anderen handelt es sich bei ‚der Genitalprothese' offensichtlich nicht um einen einzigen, klar zu benennenden Objekttypen, dessen Entwicklung linear auf-

gezeigt werden kann. Durch die Nebeneinanderstellung sollen die verschiedenen Schlüsselobjekte nicht auf eine enthistorisierende Art und Weise ihrem Kontext entrissen, sondern die Bandbreite an in Frage kommender Objekte, Anwendungsbereiche und Kontexte einer männlichen Genitalprothetik aufgezeigt werden. Für weitere Studien eines *Doing Gender/Sex* durch Techniknutzung müssten im Einzelfall die Objekte und Praktiken an ihre historischen Kontexte und somit die jeweiligen symbolischen Ordnungen und Geschlechterauslegungen rückgekoppelt werden.

Schluss

[39] Anhand der vorhergegangenen Ausführungen wird deutlich, wie im Bereich der Prothetisierungspraxen das *Doing Gender* durch Techniknutzung gegenüber den meisten anderen technischen Artefakten eine weitere Dimension gewinnt: Während die genannten Schlüsselobjekte dem Nutzer* durchaus die Aufführung von Geschlecht in alltagspraktischen Situationen, also ein *Doing Gender*, ermöglichen, können sie gleichzeitig (und idealisierten Normen folgend) auch ganz direkt seinen Geschlechtskörper formen, was auch als ein *Doing Sex* gedacht werden kann.

[40] Bei jenen Prothetisierungspraxen können – wenn auch zugegebenermaßen nicht ganz trennscharf – analytische Unterscheidungen auf zwei Ebenen gemacht werden: Auf einer ersten kann zwischen i) einer ‚Verstärkung', ii) einer Wieder- und iii) einer sogenannten Neu-Herstellung der Geschlechtskörper unterschieden werden. Bei der ‚Verstärkung' (i) des vorhandenen Geschlechtskörpers werden zum Beispiel als zu klein empfundene Brüste oder ein zu kurz oder dünn empfundener Penis mit Hilfe von Implantaten vergrößert bzw. -längert. In diesem Bereich wird besonders deutlich, dass die Übergänge zur kosmetischen Chirurgie, mittels derer oft bestimmte Schönheits- und dadurch eben gleichzeitig auch Geschlechternormen erfüllt werden sollen, fließend sind. Als Wieder-Herstellen (ii) eines ‚Ursprungs-' bzw. Cis-Körpers kann die Rekonstruktion von Körperteilen nach Verlust, beispielsweise nach Brust- oder Hodenkrebs, verstanden werden. Mit dem Neu-Herstellen (iii) können Prothetisierungspraxen im Rahmen der geschlechtsangleichenden Operationen gesondert gefasst werden. In allen drei genannten Praxen geht es letztendlich aber um die Herstellung einer normierten Geschlechtskörperdifferenz, an deren ästhetischen (und teils funktionalen) Idealpolen sich mittels Prothetik, kosmetischer Chirurgie und anderer Praktiken anzunä-

hern versucht wird. Wie Preciado (2016, 114) treffend bemerkt: „[B]eide Erscheinungsformen von Geschlecht, bio/cis und trans, [sind] technisch hergestellt".

[41] Auf einer zweiten, zwar nicht real praktizierten, dennoch möglichen Unterscheidungsebene können jene Herstellungen (i, ii, iii) von Geschlechtskörpern im Gegensatz zur ersten Ebene zu einer möglichen Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit, also einem *Undoing Sex*[17] durch Prothesentechnik, gedacht werden. Denn es wäre ja ein Körper mit bspw. einem Penis und drei Brüsten möglich, wodurch die Nutzung von Prothesen zum subversiven Instrument queer-feministischer Anliegen würde.

[42] Mit dem Verständnis der Prothesennutzung als technischer Konstruktion von Geschlechtskörpern ist sie also einerseits Instrument zur Reproduktion hegemonialer Geschlechtskörpernormen, andererseits kann sie Potential für die Auflösung bzw. Unterwanderung der heterosexuellen, zweigeschlechtlichen Norm sein. Dabei macht gerade die Praxis der medizintechnologischen Herstellung von Geschlechtskörpern die Gemachtheit der Zweigeschlechtlichkeit deutlich, wobei die prothetischen Artefakte den Geschlechtskörper als Ergebnis hegemonialer Diskurse im wahrsten Sinne des Wortes materialisieren.

[43] Was aber bedeuten bspw. aktuelle Entwicklungen in der Gewebe- und Gliedmaßenzüchtung – also der Ausblick auf eine Prothetisierung aus körpereigenem bzw. organischem Material – für unser Verständnis von Prothetik, Körper und Materialität? Inwiefern kann überhaupt von Techniknutzung gesprochen werden, wenn die Prothesen selbst aus organischem Material bestehen? Spannend ist es auch, diese Material(itäts)fragen mit einem Verständnis von Hormonen als „molekulare Prothese" (Preciado 2016, 18) zusammenzubringen.[18]

[44] Im ersten Teil des Beitrages wurde anhand der Forschungsliteratur über die Massenprothetisierungen des Ersten Weltkrieges gezeigt, wie ein *Doing Gender* durch Prothesennutzung verstanden werden kann. Die Frage nach der Wiederherstellung von Männlichkeit führte auch zur Frage nach kriegsbedingten Genitalverletzungen und deren Wiederherstellungspraktiken. Der Befund, dass es sich dabei um ein Tabu und das „ungeschriebene Kapitel in der Geschichte des Ersten Weltkrieges" (Kienitz 1999, 65) handelt, führte auch zu dem Ergebnis, dass es sich hinsichtlich umfassenderer Studien zur männlichen Genitalprothetik um ein generelles Forschungsdesiderat handelt. Und auch von Seiten feministischer *Science and Technology Studies* lässt sich die-

ses Desiderat bestätigen. Dies bildete den Ausgangspunkt über ein Nachdenken über mögliche Ansätze einer solchen Studie im zweiten Teil des Beitrages. Anhand von kursorisch zusammengestellten Schlüsselobjekten, die m.E. in den Bereich der Genitalprothetik fallen, und hauptsächlich medizinhistorischen Quellen konnten Nutzungsweisen systematisiert und auch die verschiedenen Dimensionen eines *Doing Gender* durch Techniknutzung verdeutlicht werden. Ausgehend von diesem Ansatz erscheint es für eine systematische Studie zur Genitalprothetik aufschlussreich, die Herstellung und Formung von Geschlechtskörpern durch medizintechnologische Praktiken im allgemeinen genauer zu analysieren. Dafür gilt es bspw. den Fokus auf die Bereiche der plastischen Chirurgie sowie der Hormontherapien zu erweitern.

Endnoten

1 Sabine Kienitz (vgl. 2010, 155) plädiert in ihrem Text „Prothesen-Körper" dafür, Fragen der Technikforschung mit der kulturwissenschaftlichen Körper- und Geschlechterforschung zu verbinden und „Techniknutzung als eine Form des Doing Gender" zu analysieren. Das hieße bspw., die mediale Inszenierung von Prothesennutzer*innen zu analysieren und zu schauen, wie je spezifische Formen der Nutzung von Prothesen mit der Gender-Performance der Träger*innen zusammenhängen. Während Kienitz das Konzept des Doing Gender nicht näher bestimmt, bezieht sich dieser Beitrag auf das Konzept von West/Zimmerman (1987) sowie dessen Überarbeitung (West/Zimmerman 2009) und erweitert es gleichzeitig: Statt ausschließlich von einer Interaktion zwischen menschlichen Akteur*innen auszugehen, soll hier soziale Interaktion auch als zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen verstanden werden; ergo auch zwischen Mensch und technischem Objekt.

2 Ellen van Oost greift Madeleine Akrichs Konzept des *scripts* auf und analysiert, wie jenes in Bezug auf Geschlechterverhältnisse angewendet werden kann. Ein beliebtes Beispiel für ein gender script ist das Design von Rasierapparaten: Produkte, die ‚für Männer' bestimmt sind, weisen eher dunkle Farben wie blau oder schwarz auf, verfügen über technische Modifikationsmöglichkeiten und stellen diese auch optisch in den Vordergrund; Rasierapparate ‚für Frauen' hingegen sind meist in hellen Pastellfarben gehalten, das ‚technische Innere' scheint versteckt und nicht anpassbar, die Form orientiert sich an anderen Schönheitsprodukten wie zum Beispiel Lippenstiften (vgl. van Oost 2003, 197ff.).

3 Diese traditionell-dualistische Unterscheidung von gender und sex ist hier vor allem eine analytische, um die Besonderheit der Prothesentechnik im Gegensatz zu anderen technischen Objekten zu verdeutlichen, nämlich in ihrer Wirkmöglichkeit auf die Materialität des vergeschlechtlichten Körpers bzw. des Geschlechtskörpers.

4 Vgl. Perry (2005), Horn (1998, 2001, 2002), Bihr (2013), Harrasser (2009; 2013), Fineman (1999), Eerikäinen (2005). Die verschiedenen Autor*innen beziehen sich dabei zumeist auf den deutschen Kontext.

5 Auch wenn sich einzelne Autor*innen bei der Verwendung des Begriffes „hegemoniale Männlichkeit" nicht explizit auf bestimmte Konzepte beziehen, soll hier Connell (2015: 131) zitiert werden, die unabhängig vom Kriegskontext meint: „Sobald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt. Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren."

6 Um diese ausfindig zu machen, musste der Fokus sowohl zeitlich (auf den Zweiten Weltkrieg) als auch geographisch (Frankreich, USA) erweitert werden.

7 Und zwar: das Deutsche Hygiene-Museum Dresden, die Prothesensammlung Würzburg, das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das Archiv des Schwulen Museums Berlin, die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, das Archiv für Sexualwissenschaften der Humboldt Universität Berlin, die Wellcome Collection London, das Science Museum sowie die Science and Society Picture Library London, das Sex Machines Museum Prag, das Museum of Sex New York, das Deutsche Medizinhistorische Museum Ingolstadt, das Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch Wien, das Technomuseum Mannheim, das Deutsche Museum München, das Institut für Geschichte und Medizin der Universität Greifswald, das Kriminalmuseum Graz, das Museum der Deutschen Gesellschaft für Urologie, das Museum Boerhaave in Leiden, das Universalmuseum Joanneum, das Josephinum Wien, das Didusch Center of Urologic History, das Cleveland Museum of Natural History, das Huntarian Museum Glasgow, die kriminalhistorische Sammlung des Polizeimuseums Dresden sowie verschiedene Einzelpersonen.

8 In den 1960er Jahren gab es bereits verschiedene, mehr oder weniger erfolgreiche Versuche, erektile Dysfunktionen zu therapieren, indem Stäbchen aus Polyäthylen oder Silikon in den Penis verpflanzt wurden. Ebenfalls in den 1970ern wurden Schwellkörperimitationen aus Silikon mit Drähten im Inneren ausgestattet, sodass der dauerhaft semirigide Penis jederzeit in die gewünschte Position gebogen werden kann (vgl. Simmons/Montague 2008, 437f.).

9 Auffällig ist, dass in den medizinischen Fachartikeln immerzu die vaginale Penetration, nie aber die anale erwähnt wird (vgl. z. B. Wilson/Delk 2000, 101). Da es sich – so oder so – um eine vom Penis ausgehende Aktivität handelt, wird hier weiterhin der Begriff der Penetration verwendet. Dass dies jedoch nur eine Frage der Perspektive ist, möchte ich mit Bini Adamczaks Vorschlag zur Einführung des Wortes ‚Circlusion' als Gegenbegriff zu dem der Penetration verdeutlichen: „Beide Worte bezeichnen etwa denselben materiellen Prozess. Aber aus entgegengesetzter Perspektive. Penetration bedeutet einführen oder reinstecken. Circlusion bedeutet umschließen oder überstülpen. […] Damit ist aber auch das Verhältnis von Aktivität und Passivität verkehrt [und es] ermöglicht uns, über manchen Sex anders zu sprechen" (Adamczak 2016, Absatz 1 u. 2).

10 Eine ähnliche Logik bedient auch die Wirkung der Medikamente mit dem Arzneistoff Sildenafil, bekannt als Viagra, und die große Nachfrage bestätigt diesen Erwartungsmaßstab.

11 Eine solche wäre dann entweder durch einen Schalter an der Pumpe selbst oder aber über eine Art Fernbedienung auszulösen. Für das Aufladen der Batterie müsste ab und an ein „belt-type recharging device" (ebd.) getragen werden.

12 Ich war am 20.07.2015 für eine Besichtigung des Objekts im Depot des Technischen Museums Wien und habe sowohl mit Ingrid Prucha als auch Anne Biber sprechen können.

13 Ob es sich dabei um menschliches, tierisches oder Kunsthaar handelt, ist nicht klar.

14 Hier wäre ein systematischer Vergleich mit der Studie Langes von 1934 evtl. spannend. Nach dem Lesen der Studie von Soyka-Hundt von 2015 und diversen Internetforen wäre meine Vermutung, dass der Aspekt der Nachkommenszeugung – vielleicht durch veränderte aktuelle reproduktions-technische Möglichkeiten – heutzutage weniger zentral, hingegen der äußerlich-ästhetische Aspekt wichtiger geworden ist.

15 Diesem ersten Patienten war von seiner Frau aus Eifersucht der Penis mit einer Rasierklinge im Schlaf abgeschnitten worden (vgl. Schultheiss et al. 2005, 142).

16 An dieser Stelle möchte ich auf das Paper „The Surgical Rehabilitation of Masculinity in WWI" von Sara Rodrigues verweisen, das sie bei der Konferenz „Masculinity, health and medicine, c. 1750–present" im April 2016 an der University of Strathclyde vorgestellt hat. Leider liegt dazu noch keine Veröffentlichung vor.

17 In Anlehnung an Hirschauers Konzept des „Undoing Gender" (vgl. Hirschauer 1994; 2001).

18 Zugespitzt gefragt: Wo ist der Unterschied zwischen einer Brust, die auf Grund körpereigener Hormone gewachsen ist, einer, die sich auf Grund einer Hormontherapie gebildet hat, einem Silikonimplantat und einem Implantat aus organischem Gewebe?

Quellen

Gyurkovechky, Victor G. Vecki (1889): Pathologie und Therapie der männlichen Impotenz. Wien, Leipzig: Urban u. Schwarzenbeck.

Hirschfeld, Magnus (1930a): Die Verwundeten und Kranken. In: Hirschfeld, Magnus: Sittengeschichte des Weltkrieges, Band 2. Leipzig, Wien: Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co, 43-80.

Hirschfeld, Magnus (1930b): Liebesmittel. Eine Darstellung der geschlechtlichen Reizmittel (Aphrodisiaca). Berlin: Man.

Küttner, Hermann (1917): 1. Abschnitt. Geschlechtsorgane. In: Borchard, August; Schmieden, Victor (Hg.): Lehrbuch der Kriegs-Chirurgie, Kapitel X Geschlechtsorgane und Harnorgane. Leipzig: J. A. Barth.

Lange, Johannes (1934): Die Folgen der Entmannung Erwachsener. An der Hand der Kriegserfahrungen dargestellt. In: Arbeit und Gesundheit. Sozialmedizinische Schriftenreihe aus dem Gebiete des Reichsarbeitsministeriums, Heft 24. Leipzig: G. Thieme.

Posner, C. (1915): Verletzungen der Harn- und Geschlechtsorgane im Kriege. In: Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen (Hg.): Die Behandlung von Kriegsverletzungen und Kriegskrankheiten in den Heimatlazaretten. Erster Teil: Vorträge in Berlin während des Krieges 1915. Jena: Verlag von Gustav Fischer.

Scheuer, O.F. (1929): Mittel und Wege zur Steigerung wie zur Herabsetzung des Geschlechtstriebes. In: Schidrowitz, Leo (Hg): Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung – Sittengeschichte des Intimsten. Wien, Leipzig: Verlag für Kulturforschung.

Literatur

Adamczak, Bini (2016): Come on. Über ein neues Wort, das sich aufdrängt – und unser Sprechen über Sex revolutionieren wird. In: Analyse + Kritik Nr. 614, 15.03.2016. http://www.akweb.de/ak_s/ak614/04.htm (letzter Zugriff am 29.09.2016).

Barad, Karen (2012): Agentieller Realismus. Berlin: Suhrkamp.

Bihr, Simon (2013): Entkrüppelung der Krüppel. In: NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 21(2), 107-141.

Bodiwala, D.; Summerton, D.J.; Terry, T.R. (2007): Testicular Prostheses: Development and Modern Usage. In: The Annals of The Royal College of Surgeons of England 89(4), 349-353. doi: http://dx.doi.org/10.1308/003588407X183463.

Bretan, P. N. (1989): History of the prosthetic treatment of impotence. In: The Urologic Clinics of North America. 16(1), 1-5.

Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 4., durchges. und erw. Aufl., Springer VS.

Eerikäinen, Hannu (2005): Liebe deine Prothese wie dich selbst. In: Das Argument 260, 212-223.

Fineman, Mia (1999): Ecce Homo Prostheticus. In: New German Critique 76, 85-114.

Harrasser, Karin (2009): Passung durch Rückkopplung. Konzepte der Selbstregulierung in der Prothetik des ersten Weltkrieges. In: Fischer, Stefan; Maehle, Erik; Reischuk,

Rüdiger (Hg.): Informatik 2009: Im Fokus das Leben. Proceedings, Bonn (Gesellschaft für Informatik), 788-801.

Harrasser, Karin (2013): Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität. In: Body Politics 1(1), 99-117.

Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zwei-Geschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46/4, 668–692.

Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft 41), 208-235.

Horn, Eva (1998): Die Mobilmachung der Körper. In: Transit: europäische Revue 16, 92-108.

Horn, Eva (2001): Prothesen. Der Mensch im Lichte des Maschinenbaus. In: Keck, Anette; Pethes, Nicolas (Hg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen. Bielefeld: Transcript, 193-211.

Horn, Eva (2002): Maßnahmen und Medien zur Wiederherstellung des versehrten Leibes in der Weimarer Republik. In: Schmidt, Dietmar (Hg.): KörperTopoi. Sagbarkeit – Sichtbarkeit – Wissen. Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, 100-139.

Jurik, Nancy C.; Siemsen, Cynthia (2009): ‚Doing Gender' as Canon or Agenda: A Symposium on West and Zimmerman. In: Gender and Society 23(1), 72-75.

Kienitz, Sabine (1999): Die Kastrierten des Krieges: Körperbilder und Männlichkeitskonstruktionen im und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Volkskunde H. 95, 63-82.

Kienitz, Sabine (2010): Prothesen-Körper. Anmerkungen zu einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde H. 106, 137–162.

Machtens, Stefan; Jonas, Udo (2000): Erektionsphysiologie – Diagnostik und Therapie der erektilen Dyfunktion. In: Schultheiss, Dirk; Rathert, Peter; Jonas, Udo (Hg.): Streiflichter aus der Geschichte der Urologie. Berlin, New York: Springer, 155-168.

Messerschmidt, James W. (2009): ‚Doing Gender': The Impact and Future of a Salient Sociological Concept. In: Gender and Society 23(1), 85-88.

Panchasi, Roxanne (1995): Reconstructions: Prosthetics and the Rehabilitation of the Male Body in World War I France. In: Differences 7(3), 109-140.

Perry, Heather R. (2005): Brave Old World. Recycling der Kriegskrüppel während des Ersten Weltkrieges. In: Orland, Barbara (Hg.): Artifizielle Körper – lebendige Technik: technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive. Zürich: Chronos-Verlag, 147-158.

Preciado, Paul B. (2016): Testo Junkie. Sex, Drogen, Biopolitik in der Ära der Pharmaporno-graphie. Berlin: b_books.

Schultheiss, Dirk (2009): A Brief History of Urinary Incontinence and its Treatment. In: Incontinence. Paris: Health Publications Ltd, 19-34. http://www.ics.org/publications/ici_3/v1.pdf/historique.pdf (letzter Zugriff am 29.09.2016).

Schultheiss, Dirk; Gabouev, Alexander; Jonas, Udo (2005): Nikolaj A. Bogoraz (1874–1952): Pioneer of Phalloplasty and Penile Implant Surgery. In: The Journal of Sexual Medicine 2, 139-146.

Serlin, David (2002): Engineering Masculinity: Veterans and Prosthetics After World War Two. In: Ott, Katherine; Serlin, David; Mihm, Stephen (Hg.): Artificial Parts, Practical Lives: Modern Histories of Prosthetics. New York: NYU Press, 45-74.

Simmons, M.; Montague, D.K. (2008): Penile Prosthesis Implantation: Past, Present and Future. In: International Journal of Impotence Research. 20(5), 437-444.

Soyka-Hundt, Benjamin (2015): Hodenprothesen bei Patienten mit Hodenkrebs. Eine retrospektive Analyse des Prothesenwunsches und eine systematische Evaluation der Zufriedenheit der Implantatträger mit der Prothese, Dissertation. http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000100573 (letzter Zugriff am 29.09.2016).

Van Oost, Ellen (2003): Materialized Gender: How Shavers Configure the Users ‚Femininity and Masculinity. In: Oudshoorn, Nelly und Trevor Pinch (Hg.), How Users Matter: The Co-Construction of Users and Technology, Cambridge;London: MIT, 193–208.

West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender and Society 1(2), 125–151.

West, Candace; Zimmermann, Don H. (2009): Accounting for Doing Gender. In: Gender and Society 23/1, 12–22.

Wilson, S.K.; Delk, J.R. (2000): Historical Advances in Penile Prostheses. In: International Journal of Impotence Research 12(4), 101-104.

Mai Lin Tjoa-Bonatz[1]

Das geteilte Haus.

Geschlechtergetrenntes Wohnen in kolonialzeitlichen Städten Südostasiens

Einleitung

[1] Baupläne des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigen in den britischen Kolonialstadtgründungen Penang (Malaysia) und Singapur, dass genderdifferenzierte Raumkonzepte das innerstädtische Wohnen geprägt haben. In diesem Artikel werden die Formen des Wohnens sowie der Wandel der Raum- und Stadtstrukturen dieser kolonialstädtischen Gesellschaften Südostasiens beschrieben, die zur Herausbildung dieser binären Raumstrukturen geführt haben. Gesellschaftspolitische Fragestellungen können somit am konkreten Anschauungsobjekt – dem Haus und seinem räumlichen Umfeld – verhandelt und gendergetrennte Raumstrukturen konkretisiert werden. Die vorliegende Untersuchung ist der architekturbezogenen Hausforschung verpflichtet und soll unter Zuhilfenahme von architektonischen Entwurfsplänen sozial-historische Fragen beantworten. Das Quellenmaterial eröffnet neue Untersuchungsmöglichkeiten zur historischen Beziehung zwischen Raumstrukturen und Geschlechterverhältnissen im kolonialzeitlichen Südostasien. Diese objektorientierte Herangehensweise reflektiert einen Entwicklungstrend, der sich im allgemeinen Diskurs der Genderforschung abzeichnet: Am konkreten Untersuchungsobjekt der materiellen Kultur können die Kulturwissenschaften in einer interdisziplinären Zusammenschau geschlechtertheoretische und -historische Verallgemeinerungen differenzieren.

[2] Die Konzentration auf zwei regionale Fallbeispiele kann der extremen Heterogenität der Kolonialgesellschaft nur begrenzt Rechnung tragen, aber trotzdem einer Generalisierung von Annahmen über das Verhältnis von Gender und Raum entgegenwirken. Selbst in den beiden ausgewählten britischen Stadtgründungen existierten verschiedene Siedlungsmuster, Wohnvorstellungen und Raumkonzepte nebeneinander, die das Leben in einer multi-ethnischen Migrant_innengesellschaft charakterisierten. Unterschiedliche sozioökonomische Rahmenbedingungen und kulturelle Prägungen ergaben ein

sehr differenziertes Bild der Geschlechterrollen. Neben den gesamtgesellschaftlichen, sozioökonomischen Veränderungsprozessen, die im Folgenden im Rahmen der Siedlungsgeschichte erläutert werden, verdienen Aspekte wie die Lebensbedingungen von Chines_innen im häuslichen Bereich, Familienformen, Geschlechterbeziehungen und Haushaltsstrukturen sowie vorbildprägende Wohnformen der Oberschichten in einer britischen Kolonialgesellschaft für meine Fragestellung besondere Aufmerksamkeit. Der Wandel der Wohnformen und -verhältnisse im Hinblick auf eine geschlechtergetrennte Nutzung wird am Beispiel des innerstädtischen Wohn- und Gewerbehauses, dem *Shophouse*, konkretisiert. Das *Shophouse* hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts von einem teilgewerblich genutzten Stadthaus, das zunächst nach der Grundrissform des chinesischen Hofhauses angelegt war, zu einem Wohnreihenhaus nach Vorbildern viktorianischer Vorstadthäuser in Großbritannien entwickelt und diente schließlich wohlhabenderen, chinesischen Schichten als suburbanes Wohnhaus. Auch heute noch prägt diese Form des Hauses die historischen Innenstädte von Penang und Singapur.

Forschungsstand

[3] Die geschlechtsspezifische Wohnraumdifferenzierung als charakteristisches Merkmal des ländlichen Wohnens in Südostasien wurde zuerst in anthropologischen Studien beschrieben. Lokalstudien zu Indonesien verwiesen z.B. auf eine matrifokale Hausordnung der Minangkabau auf Sumatra oder auf kosmologisch-binäre Vorstellungen, die den Raumkonzepten der Rundhäuser auf den östlichen Sunda-Inseln zugrunde liegen (Ng 1993; Fox 1993; Waterson 2014, Kapitel 8). Geschlechtsdifferenzierende Raumgrenzen haben sich auch mit der Einflussnahme des Islams in der Region durchgesetzt und die Wohnnutzung im ländlichen Pfahlbauhaus Malaysias geprägt. Hier gibt es funktionsräumlich getrennte Männer- und Frauentrakte, die mithilfe unterschiedlich hoher Bodenniveaus gestaffelt werden (Lim 1991, 80-87). Seit Ende der 1990er Jahre nahm auch das Interesse an geschlechtsbewusster Forschung zum städtischen Raum zu. Stadtgeograph_innen und Soziolog_innen untersuchten das Geschlechterverhältnis im öffentlichen Wohnungsbau von Singapur (Puah/Yeoh 1997; Yeoh et al. 2002; 2004). Die historische Perspektive fehlte aber bislang. Erste Wohnraumanalysen, die das geschlechtergetrennte Wohnen im kolonialstädtischen Kontext Südostasiens als Kategorie zur Festlegung von Raumgrenzen einführten, wurden von der Autorin vorgelegt (Tjoa-Bonatz 2001; 2003a, 108-111). Die zahlreichen Bildbände zur Wohnwelt der Oberschichten in Malaysia oder Singapur illustrieren

zwar die Raumnutzung und -ausstattung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, beleuchten aber nur einen kleinen Ausschnitt der Frauenwirklichkeit dieser Zeit (Edwards 1990; Lee 2015). Diese architekturgeschichtlichen und eher deskriptiven Bildbände veranschaulichen zwar die durch die gesellschaftlichen Eliten geprägten Wohnleitbilder der Zeit. Diese sind aber nicht repräsentativ für das städtische Alltagsleben. Die Wohnwelt der Mehrheit der asiatischen Bevölkerung blieb damit bislang unberücksichtigt.

[4] Das kolonialzeitliche Wohnen von Asiatinnen in dieser Region ist immer noch wenig erforscht. Die Sozialgeschichte fokussierte im Sinne einer „Geschichte von unten" die Alltagswelt sozialer Randgruppen und Unterschichten, wobei deren Wohnbedingungen noch weitgehend unerforscht blieben. Lim Joo Hock (1952) leistete die erste Quellenarbeit zu chinesischen Migrantinnen in den britischen Kolonien Südostasiens. Ergänzend richteten andere Historiker_innen ihr Augenmerk auf chinesische Arbeiterinnen und die Lebensbedingungen der Sexarbeiterinnen (Lai 1986; Warren 1990; 2008). Ebenso wurden die Beschreibungen von europäischen oder amerikanischen Reiseschriftstellerinnen als wichtige historische Schriftquelle zum Alltagsleben in der Kolonialgesellschaft erkannt (Morgan 1996). Verschriftliche Geschichtszeugnisse aus der Perspektive der asiatischen Bevölkerungsmehrheit sind in der traditionell schriftlosen Kultur Südostasiens aber eine Seltenheit. Nachkriegszeitliche Autobiographien von Chinesinnen, die zunehmend selbstbewusster über ihre Vergangenheit erzählen, bieten einen hohen Informationsgehalt zum häuslichen Leben (Ho 1980; Chang 1981; Lim 1994). Hinzu kommt chinesische Literatur, die in den britischen Kolonien Südostasiens verbreitet war: Sitten- und Anstandsbücher, die – wenn auch idealisierte, doch prägende – Familien-, Haushalts- und Rollenbilder für diese Migrant_innengruppe bereit stellten.

[5] Das lange Schweigen zum Beziehungsgefüge der Geschlechter im Wohnkontext mag zum einen an der schwierigen Quellenlage liegen. Zum anderen erschweren die archivalischen Umstände die Zugänglichkeit.[2] Die frühsten kolonialzeitlichen Baupläne von Wohnhäusern in Penang und Singapur stammen aus der Zeit kurz vor 1900, was meinen Untersuchungsrahmen für diese Studie (bis 1945) vorgibt. Historische Massenquellen wie Zensusberichte der Kolonialverwaltung und kleinmaßstäbliches Kartenmaterial sind nur eingeschränkt vorhanden. Ein Kataster ist nicht zugänglich. Kontinuierliche Bevölkerungserhebungen gibt es erst seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Viertelbezogene Mikrodaten mussten für meine Forschungen erst mühsam

aus der kolonialen Berichterstattung herausgelesen werden. Mitunter enthielten auch unregelmäßig erschienene Telefonbücher, Gesundheitsberichte, Testamente u.a. raumbezogene Informationen zum wohnhausbezogenen Leben von Frauen. Die Perspektive auf die Einheimischen ist allerdings im kolonialen Schrifttum oftmals von rassistischen Ideologien und einer männerdominierten Verwaltung verbrämt, sodass diese Zeugnisse für meine Arbeiten hierzu quellenkritisch gelesen wurden. Auch wenn diese Planvorlagen eine zeitlich begrenzte Quelleninformation bieten, sind sie im Zusammenhang mit anderen Schriftquellen symptomatisch für eine Zeit, in der Genderkriterien für Raumordnungen in der Entwurfspraxis nachzuweisen sind.

Frauen haben ‚Seltenheitswert' in der Kolonialgesellschaft

[6] 1786 wurde Penang auf der gleichnamigen Insel an der nördlichen Straße von Malakka als britische Handelsstadt gegründet. 1822 folgte Singapur als zweiter Stützpunkt der Briten in Südostasien. Beide Städte wurden bis zum Zweiten Weltkrieg mit Malakka verwaltungstechnisch zu den *Straits Settlements* zusammengefasst. Ihre Geschichte ist daher eng verwoben.

[7] Die von Männern dominierte Migrant_innengesellschaft bestand aus Zugezogenen aus Indien und China, zudem Malai_innen und anderen Gruppen des gesamten Inselarchipels. Die Chines_innen, auch wenn diese wiederum in verschiedene Sprachgruppen unterteilt waren, bildeten seit dem 19. Jahrhundert die Bevölkerungsmehrheit in den britischen Kolonialstädten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lassen sich Penang und Singapur als ‚chinesische Städte' beschreiben, d.h. Chines_innen stellten ein gutes Drittel der städtischen Einwohner_innenschaft. Der Frauenanteil in den jeweiligen ethnischen Gruppen ist allerdings unterschiedlich. 1805 heißt es, dass überhaupt keine Chinesinnen in Penang anzutreffen wären.[3] 30 Jahre später kamen unter der chinesischen und indischen Bevölkerung 5,5 Männer auf eine Frau, während das Verhältnis unter den Malai_innen etwa paritätisch war (Low 1972, 126). Im ländlichen Umkreis von Penang, der Provinz Wellesley, blieb das Geschlechterverhältnis unter den Chines_innen extrem ungleich: 1851 kamen 4,5 Chinesen auf eine Chinesin. Unter den Inder_innen war das Geschlechterverhältnis im Vergleich ausgewogener: drei Inder auf eine Inderin (Saw 1970, S. 132, Tabelle 3). Noch bis 1871 ist das Geschlechterverhältnis aller-

dings unausgewogen: 3.527 Inder gegenüber 984 Inderinnen, 11.407 Chinesen gegenüber 3.357 Chinesinnen (Fujimoto 1989, 195). 1881 betrug der Frauenanteil in Penang nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung (Tabelle 1).

Tabelle 1: Frauen- und Männeranteil im städtischen Penang, 1881-1931

Jahr	Frauen	Männer	Gesamt
1881	13.539	31.026	44.565
1901	30.855	64.441	95.296
1911	36.458	64.724	101.182
1921	47.002	76.067	123.069
1931	60.358	89.050	149.408

Quelle: Tjoa-Bonatz 2003a, Tabelle 6

[8] Das ungleiche Geschlechterverhältnis erklärt sich durch den massenhaften Zustrom von Männern in die Kolonien. Sie waren *sojourner*, Wanderarbeiter auf Zeit, die enge familiäre Bindungen zu ihrem Ursprungsland aufrechterhielten (Crissman 1967, 187). Die jungen Arbeiter waren entweder unverheiratet, oder die Verheirateten unter ihnen ließen ihre Familien zurück und sandten Unterhaltszahlungen in ihr Heimatland (Vaughan 1971, 6; Lai 1986, 14). Nur wohlhabende Chinesen holten ihre Ehefrauen nach oder fuhren nach China, um sich dort zu vermählen. Gleichzeitig war es chinesischen Frauen lange Zeit verboten, selbstständig auszuwandern. In der Folge waren gefestigte Familienverbände anfangs selten, kennzeichneten die Oberschichtenhaushalte und verwiesen auf soziales Prestige. Schließlich begründete der ‚Seltenheitswert' der Frau in der Kolonialgesellschaft ihren hohen Status.

[9] Weitere Verwandtschafts- und Familienverhältnisse entstanden durch die Heirat von Eingewanderten und lokalen Frauen, was in der Folge zu einer Vermischung der unterschiedlichen ethnisch-kulturellen Hintergründe der Ehepartner_innen führte. Die kulturelle Gruppe, die aus Mischehen von Malaiinnen und Chinesen hervorgegangen ist, wird als *Baba-Nonya* oder lokal Gebürtige in den *Straits Settlements,* kurz *Straits Chinese*, bezeichnet. Sie pflegten eine spezifische Mischsprache und Küche, zeichneten sich durch eine chinesisch beeinflusste materielle Kultur aus, die auch europäische und malaiische Elemente aufnahm (Tan 1993; Khoo 1996). Der Familienzusammenhalt dieser Gruppe war durch ein mutterrechtliches Prinzip geprägt, das sie

von den traditionell patriarchalisch orientierten, chinesischen Familien unterschied. Unter den *Baba-Nonya*-Familien war die Erbfolge matrilokal bestimmt, die Frau konnte Eigentümerin des Hauses sein und der im Haus aufgestellte Ahnenaltar war der Familienältesten gewidmet (Lee/Chen 1998, Abb. Seite 56, 58, 67).

Gesteuerte Familien- und Einwanderungspolitik

[10] Mit der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzenden Urbanisierungs- und Industrialisierungsphase in den britischen Kolonien Penang und Singapur setzte ein tiefgreifender sozioökonomischer Wandel ein. So führte in den 1880er Jahren die Kolonialregierung erstmals eine Familienpolitik ein. Infolgedessen immigrierten auch mehr Frauen in die britischen Kolonien. Die meisten Einwanderinnen stammten aus agrarisch geprägten Regionen, insbesondere aus der Kwangtung- oder Fukkien-Region Chinas. Viele der kantonesischen Frauen hingegen kamen aus dem städtischen Milieu und verdingten sich wie die Teochew-Chinesinnen als Sexarbeiterinnen (Lo 1900, 210). Hainanesischen Frauen war es noch bis 1924 verboten auszuwandern, wodurch ein besonders unausgewogenes Geschlechterverhältnis unter der hainanesischen Dialektgruppe entstand: Auf sieben Hainanesen kam eine hainanesische Frau (Lai 1986, 25).

[11] Ziel der Bevölkerungs- und Familienpolitik der Kolonialverwaltung war es zum einen, die Kolonialwirtschaft mit billigem Arbeitspotential zu versorgen. Frauen wurden konsequent schlechter bezahlt als Männer, auch wenn sie in körperlich herausfordernden Berufen arbeiteten. 1931 betrug der Tageslohn der Frauen zwischen 27 und 32 Cent gegenüber 35 bis 40 Cent bei den Männern (Annual Report 1932, 51). Zum anderen widmete sich die Frauenpolitik der natürlichen Reproduktion, um den Bestand an Arbeiter_innenfamilien zu festigen. Diese gesamtwirtschaftlichen Zielsetzungen wurden an erzieherische, protestantische Moralvorstellungen geknüpft, die die Verhäuslichung der Asiat_innen zum Ziel hatte. An die Stelle der weit verbreiteten Sexarbeit und des Opium-Rauchens, welche die Freizeit der alleinstehenden Arbeiter bestimmten, sollten gefestigte Familienbindungen treten. Demgegenüber galten den Kolonialherren die Chinesinnen als fügsam, da sie in patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen aufwuchsen. Dieses Denken entsprach in gleicher Weise der männerorientierten viktorianischen Gesellschaft im Mutterland. Die Auffassung, dass Frauen eine wichtige Rolle in den Kolonien spielten, um moralische Tugendideale aufrechtzuerhalten, wird in englischen

Frauenromanen zu Penang um die Jahrhundertwende weiterverbreitet (Doran 1998, 56).

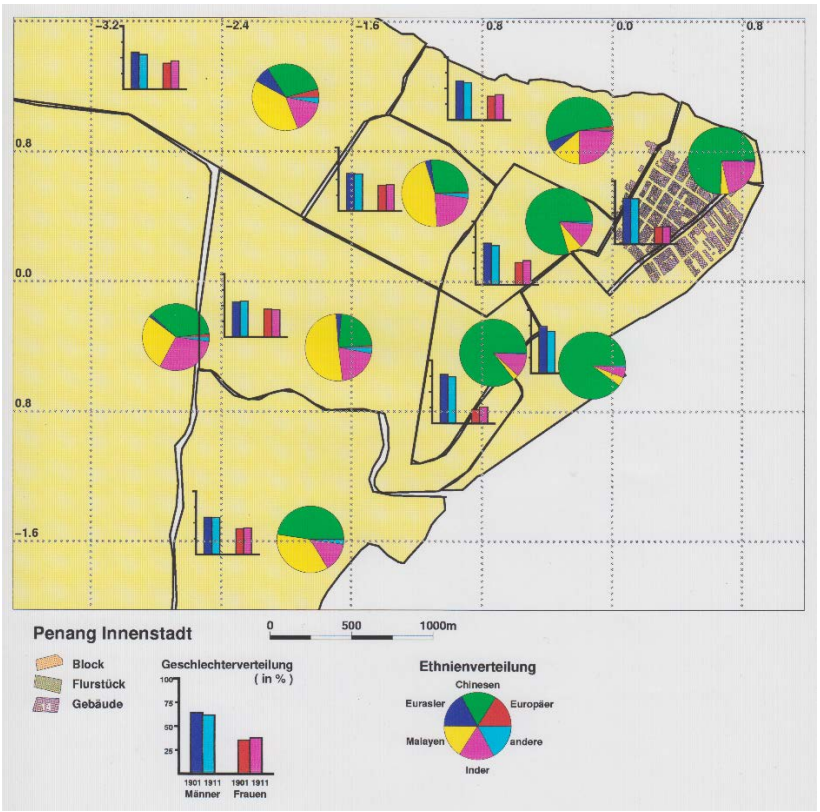
[12] Durch die Familienpolitik, die Familiengründungen zwecks Bevölkerungswachstums vorantrieb, wurde die Sesshaftwerdung der immigrierten Gruppen unterstützt. Die lokal Gebürtigen, die *Straits-born*, wurden von der Kolonialregierung bevorzugt behandelt. Sie erhielten die britische Staatsbürgerschaft, da sie den Kolonialisten als loyale und nach den westlichen Normen erzogene Staatsdiener_innen galten. Der Gedanke der natürlichen Reproduktion wurde also nicht nur ökonomisch instrumentalisiert, sondern die Biologie der Frau wurde neben ökonomischen Gründen auch aus volkserzieherischen Aspekten kontrolliert. Sie waren die Garantinnen für eine gesamtgesellschaftliche Stabilisierung. Die pragmatische Kolonialpolitik, die damit gleichzeitig die individuellen Rechte der Frauen missachtete, wird an folgendem Zitat eines Verwaltungsbeamten deutlich:

> [13] „The steady increase in the figures for female immigration for the last ten years should be a source of much satisfaction to the Government. A large proportion of the women are respectable and come to stay, and we have developed an ever-growing, permanent, law-abiding, Straits-born population, who are proud of being British subjects, give their children a liberal English education and are rapidly consolidating themselves into a distinctive loyal subject race, of whose abilities and behaviour our government may well be proud."[4]

[14] Die Politik der Kolonialbehörde leitete eine Einwanderungswelle von Frauen ein, was eine entscheidende Veränderung in der Geschlechterverteilung bewirkte und letztlich auch die Haushaltsstrukturen der Einheimischen entscheidend veränderte (Tabelle 1). Zwischen 1878 und 1901 kamen jährlich 6.382 Frauen in die *Straits Settlements* (Lim 1952, Appendix III). Von den insgesamt 281.933 Frauen, die 1901 gezählt wurden, waren 15% unter 15 Jahren (Keasburry 1907, 24). Die vermehrten Familiengründungen und gefestigten Familienverbände sorgten letztlich in den 1920er und 1930er Jahren für eine bemerkenswerte Verschiebung des demographischen Ungleichgewichts. Das Geschlechterverhältnis war in diesen Jahrzehnten zumindest weniger unausgewogen als noch im 19. Jahrhundert, wenngleich der allgemeine Anstieg der Frauen nicht mit einer gesamtstädtisch gefestigten Familienstruktur gleichgesetzt werden darf. Das Zahlenverhältnis der Geschlechter war nicht nur innerhalb der ethnischen Gruppen, sondern auch innerhalb der sozioökonomischen Schichten immer noch sehr unterschiedlich, was der Vergleich der Stadtbezirke in den beiden Zensusjahren 1901 und 1911 zeigt (Abb. 1). Das Männerübergewicht war in chinesisch geprägten Gewerbegebieten der Innenstadt (Bezirk I), dem Hafen (Bezirk II) und im Südviertel

(Bezirk VII) am stärksten ausgeprägt. Ein weniger unausgewogenes Geschlechterverhältnis findet sich in den Stadtrandbezirken, in denen die Wohngebiete der Europäer_innen bzw. der bereits länger ansässigen Bevölkerungsgruppen der Hokkien[5]-stämmigen Chines_innen (Bezirk IX) und Mischethnien lagen (Bezirke III, VIII). Indisch-malaiische Familien wohnten in den westlichen Stadtbezirken (Bezirke IV, VI), die sich ebenfalls durch ein angleichendes Geschlechterverhältnis auszeichneten. Diese Viertelbewohner_innen gehörten der Mittelschicht an, deren Haushaltsvorsteher als Beamte und Händler beschäftigt waren. Sie lebten in direkter Nachbarschaft zu anderen muslimischen Gruppen aus Südostasien. Weiterhin zogen zwischen 1901 und 1911 mehr Familien der mittleren chinesischen Einkommensschichten in das westliche Gewerbezentrum (Bezirk V) und südliche Wohnviertel (Bezirke VII), was auch eine Erhöhung des weiblichen Bevölkerungsanteils bedeutete. Die Familienstrukturen markierten demnach auch ein soziales Gefälle. Gefestigte Familienverbände gab es eher in den etablierten mittleren und oberen Einkommensschichten, die am Stadtrand wohnten. In der Stadtmitte hingegen lebten die alleinstehenden, chinesischen oder indischen Arbeiter_innen der Unterschichten in Massenunterkünften.

Abb. 1: Geschlechterverhältnis und Ethnienverteilung in den Innenstadtbezirken von Penang im Vergleich der Zensusjahre 1901 und 1911



Quelle: Technische Universität Darmstadt

[15] Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass zwei Gruppen von Frauen in die britischen Kolonien kamen. Zur ersten Gruppe zählten die Verwandten und Ehefrauen, die aus freiem Antrieb immigrierten. Ebenso hierzu gehörten alleinstehende Witwen oder Unverheiratete, die infolge der Wirtschaftskrise in China in den 1920er und 1930er Jahren Arbeit in den Kolonien suchten. Unter die zweite Gruppe fallen die in China von ihren Familien verkauften Töchter (*mui tsai*), die den reicheren chinesischen Haushalten sozusagen als ‚persönliches Gut' zu häuslichen Diensten übereignet wurden. Minderjährige bildeten den größten Teil der Einwanderinnen (Lai 1986, 27-44).

[16] Im Jahr 1896 wurde der Missbrauch der Arbeit von minderjährigen Frauen erstmals eingeschränkt; im Jahr 1920 wurden alle Bordelle geschlossen. Aber erst 1932 trat ein generelles Einwanderungsverbot für Minderjährige in Kraft. Ein Jahr später wurden Gehaltszahlungen und Arbeitsbedingungen auch für Frauen festgeschrieben. Trotz dieser gesetzlichen Maßnahmen, die den Missbrauch von weiblicher Arbeit zu begrenzen suchten, schränkte die fehlende Schulbildung die Entfaltungsmöglichkeiten der Frauen stark ein. Die meisten Migrantinnen arbeiteten in Berufszweigen mit geringer Grundqualifikation, z.B. als Haushaltsgehilfinnen, in den Zinnminen oder Plantagen; alternativ wurden sie in der Baubranche für Zement-, Flecht- oder Erdarbeiten eingesetzt (Lai Ah Eng 1986, Kapitel III-VI; Warren 1990; Tjoa-Bonatz 2003a, Tabelle 16). Außer in einigen wenigen Missionarsschulen war den Mädchen der Schulzugang verwehrt, wodurch in den Oberschichten Hauslehrer_innen die Ausbildung übernahmen. *Baba-Nonya* gründeten zu Beginn des 20. Jahrhunderts Privatschulen für Mädchen, die ebenso wie die Missionarsschulen vorrangig Hauswirtschaft unterrichteten.[6] So ist das vernichtende Urteil eines Kolonialbeamten über die unwissenden, vorurteilbehafteten und abergläubischen Chinesinnen nicht nur als chauvinistische Äußerung zu verstehen, sondern war die Folge eines geschlechterungleichen Erziehungswesens, das bereits in anderen britischen Kolonialstädten Asiens, z.B. in Hong Kong, als Schlüssel für die Ungleichbehandlung der weiblichen und männlichen Migrant_innen herausgearbeitet wurde (Hayes 1994, 63-64). Chinesischen Müttern spricht der nachfolgend zitierte Verwaltungsbeamte jegliche Fähigkeit ab, eine angemessene Erziehung bieten zu können – gemessen ist dies allerdings am westlichen Bildungsideal der Aufklärung und bezieht sich bezeichnenderweise nur auf die Jungen:

> [17] „There is no more absolutely ignorant, prejudiced, and superstitious class of women people in the world than the Straits-born Chinese women. It is about hopeless to expect to be able really satisfactorly to educate the boys while their mothers remain stumbling-blocks to real enlightment." (Keasburry 1907, 23-24)

Die Stellung von Frauen in der chinesischen Familie

[18] Der chinesischen Familie wurde traditionell der Vater als Haushaltsvorstand und Versorger der Familie übergeordnet. Die Familienhierarchie staffelte sich nach der patrilinearen Generationenabfolge. Hiernach bestanden die vier Tugenden der chinesischen Frau in angemessenem Benehmen, Reden, Auftreten und ihren Taten, was von manchen Autor_innen als Haushaltspflichten interpretiert wird (Lai Ah Eng 1986, 20). Der ‚rechtmäßige' Platz im Haus wurde ihr in der Rolle als Tochter, Ehefrau oder Mutter zugeschrieben und sie damit zum Gehorsam zunächst dem Vater, sowie später dem Ehemann und schließlich dem Sohn gegenüber verpflichtet (Chia 1984, 176). Diese Vorstellungen wurden in chinesischen Sittenbüchern und Benimmregeln festgeschrieben, etwa im ersten Band des bebilderten „Maxims of Home Management" von Zuh Bo Lu, das als ‚Classic for Girls' in den *Straits Settlements* bekannt war. Das im 17. Jahrhundert in China verfasste Buch Zuh Bo Lus überliefert nicht nur das allgemeine Brauchtum des häuslichen Zusammenlebens, sondern gibt den Frauen auch konkrete Hauswirtschaftsregeln an die Hand (Lee Siow Mong 1995, 70-88). Hiernach wurde die Rolle der Frau durch ihre reproduktiven Aufgaben und durch ihre häuslichen Tätigkeiten definiert (Gwee 1985, Kapitel 5). Die Haushaltsführung oblag der ältesten Frau, nach deren Ableben die erste Frau des ältesten Sohnes nachfolgte. Sie verwaltete das Haushaltseinkommen, während der Mann nur eine Art ‚Taschengeld' erhielt. Nach dem Ableben der dominierenden Schwiegermutter und der vollbrachten Kindererziehung erlangte die Frau erst in ihrem mittleren Lebensalter mehr persönliche Freiheiten.

[19] Das Ideal kinderreicher, großer Familien bot die Basis für die Aufrechterhaltung des Produktionssystems, was auch durch ein multigenerationales Zusammenleben von mindestens fünf Generationen unter einem Dach angestrebt wurde. Die Gemeinschaftsorientierung und damit verbunden das dichte räumliche Beieinander waren Kennzeichen der *Shophouse*-Haushalte. Das Zusammenleben in der Gemeinschaft musste durch ein hohes Maß an gegenseitiger sozialer und emotionaler Kontrolle geregelt werden. Nach der konfuzianischen Familienethik, die auch in den chinesischen Migrant_innenfamilien galt, wurde die Familie als Mikrokosmos der Welt betrachtet (Chia 1984). Die sechs Regeln des Konfuzianismus, die seit 1662 als Staatsideologie im chinesischen Reich verbreitet waren, bezogen sich u.a. auf das häusliche Leben und forderten Respekt gegenüber den Eltern und Älteren, Fürsorge für die Kinder oder Nachbarschaftshilfe. Das Streben nach Harmonie und Einklang sollte das Zusammenleben leiten.

[20] Das Haus war ein wichtiger Sozialisierungsbereich für die Frauen. Das Hausinnere bot ihnen Schutz und Geborgenheit in der männerdominierten Außenwelt. Der hohe gesellschaftliche Wert, der den Frauen, insbesondere den heiratsfähigen Mädchen, beigemessen wurde, begründete das Konzept der geschlechtlichen Abschottung. Unverheirateten *Baba*-Mädchen ‚aus gutem Hause' war es nur zu Feierlichkeiten erlaubt, das Haus zu verlassen. Ein unter Hokkien-stämmigen Chines_innen verbreiteter Spruch bezieht sich direkt auf das Leben im *Shophouse* und gibt folgende Verhaltensregel: „Bad tangerines are displayed at the shop-front, good ones are kept inside" (Khoo 1996, 122). Guterzogene Mädchen sollten sich im Hausinneren aufhalten. Sie wurden in Handarbeiten und Hauswirtschaftstätigkeiten eingewiesen und mit der Vollendung des 14. oder 15. Lebensjahres vollwertiger Teil der Frauengemeinschaft.

[21] Es darf aber nicht der Eindruck erweckt werden, dass die Frauen in ihren Häusern eingeschlossen waren. Traditionell hatten Frauen einen hohen Status in Südostasien inne und spielten eine wichtige Rolle im Handel, Agrarwesen und anderen Wirtschaftsbereichen. Sie waren Verkäuferinnen auf den Märkten, boten Ware an, waren in Handelsgeschäften involviert oder monopolisierten einzelne Gewerke wie das Textil- oder Keramikhandwerk. Frauen in Südostasien bewegten sich in dieser Hinsicht ungezwungen und ohne männliche Obhut im öffentlichen Raum, wie auch von westlichen Reisenden in Penang berichtet und illustriert wird (Keasburry 1907, 23). In Singapur hingegen waren die Sitten einzelner konservativer Oberschichtenfamilien strenger, sogar das Binden der Füße, das die Mobilität der Frauen stark einschränkte, wurde hier noch praktiziert. In China entsprachen deformierte, kleine Füße einem Schönheitsideal und waren Statusmarker. In ärmeren Familien war zugleich die soziale und ökonomische Unabhängigkeit der Frauen größer, da viele mit Heimarbeiten oder anderen außerhäuslichen Erwerbstätigkeiten einen Teil des Haushaltseinkommens bestritten.

Geschlechtertrennung in freistehenden Häusern der Oberschichten

[22] Westliche, vorrangig britische Architekten haben seit den 1880er Jahren nachhaltig die vormals anonyme Baupraxis, insbesondere die Fassaden- und Innenraumgestaltung des Wohnungsbaus in den Kolonien geprägt, indem sie die Leitbilder des Heimatlandes übertragen haben (Lim 1990, 2015; Tjoa-Bonatz 2003a, Kapitel 4.3). Die Vorbildfunktion westlicher Architektur hält bis

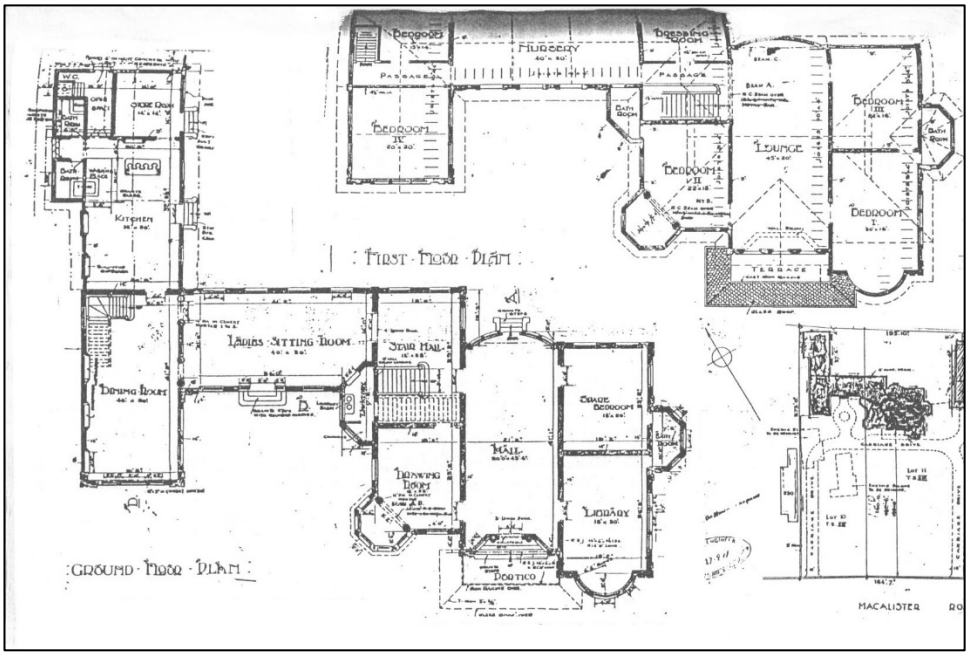
zum Ende der kolonialen Zeit der 1950er Jahre an, wenngleich es auch unter den *Straits* Chines_innen Kritik an der kolonialen Stadtplanung, der Hygienebewegung oder dem westlichen als „bizarre and grotesque“ empfundenen Baustil gab (Holden 2001, 214; Yeoh 2003). Aus dem viktorianischen England kamen feministische Ideen, die für Frauen eigene Entfaltungsmöglichkeiten in genderhomogenen Räumen einforderten und letztlich mit dem 1929 erschienenen Buch von Virginia Woolf „A Room of One's Own“ eine programmatische Formulierung erhielten. In der Frauenbewegung in England im frühen 20. Jahrhundert spielte die Diskussion um Autonomie, Emanzipation und fraueneigene Räume innerhalb des Hauses eine Rolle. Die Zusammenhänge des hierarchischen Geschlechterverhältnisses und der Strukturierung des Raumes wurden in Penang bereits um 1898/1900 in Frauenromanen thematisiert und etwa zeitgleich architektonisch umgesetzt (Doran 1998, 57).

[23] Vergeschlechtlichte Räume wurden kurz vor der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert in einigen Funktionsbauten in Penang eingeführt, die vorrangig von der Kolonialgesellschaft genutzt wurden. So baute etwa die Mädchenschule für die amerikanische Methodisten-Mission 1899 ein symmetrisch gegliedertes, eingeschossiges Gebäude (Lim 1990, Bd. 4, Abb. 59-T). Hier ist der *Ladies Room* auf der linken Gebäudeseite dem Club-Raum mit Bar auf der anderen gegenübergestellt. Beide besitzen pentagonale Erker, was eine architektonische Betonung dieser Räume unterstreicht. Jedoch ist der Frauenraum mit einem eigenen Zugang von der Frontseite architektonisch herausgehoben. Die vordere Veranda und ein dahinter befindlicher Aufenthaltsraum (*Dressing Room*) dienen als zentral gelegene Verbindungsbereiche, die die anderen Raumkompartimente verklammern. Zwölf Jahre später wird ein Frauenraum im „New Hollandale“ Clubhaus, einem semi-öffentlichen Gebäude in Penang ausgewiesen (Lim 1990, Bd. 5, Abb. 80-E). In diesem einstöckigen Clubhaus ist der Frauenraum zwar verhältnismäßig klein, liegt aber an der vorderen Veranda mit Zutritt zum großen Ballsaal und besitzt zwei exklusiv zu nutzende, kleinere Räumen, vermutlich Waschräume oder Toiletten. Beide Entwurfszeichnungen stammen von europäischen Architekten mit Sitz in Singapur: die erste von R. A. J. Bidwell und die zweite vom Büro Williams, Draper & Staedman.

[24] Ähnliche viktorianische Wohnvorstellungen, die im vorstädtischen Wohnhaus Abgeschiedenheit und Privatheit mit einer klaren Nutzungstrennung anstrebten, wurden zunächst in den Villen der chinesischen Oberschichten eingeführt. Im Zuge der Differenzierung und Separierung von Wohnbereichen, die sich mit dem westlichen Einfluss und steigendem Raumbedarf für reichere

Haushalte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in asiatischen Haushalten abzeichneten, bildete die Kategorie „Geschlecht“ eine weitere Dimension zur Festlegung von Raumgrenzen. Die Idee der Geschlechtertrennung setzte der chinesische Architekt Chew Eng Eam in einer Entwurfszeichnung für eine zweistöckige Villa aus dem Jahr 1918, lokal Bungalow genannt, im vorstädtischen Penang für eine reiche Hokkien-chinesische Familie um (Abb. 2).

Abb. 2: Die Villa mit L-förmigen Grundriss wurde 1918 vom chinesischen Architekten Chew Eng Eam für eine chinesische Familie in Penang entworfen. Das Erdgeschoss nimmt den Frauentrakt auf, der einen eigenen Zugang besitzt und den Durchgangsbereich zum Esszimmer, der Küche und den Nassbereichen bildet



Quelle: The Heritage Department of the Municipal Council of Penang Island

[25] Er gehörte zur ersten einheimischen Architektengeneration, der seine Ausbildung noch in britischen Architekturbüros absolviert hatte und das Bauen in Singapur und Penang in den 1920er und 1930er Jahren prägte (Tjoa-Bonatz 2003a, 156). Das Haupthaus der Villa mit überdachtem Portikus und geschwungener Fassadenfront ist mit klassizistischen Architekturelementen im eklektischen Stil gestaltet. Es nimmt die Repräsentationsbereiche des Hauses auf: die Eingangshalle, Bibliothek, einen Schlafraum und *Drawing Room*, der wohl einen Rückzugsort für die Männergesellschaft darstellt. Daran schließt sich links ein L-förmiger Raumteil an, der verbunden durch ein großes Treppenhaus das Frauenwohnzimmer aufnimmt. Es dient als Durchgangsraum und gewährt den Zugang zum Esszimmer, den dahinter angrenzenden

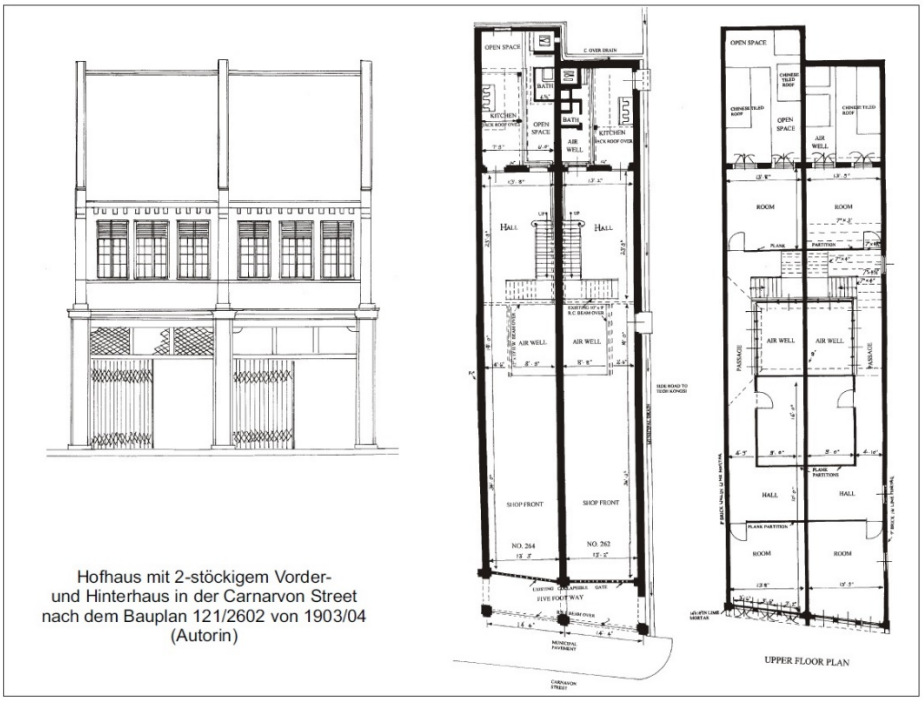
Nassbereichen und zur Küche im rückwärtigen Hausteil. Der explizit ausgewiesene Aufenthaltsraum für Frauen erreicht ungefähr die gleiche Raumgröße der Eingangshalle, die ich daher als hierzu paritätischen Männerbereich interpretiere. Von der Frontseite kann der Frauenraum direkt über mehrere Treppenstufen betreten werden, während hinten vier Fenster den Ausblick in den Außenbereich gewähren. Die Querlüftung ist durch viele Tür- und Fensteröffnungen gewährleistet, was eine angenehme Wohnqualität im tropischen Südostasien bedeutet. Der Waschraum an einer Schmalseite des Frauenraums bietet einen besonderen Wohnkomfort. Andere, spezifisch ausgewiesene Frauenbereiche in ähnlich aufwendig gestalteten Villen von chinesischen Eigentümer_innen entstanden zwischen 1918 und 1926 und kombinieren diese mit dem Esszimmer, der Küche, einem Treppenhaus oder einem Kinderzimmer (Lim 1990, Bd. 5, Abb. 10-Q; 2015, Abb. 126).

[26] Auch freistehende Wohnhäuser für nicht-chinesische Bevölkerungsgruppen zeigen mitunter einen ausgewiesenen Frauentrakt. In einem doppelstöckigen Haus, das für eine muslimisch-indische Familie namens Mydinsah entworfen wurde, hat der Architekt P. W. Taylor im Jahr 1915 ein Wohnzimmer mit Esszimmer und Dachterrasse im rückwärtigen Obergeschoss extra für Frauen bestimmt (Lim 1990, Bd. 5, Abb. 4-C). Es besitzt über Außentreppen einen direkten Zugang zur Küche und den Nassräumen, die im Erdgeschoss liegen. Die auf dem Plan handschriftlich eingefügten Planänderungen in diesem Bereich zeigen aber, dass diese ungewöhnliche Raumanordnung nicht unwidersprochen blieb. Eine andere Grundrissvariante schlägt der malaiische Architekt Omar Bin Gempih mit einem einstöckigen Bungalow im Westen der Innenstadt aus dem Jahr 1931 vor.[7] Der Frauenbereich, beidseitig von jeweils drei Schlafräumen flankiert, bildet das Zentrum des Hauses und ist gleichzeitig Eingangsbereich, Flur und führt als Durchgangszone zu den rückwärtigen, tiefer liegenden Anbauten, die das Esszimmer, Küche und Nasszellen aufnahmen.

Haushaltsstrukturen im *Shophouse*

[27] Die Raumaufteilung und Architekturordnung der freistehenden Häuser waren vorbildgebend für die innerstädtischen Wohnhäuser, die *Shophouses*, die den Großteil der Bevölkerung im kolonialzeitlichen Malaysia und Singapur beherbergten. Zur Straßenseite war der Laden oder Handwerksbetrieb orientiert (Abb. 3). Daran schlossen sich im Erdgeschoss die Wohn-, Ess- und Hauswirtschaftsbereiche an. Am Hinterhof lagen die Küche und Nassbereiche. Das Obergeschoss war für die Schlafräume reserviert.

Abb. 3: Bauplan eines *Shophouses* mit zweistöckigem Vorder- und Hinterhaus in der Innenstadt von Penang von 1903 und 1904 zeigt die Kombination von Gewerbe- und Wohnbereichen. Vorne liegt das Geschäft, hinter dem Lichthof der Wohnbereich mit Küche und Nasszelle am zweiten Innenhof. Das Obergeschoss nimmt die Schlafräume auf



Quelle: The Heritage Department of the Municipal Council of Penang Island

[28] Das *Shophouse* als integrierte Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaft beschrieb die idealtypische Formel des ‚ganzen Hauses' der vorindustriellen Zeit. Die Wohn- und Arbeitsstätte unter einem Dach verschränkten den Lebens- mit dem Arbeitsrhythmus. Die Überschneidung der Nutzungsmöglichkeiten ist typisches Merkmal dieses in ganz Südostasien verbreiteten Stadthauses (Wong/Widodo 2016).

[29] Im 19. und frühen 20. Jahrhundert lebten Großfamilien meist in einem Mehr-Generationen-Haushalt zusammen (Tjoa-Bonatz 1997; 2003a; 2003b). Familien- oder Klanbanden bedingten den Zusammenhalt und bestimmten das häusliche Alltagsleben. Der Bezug auf die Familie bestimmte dabei die Freizeit der Männer und Frauen gleichermaßen, wie ein Brite 1879 in Penang beschrieb: „It is a pleasant sight to see after the day's work is over the men nursing their babies, or amusing their children looking happy and contented." (Vaughan 1971, 26)

[30] Zur Hausgemeinschaft gehörten neben der Kernfamilie auch die adoptierten oder unehelichen Kinder, welche die gleichen Rechte beanspruchten. Die erweiterte Familie, also auch die verheirateten Söhne, unverheiratete

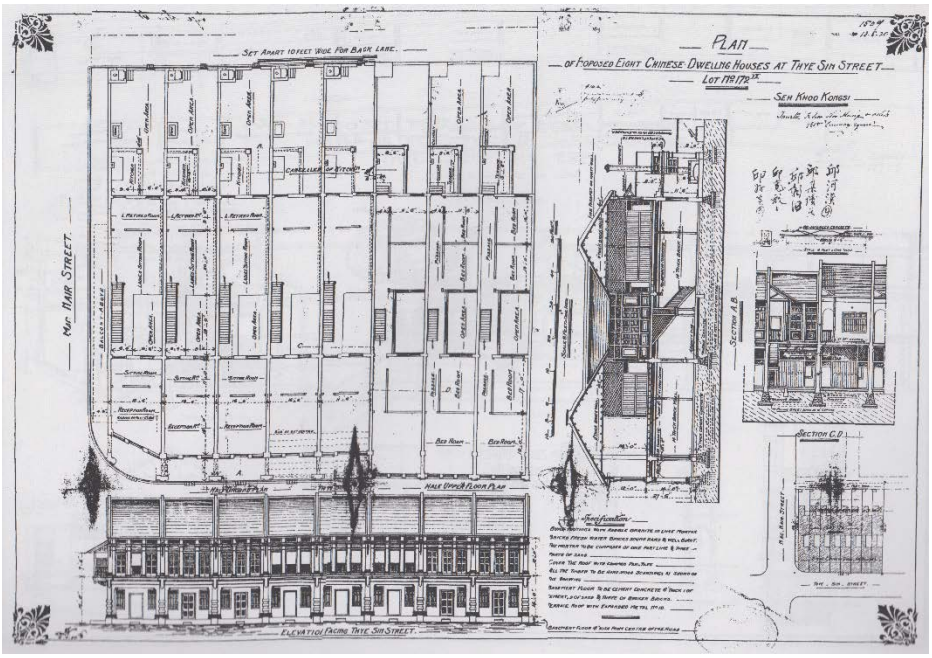
Frauen oder entfernte Verwandte bildeten die Haushaltsgemeinschaft. Im Hausverband wurden auch Familienfremde wie weibliche und männliche Gewerbegehilfen, Gesellen oder Bedienstete aufgenommen. Sie waren gleichermaßen Teil des Familienhaushaltes. Das *Shophouse* bildete damit eine Wirtschafts- und Wohngemeinschaft unterschiedlicher Geschlechter, Sozial- und Altersgruppen auf engstem Raum. Die Geschlechterbeziehung war damit im Haus eng geknüpft. Die Kontaktzonen der Geschlechter waren durch die Wirtschaftseinheit des Hauses gewährleistet.

[31] Im frühen 20. Jahrhundert bewohnten in der Regel maximal acht Personen ein *Shophouse* in Penang. Zwanzig Jahre später bildeten mehr als neun Personen die städtische Durchschnittszahl in den Häusern. Die durchschnittliche Belegungsziffer war in Singapur höher und stieg von 8,7 im Jahr 1891 auf 12,5 im Jahr 1915. Zwischen 1906 und 1917 lag in Singapurs innerstädtischem *Chinatown* die Belegungsziffer pro Haus sogar zwischen 18,77 und 44,5 (Yeoh 2003, 138-139; Tjoa-Bonatz 2003a, Tabelle 6). Die Zahlen verweisen auf eine akute Wohnungsnot und Überbelegung in den chinesisch geprägten Innenstadtgebieten, was sich als Begleitphänomen der massiv fortschreitenden Urbanisierungs- und Industrialisierungsphase und dem Zuzug von Migrant_innen in diesen Jahrzehnten einstellte.

Geschlechtertrennung im Wohnreihenhaus

[32] Das Wohnreihenhaus zeigt denselben Grundriss wie das *Shophouse* mit der einzigen Ausnahme, dass der gewerbliche Raum durch einen Empfangsbereich ersetzt wurde, sodass die Front nicht mehr offen stand, sondern durch eine Eingangstür, flankiert von zwei Fenstern, zu betreten war. Die Wohnreihenhäuser wurden nach dem Modell der vorstädtischen englischen Reihenhaussiedlungen für eine Kleinfamilie und den mittlerweile aufstrebenden mittleren Einkommensschichten unter den Chines_innen konzipiert (Muthesius 1990; Madigan/Munro 1991).

Abb. 4: Der Bauplan zeigt acht chinesische Wohnreihenhäuser, die 1920 vom britischen Architekten D. Nathaniel für eine chinesische Bewohner_innenschaft entworfen wurde. Er trennt ein Wohn- und Empfangszimmer für Frauen ab, die mehr als die Hälfte des hinteren Erdgeschosses einnehmen



Quelle: The Heritage Department of the Municipal Council of Penang Island

[33] Ein Bauplan des britischen Architekten David Nathaniel aus dem Jahr 1920 belegt eine geschlechtsspezifische Wohnraumaufteilung in Reihenhäusern in Penang (Abb. 4). Auftraggeber für diese Wohneinheit war die Seh-Khoo-Klangemeinschaft, bestehend aus einflussreichen Hokkien-stämmigen Chines_innen, die acht gleichgestaltete Wohnreihenhäuser am Rande der südlichen Altstadt als spekulatives Wohnungsbauprojekt wohl für eine chinesische Bewohner_innenschaft geplant hatten. Einige des Klans haben auf dem Bauplan wohl als Eigentümer, Bauentwickler oder Mieter unterschrieben. Die vordere Empfangshalle war vorrangig für die Männergesellschaft bestimmt. Auch wenn dies nicht im Bauplan explizit ausgewiesen ist, kann diese Zuordnung quellengeschichtlich belegt werden.[8] Diesem wird ein etwa gleich großer Familien- oder Frauenbereich mit entsprechendem Wohnzimmer (*Ladies Sitting Room*) und einem Salon (*Ladies Retired Room*) angeschlossen. Hierüber sind die rückwärtigen Nass- und Wirtschaftsanbauten, also die Küche und Toiletten/Bad, zu erreichen. Die genderbezogene Raumaufteilung, die bereits seit einigen Jahrzehnten in den Häusern der Oberschichten berücksichtigt wurde, hatte sicherlich auch Vorbildfunktion für diese Wohnhäuser. Vor dem Hintergrund der beschriebenen viktorianischen Wohnleitbilder mit ihrer Ausrichtung auf mehr Privatheit und Funktionstrennung wurde in diesen

Wohnhäusern eine Nutzungsfixierung mit dem Geschlechterkriterium gekoppelt: Der rückwärtige Hauswirtschaftsbereich wurde vom vorderen Hausbereich abgegrenzt und als frauenbestimmte Wohn- und Rückzugsbereiche extra ausgewiesen. Hiernach wurde den Frauen der privat-intime Familienraum im rückwärtigen Haustrakt als ihre Domäne zugewiesen, während das semi-öffentliche ‚Herrenzimmer' dem Empfang diente und den vorderen Repräsentativbereich einnahm. Die Trennung von öffentlichem und privatem Raum entsprach der Geschlechtertrennung. Der erste Innenhof bildete eine deutliche Raumgrenze zwischen dem Männer- und Frauenbereich. Die Lage der Treppe an diesem Hof, der wichtigsten und zentralen Verteilerfunktion dieses Hauses, markierte nochmals die Raumgrenze der Geschlechterbereiche. Der hintere Familienbereich war eine frauenbestimmte Zone, bedingt durch die hauswirtschaftlichen Tätigkeiten und Kindererziehung, die das Leben der Frau in der Küche zentrierte, wie ein Reiseschriftsteller in Penang beschreibt: „Walking into the kitchen of a well to do Chinese house, one meets about eight or nine women and as many girls and children." (Bilainkin 1932, 137) Die Küche, im Malaiischen auch „perut rumah" (Magen des Hauses) genannt, war „not only a room for the preparation of food, but also the main area where the women of the household gathered." (Lee/Chen 1998, 106) Diese Beschreibungen legen nahe, dass die rückwärtigen familienbezogenen Wohneinheiten – auch wenn die meisten anderen Planvorlagen zeitgleicher Wohnhäuser nicht explizit geschlechterdifferenziert sind – doch eine ähnliche frauenbestimmte Nutzung vermuten lassen.

[34] Ein Hinterausgang führte zu einer rückwärtigen Anliegerstraße und gewährte den Frauen, Zulieferern oder Servicekräften einen eigenen Hauszugang (Abb. 5). Gleichzeitig eröffnete diese rückwärtige Erschließung einen Zugangsbereich zum Haus, der oft als erweiterte Wirtschaftszone – und damit doch vorrangig von Frauen genutzt – dem Haus zugerechnet wurde und den Kontakt zu den Nachbar_innen förderte.[9] Die Ausrichtung der Häuser und damit die Ausgestaltung der Fassaden waren hierarchisiert: Die Vorderfront der Häuser bildete die repräsentative Fassade, während der Hintereingang schmucklos blieb. Eine Ausnahme war ein langgestrecktes Haus in Penang, das sich über den gesamten Baublock zog und zwei gleichgestalte Hauseingänge besaß: jenen der legitimen Ehefrauen auf der einen Seite, sowie den der Konkubinen auf der anderen.

Abb. 5: Blick auf einen Straßenblock in der heutigen Innenstadt von Penang: Der überdachte Gehweg vorne und die rückwärtigen Erschließungsstraßen boten semi-öffentliche Erweiterungsflächen am Haus



Quelle: Private Photographie, Tjoa-Bonatz

[35] Die Verteilung der Schlafzimmer im Obergeschoss erfolgte nach Geschlecht und Alter. Die Familienälteste konnte in *Baba-Nonya*-Haushalten im Gegensatz zu den anderen Familienmitgliedern eigene Raumansprüche geltend machen. Ihr wurde der größte Schlafraum zur Frontseite gewährt, der mit großen Fenstern einen Blick auf die Straße und gute Belüftung garantierte.

[36] Nicht nur die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Männer, sondern auch die geschlechtsspezifischen Freizeitaktivitäten trennten im Verlauf des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts stärker als zuvor die Männer- von der Frauenwelt. Die Männer trafen sich außer Haus in Kaffeehäusern oder Landsmannschaften, während die Freizeitgestaltung der Frauen wie Handarbeiten, häusliche Frauenzirkel, Opium-Rauchen oder Gesellschaftsspiele, z.B. das für Frauen typische Kartenspiel *cherki*, im rückwärtigen Bereich des Hauses stattfanden (Vaughan 1971, 38-39; Gwee 1985, Kapitel 6; Lee/Chen 1998, Abb. Seite 32).

Zusammenfassung

[37] Insgesamt sind mehrere Faktoren für das Entstehen von geschlechterdefinierten Räumen in den kolonialzeitlichen Wohnhäusern der Chines_innen von Penang und Singapur entscheidend, die hier nochmals kurz zusammengefasst werden.

[38] Die Verhaltensregeln, die den Sozialraum der Bewohnerinnen auf das Haus fixierten, entstanden wohl zunächst aus praktischen Überlegungen zum Schutz der Chinesinnen in einer männerbestimmten Kolonialgesellschaft.[10] Haushaltstätigkeiten oder reproduktive Aufgaben zentrierten zudem ihr Leben auf das Haus, insbesondere auf die rückwärtigen Hauswirtschaftsbereiche. Hieraus verfestigte sich mit der Zeit ein den Geschlechtern zugewiesener Raumbezug im häuslichen Bereich, der als ‚Anstandsregel' unter den mittlerweile sozioökonomisch aufgestiegenen Chinesen_innen formalisiert und letztlich zum sozialen Statusanzeiger der oberen und mittleren Einkommensschichten erhoben wurde. Damit unterschieden sich diese Einkommensschichten deutlich von der Masse der ärmeren alleinstehenden Arbeiter_innen in den Städten, die in äußerst beengten Massenunterkünften wohnten, in denen ein starkes Geschlechterungleichgewicht herrschte. Das somit entstandene Rollenverhalten generierte eine geschlechtergetrennte Wohnweise, ‚zementiert' in der Wohnhausarchitektur, in den Villen und Wohnhäusern der Besserverdienenden.

[39] Ebenso brachte die Zunahme der Lohnerwerbstätigkeit außerhalb des Hauses einen geschlechterspezifischen Umbruch für die Wohnweise. Der Wirtschaftsbereich wurde aus der Wohnstätte ausgelagert. Es entstand das Wohnreihenhaus für kleinere Familienhaushalte und einem Haushaltsvorstand, der sich in der Lohnerwerbsarbeit verdingte. Damit wurde der Raumgrundriss des traditionellen *Shophouses*, der auf eine Raumdurchdringung sowie eine Raumverschmelzung einer großen Wirtschafts- und Familiengemeinschaft ausgelegt war, neu definiert. Eine Nutzungstrennung, raumfixierte Freizeit-, Erschließungs- und Geschlechterbereiche waren die Folge.

[40] Der Wandel der Wohnleitbilder in dieser Zeit beweist die zunehmende Übernahme von kolonial-westlichen Ideen unter der asiatischen Bevölkerung. Die gesellschaftlichen Eliten prägten die Wohnraumgestaltung. Britische Architekten trugen maßgeblich zur Vermittlung viktorianischer Leitbilder im Wohnungswesen der südostasiatischen Kolonialstädte bei. Viktorianische Vorstellungen der Verhäuslichung der Frauen verschränkten sich mit ähnlich patriarchalischen und konfuzianischen Konzepten der Chines_innen in Ober-

schichten-Häusern, die die Separierung aufgrund von Kontrolle, Verhaltensnormen und Zugänglichkeit hierarchisierten. Hinzu kommen feministische Ideen von genderhomogenen Räumen zur Differenzbewahrung, die zunächst in institutionellen Bauten, dann aber auch im häuslichen Bereich in den Kolonialstädten umgesetzt wurden. Allesamt konvergieren diese Konzepte darin, dass sie Raumgrenzen festschreiben und eine gemischt-geschlechtliche Integration verhindern. Das viktorianische Wohnverständnis der Kolonialgesellschaft hatte unmittelbare Auswirkungen auf die asiatische Lebenswelt insgesamt und definierte damit nicht nur die Rolle der Geschlechter im Haus, sondern fixierte auch die sozial bedingte Geschlechteridentität und -beziehung. Anhand des materiellen Befundes der uns überlieferten historischen Baupläne lassen sich vergeschlechtlichte Räume in kolonialzeitlichen Städten Südostasiens nachweisen, in denen gleichermaßen Wohnleitbilder des Westens und des Ostens zusammenfließen.

Endnoten

1 Die Forschung wurde dankenswerter Weise von Prof. A. Graf (Lehrstuhl Südostasienwisssenschaften) und der Frauenbeauftragten der Goethe Universität Frankfurt/Main unterstützt.

2 Noch in den 1990er Jahren waren die Bauakten in Penang lediglich als lose Blattsammlung und vollkommen unzureichend archiviert im Bauamt zugänglich; zugleich waren nur wenige überhaupt veröffentlicht (Lim 1990; 2015; Tjoa-Bonatz 2003a, Tafel 35). Momentan sind die mittlerweile digitalisierten Baupläne in Penang nicht mehr öffentlich einsehbar. In Singapur dagegen sind kolonialzeitliche Baupläne sogar webbasiert archiviert.

3 Sir Francis Light am 17.3.1805, zitiert nach Braddell (1852, 150). Es ist nicht klar, ob hiermit die Insel oder die Stadt gemeint ist.

4 „Annual Report of the Protector“ aus dem Jahr 1893, nach Lim Joo Hock (1952, 28).

5 Aus Südostchina kamen die meisten chinesischen Einwanderer_innen, von denen die größte Gruppe die Hokkien-Chinesen_innen aus den Provinzen Fukkien und Guanzhou stellten.

6 Vgl. im britisch verwalteten Sarawak, Malaysia, siehe Ooi (1999).

7 Lim (1990, Bd. 5, Abb. 34-F). Der oder die Auftraggeber_in ist nicht genannt, es könnte sich aber aufgrund der Wohngegend im Westen der Innenstadt um eine nicht-chinesische, muslimische Bewohner_innenschaft handeln.

8 Vgl. eine chinesische Männergesellschaft in Batavia (heute Jakarta) aus den Jahren 1853-1862, die sich zum Gesellschaftsspiel in diesem Raum trifft; diese nahm zugleich einen Altar und Sitzgelegenheiten auf, siehe Tjoa-Bonatz (2003a, Tafel 19).

9 Zur Viertelbezogenheit in Penang und Singapur im 20. Jahrhundert siehe Chan/Tjoa-Bonatz (1998); Tjoa-Bonatz (2003a, Kapitel 5).

10 Anzumerken wäre, dass dieser ‚Schutzgedanke' eine beliebte Strategie ist, um Frauen Autonomie und Teilhabe am Gesellschaftlichen zu ihrem eigenen ‚Wohle' abzusprechen. Allerdings fehlen zum vorliegenden, historisch wie geographisch spezifischen Kontext meiner Kenntnis nach weiterführende Quellen.

Literatur

Annual Report (1932): Annual Report on the Social and Economic Progress of the People of the Straits Settlements of 1931. London: Colonial Office.

Bilainkin, George (1932): Hail Penang! Being the Narrative of Comedies and Tragedies in a Tropical Outpost, among Europeans, Chinese, Malays, and Indians. London: Sampson Low, Marston & Co.

Braddell, Thomas (1852): Notices of Pinang. In: Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia 6, 150.

Chan, Hua-Ching/Tjoa-Bonatz, Mai Lin (1998): Neighbourhood in Transition. The Innercity Area of Penang, Malaysia. In: TRIALOG 56 (1), 31-35.

Chang, Queeny (1981): Memories of a Nonya. Singapore: Eastern University.

Chia, Oai Peng (1984): Traces of Confucianist Influence on Malaysian Chinese Women and its Implications (1). In: Hing, Ai Yun/Nik, Safiah Karim Rokiah Talib (Hg.): Women in Malaysia. Petaling Jaya: Pelanduk Publications, 174-186.

Crissmann, Lawrence W. (1967): The Segmentary Structure of Urban Overseas Chinese Communities. In: Man 2 (2), 185-204.

Doran, Christine (1998): ‚No Prentice Hand': the Penang Novels of Mary Eastwick. In: South East Asia Research 6 (1), 49-71.

Edwards, Norman (1990): The Singapore House and Residential Life 1819-1939. Singapore: Oxford University Press.

Fox, James J. (1993): Memories of Ridge-Poles and Cross-Beams: The Categorical Foundation of a Rotinese Cultural Design. In: Fox, James J.: Inside Austronesian Houses. Perspectives on Domestic Designs for Living. Canberra: Australian Nation University, 141-179.

Fujimoto, Helen (1989): The South Indian Muslim Community and the Evolution of the Jawi Peranakan in Penang up to 1948. Tokio: Gaikokugo Daigaku.

Gwee, Thian Hock (1985): A Nonya Mosaic. My Mothers' Cultural Childhood. Singapore: Marshall Cavendish.

Hayes, James (1994): San Po Tsai (Little Daughters-in-Law) and Child Betrothals in the New Territories of Hong Kong from the 1890s to the 1960s. In: Jaschok, Maria/Miers, Suzanne (Hg.): Women and Chinese Patriarchy. Submission, Servitude and Escape. London/New Jersey: Zed Books, 45-76.

Ho, Ruth (1980): Rainbow round my Shoulder. Singapore: Eastern University.

Holden, Philipp (2001): Reinscribing Orientalis. Gendering Modernity in Colonial Malaya. In: Asian Journal of Social Science 29 (2), 205-218.

Keasburry, Benjamin Peach (1907): The Straits Chinese and the Malays. In: Cook, Bethune J. A. (Hg.): Sunny Singapore. An Account of the Place and its People, with a Sketch of the Results of Missionary. Singapore: Elliot Stock, 23-25.

Khoo, Joo Ee (1996): The Straits Chinese. A Cultural History. Kuala Lumpur, Amsterdam: Pepin.

Lai, Ah Eng (1986): Peasants, Proletarians and Prostitutes. A Preliminary Investigation into the Work of Chinese Women in Colonial Malaya. Singapore: Institute of Southeast Asian Studies.

Lee, Kip Lin (2015): The Singapore House 1819-1942. Singapore: Marshall Cavendish.

Lee, Peter/Chen, Jennifer (1998): Rumah Baba. Life in a Peranakan House. Singapore: National Heritage Board. Singapore History Museum.

Lee, Siow Mong (1995): Spectrum of Chinese Culture. Petaling Jaya: Pelanduk.

Lim, Betty (1994): A Rose on my Pillow. Recollections of a Nyonya. Singapore: Armour.

Lim, Jee Yuan (1991): The Malay House. Rediscovering Malaysia's Indigenous Shelter System. Penang: The Phoenix.

Lim, Jon Sun Hock (2015): The Penang House and the Straits Architect 1887-1941. Penang: Areca.

Lim, Jon Sun Hock (1990): Colonial Architects and Architecture of George Town, Penang and Singapore (1786-1942). 5 Bd. Singapore: National University of Singapore.

Lim, Joo Hock (1952): Chinese Female Immigration into the Straits Settlements 1860-1901. Singapore: University of Malaya.

Lo, Man Yuk (1900): Chinese Names of Streets in Penang. In: Journal of the Royal Asiatic Society, Jan., 197-246.

Low, James (1972 [1836]): The British Settlement of Penang. A Dissertation on the Soil and Agriculture of the British Settlement of Penang or Prince of Wales Island, in the Straits of Malacca including Province Wellesley or the Malayan Peninsula. Singapore: National University Singapore Library.

Madigan, Ruth/Munro, Moira (1991): Gender, House and ‚Home'. Social Meanings and Domestic Architecture in Britain. In: Journal of Architectural and Planning Research 8 (2), 117-129.

Morgan, Susan (1996): Place Matters – Gendered Geography in Victorian Women's Travel Books about Southeast Asia. New Brunswick: Rutgers University.

Muthesius, Stefan (1990): Das englische Reihenhaus. Die Entwicklung einer modernen Wohnform. Königstein: Langewiesche.

Ng, Cecilia (1993): Raising the House Post and Feeding the Husband-Givers. The Spatial Categories of Social Reproduction among the Minangkabau. In: Fox, James J. (Hg.): Inside Austronesian Houses. Perspectives on Domestic Designs for Living. Canberra: Australian Nation University, 116-139.

Ooi, Keat Gin (1999): „[Women] Should be Helpmates and not Drags Upon Their Husbands": Female Education in Sarawak During the Period of Brooke Rue 1841-1941. In: The Sarawak Museum Journal 54 (75), 227-238.

Puah, Lily/Yeoh, Brenda (1997): Gendered Ideologies and Women's Negotiation of Everyday Lives in Singapore's Public Housing Landscape. In: Proceedings of the International

Conference on Women in the Asia-Pacific Region: Persons, Powers and Politics, 11-13 August 1997. Singapore: National University of Singapore, 453-469.

Saw, Swee-Hock (1970): Population Trends in Nineteenth Century Penang. In: Journal of the South SEAS Society 25 (2), 128-132.

Tan, Chee-Beng (1993): Chinese Peranakan Heritage in Malaysia and Singapore. Kuala Lumpur: Fajar Bakti.

Tjoa-Bonatz, Mai Lin (2003a): Vom Hofhaus zum Reihenhaus. Das Shophouse im kolonialzeitlichen Penang, Malaysia. Stuttgart: IRB.

Tjoa-Bonatz, Mai Lin (2003b): Penang, Georgetown – Penang. In: Böhme, Helmut/Körte, Arnold/Toyka-Seid, Michael (Hg.): Wohnen – Planen – Bauen. Erneuerung historischer Kernstädte in Südostasien und Europa im historisch-architektonischen Vergleich. Darmstadt: WBG, 103-130.

Tjoa-Bonatz, Mai Lin (2001): Das geteilte Haus. Geschlechtergetrenntes Wohnen im kolonialzeitlichen Shophouse von Penang. In: Südostasien 17 (3), 25-27.

Tjoa-Bonatz, Mai Lin (1997): Das Shophouse als Hofhaus. Zur Entstehungsgeschichte einer städtischen Wohnform in Penang, Malaysia. In: TRIALOG 53 (2), 31-36.

Vaughan, Jonas Daniel (1971): The Manners and Customs of the Chinese of the Straits Settlements. Kuala Lumpur: Oxford University Press.

Warren, James F. (2008): Pirates, Prostitutes & Pullers. Explorations in the Ethno-and Social History of Southeast Asia. Quezon City: New Day Publishers.

Warren, James F. (1990): Prostitution in Singapore Society and the Karayuki-san. In: Rimmer, Peter J./Allen, Lisa M. (Hg.): The Underside of Malaysian History. Pullers, Prostitutes, Plantation Workers. Singapore: Singapore University Press, 161-178.

Waterson, Roxana (2014): The Living House. An Anthropology of Architecture in South-East Asia. Singapore: Oxford University Press.

Wong, Yunn Chii/Widodo, Johannes (2016): Shophouse/Townhouse Asian Perspectives. Singapore: National University of Singapore.

Woolf, Virginia (2012 [1929]): Ein Zimmer für sich allein [A Room of one's Own]. Stuttgart: Reclam.

Yeoh, Brenda S. A./Teo, Peggy/Huang, Shirlena (Hg.) (2002): Gender Politics in the Asia-Pacific Region. London: Routledge.

Yeoh, Brenda S. A. (2003): Contesting Space. Power Relations and the Urban Built. Singapore: Singapore University Press.

Yeoh, Brenda S. A./Huang, Shirlena/Wong, Theresa (2004): Gender Representation in Geography: Singapore. In: Journal for Geography in Higher Education 28 (1), 121-131.

Petra Lucht

Interventionen in Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften

Fallbeispiele aus der Lehrforschung[1]

[1] Gender Studies[2] zu Natur-, Technik- und Planungswissenschaften weisen Konturen eigenständiger wissenschaftlicher Fachgebiete auf. Ihre Systematisierungen ähneln einander und weisen zugleich Asymmetrien hinsichtlich der bearbeiteten Forschungsschwerpunkte auf: Nach wie vor steht die Situation von Frauen*[3] in Ausbildung und Beruf im Zentrum der Forschung mit dem Ziel der Entwicklung von Gleichstellungsmaßnahmen. Demgegenüber werden Erkenntnisse der Geschlechterforschung zu Fachkulturen, Epistemen und Artefakten nach wie vor nicht systematisch in die MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik) integriert. In diesem Beitrag unterbreite ich einen konzeptionellen Vorschlag für Lehre und Forschung, der es erlaubt, zu diesen letztgenannten drei Forschungsperspektiven Fallbeispiele zu erarbeiten, die von vorgegebenen Aufgabenstellungen in MINT und Planungsfächern ausgehen. Das Konzept für diese Lehrforschung habe ich im Verlauf der Betreuung von Lehrforschungsprojekten von 2013 bis 2016 an der Technischen Universität Berlin (TU Berlin) entwickelt und umgesetzt. Im ersten Abschnitt dieses Beitrags werden Systematiken der Gender Studies in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften skizziert. Anschließend wird das Lehrforschungskonzept vorgestellt, das einen konzeptionellen Raum für eine Reflexion und Integration von Perspektiven der Gender Studies in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften eröffnet. Im dritten Abschnitt stelle ich Fallbeispiele vor, die als Lehrforschungsprojekte von Absolvent_innen des Zertifikatsstudienprogramms Gender Pro MINT[4] (GPM) der TU Berlin in den Fächern Maschinenbau, Stadt- und Regionalplanung, Klimawissen-

schaften, Medizintechnik, Landschaftsplanung, Audiokommunikation und Informatik erarbeitet wurden. Die Bearbeitungsprozesse und die Ergebnisse dieser Lehrforschungsprojekte zeigen meines Erachtens vielversprechende Ansatzpunkte für weitergehende transdisziplinäre, feministische Interventionen in die Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften auf, um geschlechtergerechte Vielfalt derselben zu erreichen.[5] Diese Ansatzpunkte für Interventionen sind heterogen hinsichtlich ihrer theoretischen Verortungen und forschungspraktischen Umsetzungen. Den Begriff *transdisziplinäre, feministische Intervention* fasse ich hier also zunächst heuristisch. Diesen Ansatzpunkten für Interventionen ist gemeinsam, dass sie von aktuellen, konkreten Aufgabenstellungen in den MINT-Fächern und den Planungswissenschaften ausgehen, um dann mit dezidiertem Bezug auf Erkenntnisse der Geschlechterforschung gegen dominierende Paradigmen und Forschungspraktiken in MINT und Planung Einspruch zu erheben und so weiterführende Möglichkeiten für Veränderungen der Geschlechterpolitiken dieser Fächer vorzuschlagen. Die Konkretisierung dieser transdisziplinären, feministischen Interventionen erfolgt im Rahmen von ergebnisoffenen Prozessen des forschenden Lernens und Lehrens, in denen auf systematisierende Perspektiven der Geschlechterforschung erkenntnisleitend fokussiert wird. Diese werden im Folgenden vorgestellt.

Systematiken der Gender Studies zu Natur-, Technik- und Planungswissenschaften

[2] Die Gender Studies zu und in den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften blicken auf eine vergleichsweise junge Historie zurück. Lagen die Schwerpunkte der Frauen- und Geschlechterforschung respektive der Gender Studies seit den Anfängen ihrer Institutionalisierung an den Universitäten in den 1970er Jahren vor allem in den Sprach-, Sozial-, Erziehungs-, Geistes- und Kulturwissenschaften, so zeigt der Blick in das „Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung“ (Becker/Kortendiek 2010), dass den Gender Studies zu Technik-, Natur- und Planungswissenschaften – trotz ihrer mangelnden Institutionalisierung – mittlerweile disziplinspezifische Beiträge zu Physik, Informatik, Mathematik, Biologie, Technik und Ingenieurwesen gewidmet werden.[6] Deren Systematisierungen fokussieren unter anderem erstens auf Untersuchungen der historischen und aktuellen Situation von Frauen* in den Professionen von MINT und Planungswissenschaften; zweitens

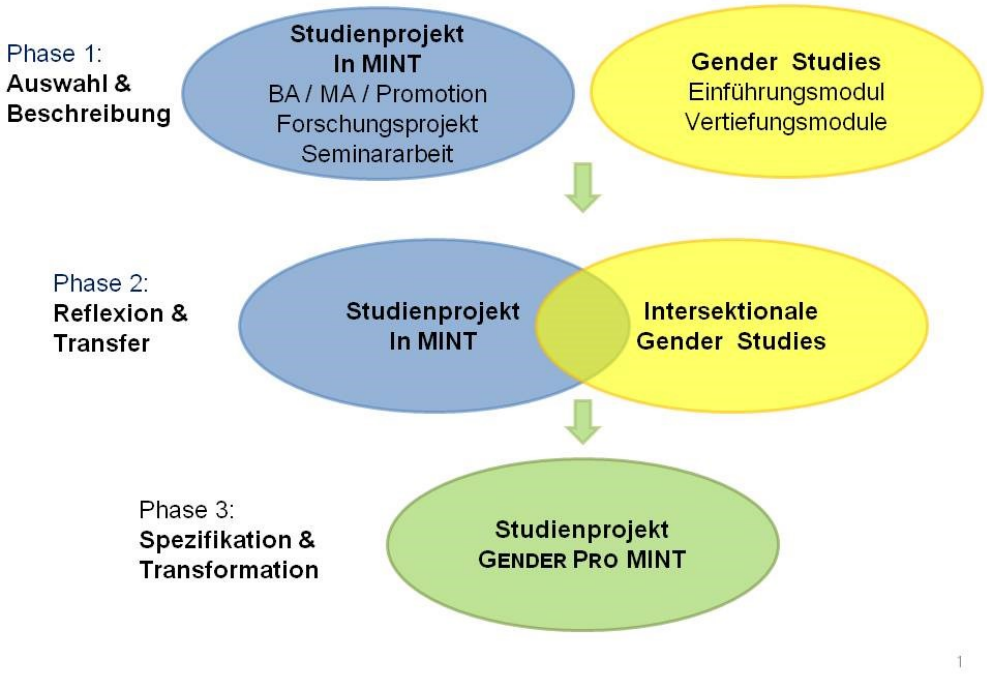
auf Analysen von *Gender/Geschlecht*[7] bezogenen auf die Inhalte und die Anwendungen dieser; sowie drittens auf Vergeschlechtlichungen von *Wissen* und *Artefakten*, die nicht direkt auf *Gender/Geschlecht* bezogen sind. Anhand dieser Systematiken wird deutlich auf die Notwendigkeit weitergehender Untersuchungen zu den *Inhalten* und den *Anwendungen* bzw. *Artefakten* der mathematischen, technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen hingewiesen.

[3] Die im dritten Abschnitt dieses Beitrags angeführten Fallbeispiele für Lehrforschungsprojekte sind eben diesen Forschungsperspektiven der Untersuchung von *Fachkulturen*, von *Epistemen* (d.h. von Wissensbeständen) sowie von *Artefakten* zuzuordnen. Die *Fachkulturforschung* untersucht die in der informellen Alltagspraxis zum Tragen kommenden Aus-, aber auch Einschlüsse unter anderem von Frauen* aus beziehungsweise in MINT- und planungswissenschaftlichen Fächer in Schule, Studium und Beruf. Die Untersuchung von *Epistemen* fokussiert auf Wissensbestände der Kanons und der Forschungsparadigmen der Fächer. Diese Perspektive kann sich auf *Gender/Geschlecht*-Dimensionen als Forschungsgegenstände richten, aber beispielsweise auch auf Theoriekonzepte oder die Konzeption eines Forschungsdesigns in einem Lehrforschungsprojekt, die zwar *Gender/Geschlecht* nicht als Forschungsgegenstand untersuchen, jedoch implizit oder explizit adressieren. Die Untersuchung von *Artefakten* zielt demgegenüber auf implizite oder explizite Konstruktionen von *Gender/Geschlecht* im Zusammenhang mit diesen Artefakten ab. Für diese dritte Perspektive könnte – tentativ – von einer ‚Verdinglichung' von Geschlechterpolitik durch und mit MINT-Fächern und Planungswissenschaften gesprochen werden. Die in Abschnitt 3 vorgestellten Lehrforschungsprojekte zeigen, wie Perspektiven der Gender Studies projektbezogen in vorgegebene Aufgabenstellungen in MINT und Planung integriert und dabei erprobt werden können. Somit stellen diese Lehrforschungsprojekte Ansatzpunkte für weiterführende, transdisziplinäre, feministische Interventionen in die Geschlechterpolitiken dieser Fächer hinsichtlich ihrer Fachkulturen, Episteme und Artefakte dar (vgl. Abschnitt 4.). Darüberhinausgehend haben die erprobten Lehrforschungsprojekte dazu beigetragen, dass das Studienprogramm Gender Pro MINT auf verschiedenen institutionellen und diskursiven Ebenen als Ansatzpunkt für weiterführende Interventionen in MINT und Planung etabliert werden konnte (vgl. Abschnitt 4.).

Integration von Perspektiven der Gender Studies in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften am Beispiel eines Lehrforschungskonzepts

[4] In welcher Weise können Gender- und Diversityaspekte in Lehre und Forschung in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften integriert werden? Eine mögliche Antwort auf diese Frage soll das im Folgenden vorgestellte, disziplinübergreifende Lehrforschungskonzept geben, das ich zwischen 2013 und 2016 für Projektmodule des Zertifikatsstudienprogramms Gender Pro MINT der TU Berlin entwickelt und umgesetzt habe. Dieses Vorgehen ist zudem geeignet, Möglichkeiten für die Integration von Gender- und Diversityaspekten in die Forschung zu explorieren und zu konkretisieren. Für die Bearbeitung dieser Lehrforschungsprojekte unterscheide ich drei Phasen: Zunächst wird das vorgegebene Forschungsdesign eines Lehrforschungsprojekts reflektiert und neu ausgerichtet; dann werden systematisierende Perspektiven der Gender Studies in Bezug auf ein Lehrforschungsprojekt exploriert; schließlich werden die identifizierten Perspektiven der Gender und Diversity Studies projektbezogen spezifiziert.[8]

Abb. 1: Bearbeitungsphasen für Lehrforschungsprojekte in den Projektmodulen von Gender Pro MINT

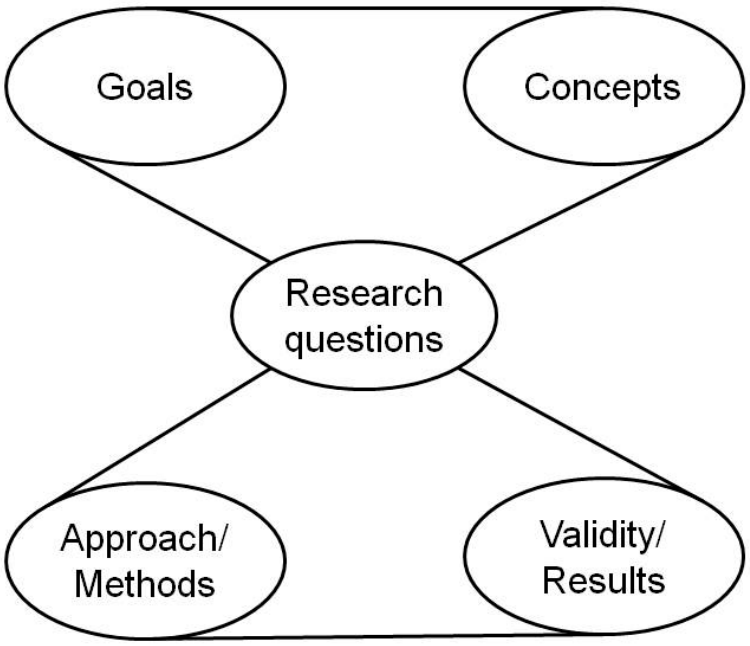


Quelle: Lucht (2015a) und Lucht/Mauß (2015)

Phase 1: Das Forschungsdesign in ein integriertes Forschungsdesign überführen

[5] In der ersten Phase der Bearbeitung eines Lehrforschungsprojekts sollen Studierende einen grundlegenden erkenntnistheoretischen und methodologischen Perspektivenwechsel vollziehen. Sie erhalten die Aufgabe, ein zumeist linear konzipiertes Forschungsdesign ihrer Aufgabenstellung in ein integriertes Forschungsdesign zu überführen. Leitend für diese Transformationsaufgabe ist das integrierte Forschungsdesign des *Sanduhr-Modells* von Joseph A. Maxwell (1996) (vgl. Abb. 2), das im Rahmen der qualitativen Sozial- und Bildungsforschung entwickelt wurde (vgl. auch Lucht 2004). Die Transformation eines linearen oder auch iterativen Forschungsdesigns in ein integriertes Forschungsdesign zeigt auf, dass *alle* Elemente eines Forschungsdesigns konzeptionell aufeinander zu beziehen sind.

Abb. 2: Das Sanduhr-Modell in Anlehnung an Maxwell (1996, 5)



Quelle: Lucht/Mauß (2015)

[6] Das *Sanduhr-Modell* eröffnet einen konzeptionellen Raum für Reflexionen bezogen auf das Forschungsdesign eines Lehrforschungsprojekts aus den

Natur-, Technik- und Planungswissenschaften, um Gender- und Diversitysaspekte in dieses integrieren zu können. In der ersten Bearbeitungsphase eines Lehrforschungsprojekts finden diese Reflexionen vor dem Hintergrund bereits erworbenen Genderwissens statt. Mithilfe des *Sanduhr-Modells* wird vermittelt, dass *alle* konzeptionellen Elemente eines Forschungsdesigns – also seine Ziele, Theorien, Forschungsfragen, Methoden und Ergebnisse – auf implizite und explizite Vergeschlechtlichungen hin analysiert werden sollten. Zudem wird aufgrund wechselseitiger Ableitungen der konzeptionellen Elemente – etwa der Ableitung der Ergebnisse eines Forschungsprojekts aus dessen Theorien, Forschungsfragen und Methoden – deutlich, dass implizite Vergeschlechtlichungen eines konzeptionellen Elements im Forschungsdesign in ein hiervon abgeleitetes Element übernommen werden.[9] Können diese Vergeschlechtlichungen identifiziert werden, so wirkt sich dies auf das gesamte Lehrforschungsprojekt insofern aus, als Änderungen *eines* konzeptionellen Elements im Forschungsdesign zu Änderungen des *gesamten* Forschungsdesigns führen.

Phase 2: Projektbezogene Reflexion der Gender Studies

[7] In der zweiten Phase der Bearbeitung eines Lehrforschungsprojekts werden ausgewählte, *systematisierende* Perspektiven der Gender Studies in MINT und Planung rekapituliert, die im Einführungsmodul und in Vertiefungsmodulen des Studienprogramms GPM erarbeitet wurden. So soll in gemeinsamen Diskussionen und in Einzelarbeit exploriert werden, welche systematisierenden Perspektiven der Gender Studies in das Lehrforschungsprojekt integriert werden könnten.

[8] Zu den bislang ausgewählten Perspektiven gehören vorrangig die folgenden: die Systematik zu *Gender and Science* von Evelyn Fox Keller (1995), die Analyseebenen von Bath (2008) zum *Gendering informatischer Artefakte* und eine Auseinandersetzung mit *Gender/Geschlecht* als intersektionaler bzw. interdependenter Kategorie anhand von Katharina Walgenbach (2007). Diese Perspektiven werden als sensibilisierende Konzepte bezogen auf jedes bearbeitete Lehrforschungsprojekt in Einzel- und Gruppenarbeit exploriert. Die Unterscheidung der *Gender-and-Science*-Ansätze von Keller (1995) bietet dabei folgende drei Perspektiven: erstens die *Women-in-Science*-Perspektive, die auf Forschungen zur historischen und aktuellen Beteiligung von Frauen* an den MINT-Fächern fokussiert; zweitens die *Science-of-Gender*-Perspektive, die auf kritische Forschung zur Herstellung von – möglicherweise

vermeintlichen – geschlechtsbezogenen Unterschieden in den Wissensordnungen der Naturwissenschaften fokussiert und drittens die *Gender-in-Science*-Perspektive, die auf Sprachanalysen fokussiert und die Verwendung von geschlechtskonnotierten Metaphern und Narrativen zur Erklärung von Technik und Natur kritisch untersucht.[10] Für die Reflexion auf implizite und explizite Vergeschlechtlichungen von Inhalten und Produkten der Lehrforschungsprojekte werden die von Bath (2008) vorgeschlagenen vier Perspektiven zur Untersuchung eines *Gendering informatischer Artefakte* herangezogen.[11] Diese resümiere ich für die Diskussionen der Praxisprojekte wie folgt in Form von Fragen:[12] *Arbeitsteilung*: „Welche auf *Gender/Geschlecht* bezogene Arbeitsteilung wird in ein Ergebnis oder ein Produkt eingeschrieben?"; *Abstraktion*: „Wie wird *Gender/Geschlecht* durch Abstraktionen in den Praxisprojekten in MINT und Planung unsichtbar?"; *Androzentrismus*: „Welche androzentrischen Annahmen gehen in Forschung und Entwicklung in das Praxisprojekt ein?"; *Antropomorphismus***:** „Inwiefern sind die Artefakte, Dinge oder auch die Objekte der Praxisprojekte ‚vergeschlechtlicht'?".

[9] Diese Ebenen wurden somit auch auf andere Disziplinen als die Informatik in MINT bezogen. Zudem wurde nach den intersektionalen beziehungsweise interdependenten Aspekten der Kategorie *Gender/Geschlecht* für diese Fragestellungen gefragt. Für die Vermittlung intersektionaler Perspektiven in den Gender Studies habe ich den Aufsatz „Gender als interdependente Kategorie" von Walgenbach (2007) zur gemeinsamen Lektüre ausgewählt.[13] Zur Begründung für eine Verschiebung der Begriffsbildung *Intersektionalität* hin zu *Interdependenz* führt Walgenbach aus:

> [10] „Meine zentrale These ist […], dass mit den […] Verschränkungs- und Überkreuzungsmetaphern […] die Vorstellung eines ‚genuinen Kerns' sozialer Kategorien einhergeht. Aus diesem Grund entwickele ich den Vorschlag, von interdependenten Kategorien statt von Interdependenzen auszugehen. Exemplarisch führe ich meine Argumentation anhand der interdependenten Kategorie Gender aus." (Walgenbach 2007, 23)

[11] Walgenbach fokussiert mit Interdependenz daher sowohl auf die „gegenseitige Abhängigkeit von sozialen Kategorien" untereinander als auch auf innerkategoriale Interdependenz, d.h. darauf, die „Kategorie Gender in sich heterogen strukturiert zu sehen" (Walgenbach 2007, 61).

[12] Um im Bild zu bleiben, wird im Verlauf dieser zweiten Bearbeitungsphase eines Lehrforschungsprojekts die Sanduhr mehrfach umgedreht, um aufzuzeigen, dass und inwiefern implizite und explizite Annahmen zu *Gender/Geschlecht* in dessen Forschungsdesign beziehungsweise in die konzeptionellen Elemente einer Aufgabenstellung in MINT und Planung eingeschrieben sind.

Für die Bearbeitung wird keine geschlechtertheoretische Perspektive vorab festgelegt. Vielmehr werden diese von den Bearbeiter_innen der Lehrforschungsprojekte exploriert, dann selbst gewählt und unter Hinzuziehung weiterer Theorieperspektiven weiterführend vertieft. Diese weiteren geschlechtertheoretischen Perspektiven werden projektbezogen gewählt und schließen an den Forschungsstand der Gender Studies an. Teilweise kommen hier auch Theoriekenntnisse zum Tragen, die die Bearbeiter_innen der Projekte zuvor bereits in den Vertiefungsmodulen des Studienprogramms GPM kennengelernt haben.

Phase 3: Projektbezogene Spezifikation und Integration der Gender Studies in die Aufgabenstellung in MINT und Planung

[13] Ziel der dritten Phase der Bearbeitung eines Lehrforschungsprojekts ist es, einen Vorschlag für ein modifiziertes oder auch für ein neues Projektdesign zu entwickeln und – soweit möglich – umzusetzen. Im Anschluss an die zweite Phase werden projektbezogene Aufgaben bearbeitet wie beispielsweise weiterführende Literaturrecherchen oder auch eine Weiterentwicklung der bereits vorgesehenen Methoden. Auch die Ziele, Konzepte, Forschungsfragen sowie die Kriterien für die Validität des Lehrforschungsprojekts werden unter Gender- und Diversityaspekten reflektiert und soweit möglich modifiziert. Auf diese Weise wird der Stand der Forschung in den Gender Studies in ein Lehrforschungsprojekt einbezogen.

[14] Welche der erarbeiteten Modifikationen im jeweiligen Fachgebiet umgesetzt werden können, hängt auch davon ab, ob und inwieweit eine Integration von Gender- und Diversityaspekten im jeweiligen Fachgebiet der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften bereits verankert ist.

Integration von Perspektiven der Gender Studies – Fallbeispiele für Lehrforschungsprojekte

[15] Die im Folgenden skizzierten Beispiele für Lehrforschungsprojekte werden vor dem Hintergrund der in Absatz 2 bis 3 skizzierten Systematiken den Forschungsperspektiven der Untersuchung von *Fachkulturen*, von *Epistemen* (d.h. von Wissensbeständen) sowie von *Artefakten* zugeordnet. Damit wird zugleich auf Desiderate der Gender Studies in Natur-, Technik- und Planungs-

wissenschaften fokussiert. Die angeführten Fallbeispiele wurden im Zertifikatsstudienprogramm Gender Pro MINT der TU Berlin zwischen 2013 und 2015 erarbeitet.

Fachkulturen

[16] In den letzten Jahrzehnten sind viele Maßnahmen ergriffen worden, um strukturelle Barrieren für Frauen* in den MINT-Fächern und Planungswissenschaften abzubauen. Die Zugehörigkeit zu einem universitären Fach oder zu einem Berufsfeld wird jedoch nicht nur formal, sondern auch informell durch ungeschriebene Regeln in der alltäglichen Praxis wesentlich mitbestimmt. Um also die hier nach wie vor bestehende Persistenz sozialer Ungleichheit weitergehend untersuchen zu können, ist es notwendig, diese informellen Ein- und Ausschlussmechanismen in den Blick zu nehmen. Diese Forschungsperspektive haben Lisa Henrichs für den Bereich des Ingenieurwesens und Toni Karge für die Untersuchung eines Urban-Gardening-Projekts in den von ihnen bearbeiteten Lehrforschungsprojekten eingenommen.

[17] Die Arbeitswelt der Ingenieur_innen im *Maschinenbau* gilt nach wie vor als eine männlich kodierte Domäne. In einem mittelständischen Unternehmen fertigte die Maschinenbau-Studierende Lisa Henrichs ihre Bachelorarbeit an, mit der sie zur Verbesserung der Qualitätssicherung von Materialien *Am Prüfstand* beitrug. Im Projektmodul von GPM stellte Henrichs (2015) retrospektiv heraus, dass und welche Formen von Männlichkeiten die alltägliche Praxis dieses beruflichen Umfelds prägten. In Anlehnung an Wendy Faulkner (2008) konnte Henrichs anhand ihrer Interviews und teilnehmenden Beobachtungen, die sie während ihrer Bachelorarbeit angefertigt hatte, für die Herstellung einer Identität als Ingenieur_in sowohl *praxisorientierte* Typisierungen, wie den *Techniker* oder den *Problemlöser*, als auch *theorieorientierte* Typisierungen wie den *Manager* oder den *Projektleiter* herausarbeiten. Anhand dieses Beispiels plädiert Henrichs für Verschiebungen des symbolischen Gefüges von Weiblichkeiten und Männlichkeiten im Ingenieurwesen, um Geschlechtergerechtigkeit zu realisieren.

[18] „Sind Gärten geschlechtlich kodierte und queere Orte?“ fragte Toni Karge mit Bezug auf seine Diplom-Arbeit (Karge 2016) in der *Stadt- und Regionalplanung*. Er zeigte auf, dass es in der alltäglichen Praxis eines urbanen Gartenprojekts zur Etablierung von geschlechtersegregierten Aufgabenteilungen im Verlaufe des Aufbaus und während der Instandhaltung des Gartenprojekts gekommen war. So waren weiblich zugeordnete Teammitglieder

schwerpunktmäßig für Projektkoordination, Marketing, Kontaktpflege sowie die Koordination von Koch- und Back-Aktionen zuständig während männlich zugeordnete Teammitglieder für baulich-technische Aufgaben verantwortet wurden (vgl. Karge 2015, 21). Die „doppelte Konzeption des Gartens als Gemeinschaftsgarten und als Pachtbeet-Garten“ deutete er demgegenüber als *umgekehrt* im Hinblick auf die klassische, bürgerliche Arbeitsteilung in Produktion und Reproduktion (vgl. Karge 2015, 22). Er weist damit auf die aktuelle Gleichzeitigkeit von Re- und Ent-Traditionalisierung der tradierten Geschlechterordnung hin.

Wissen

[19] In der Geschlechterforschung zu den Wissensbeständen in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften konnte wiederholt gezeigt werden, dass dualistisch konzipierte Wissensbestände zwar historisch wie kontextbezogen flexibel organisiert werden, zugleich aber die dualistische Geschlechterordnung in wiederkehrender Weise unter anderem auch mit Bezug auf eben diese Wissensbestände legitimiert wird (vgl. Lucht/Paulitz 2008). Im Anschluss unter anderem an Angela McRobbie (2010) kann argumentiert werden, dass aktuell von einer Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit in Bezug auf geschlechtskodierte Dichotomien gesprochen werden muss, das heißt, dass geschlechtskodierte Dichotomien zwar verändert, aber dennoch re-stabilisiert werden. Auch in den Berufs- und Lebenswelten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften finden diese Verschiebungen statt. Weiblichkeit wird in diese Berufs- und Lebenswelten zwar inkludiert, allerdings um den Preis der De-Thematisierung von damit einhergehenden Re-Stabilisierungen von Geschlechterhierarchien in ‚neuem Gewand‘. Die nachfolgend angeführten Lehrforschungsprojekte stellen Beispiele für Untersuchungen der Wissensbestände in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften dar, die auf diese Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit hinweisen.

[20] Das Anliegen des Films „Thin Ice“ ist, die *Klimawissenschaften* zu dokumentieren. Ergebnis einer Filmanalyse von Max Metzger und Franziska Kaiser (2015) hierzu im Projektmodul von GPM war, dass die medialen Inszenierungen von Akteur_innen, Laboren, Alltagspraxen, Narrativen und Naturvorstellungen zwar eine *gemischtgeschlechtliche* Scientific Community repräsentieren, das analytische Wissen zu Klima im Film wird jedoch ausschließlich von männlich sozialisierten Klimawissenschaftler_innen vermittelt. Epistemische Autorität ist somit in diesem Film männlich kodiert.

[21] Wie kann es gelingen, in der Planung (geschlechter-)stereotype Vorstellungen von ‚Kindheit' nicht zu reifizieren? In ihrer Masterarbeit in der *Landschaftsarchitektur* ging Regina Otters (2015) dieser Frage am Beispiel von ‚Naturerfahrungsräumen' (NER) für Kinder in der Stadt nach und entwickelte daran anschließend einen eigenen Freiraumentwurf. Otters stellte heraus, dass NER nicht im Hinblick auf die Konzepte ‚Raum', ‚Natur', und ‚Kindheit' – sowie deren Verschränkungen – reflektiert werden und somit deren soziale Bedingtheit vernachlässigt wird. NER bieten, so Otters, keinen Raum für die Gestaltung von Spiel, sondern lediglich für (geschlechter-)stereotype Konstruktionen von ‚Kindheit' und ‚Natur'.

[22] Den Vergeschlechtlichungen von Gewaltkonzepten für die Entwicklung von Algorithmen in der Semantischen Suche, einem Teilgebiet der *Informatik,* ging Melanie Irrgang (2014; 2015a) nach. Sie verdeutlichte die technischen Möglichkeiten und Grenzen einer solchen Technologie und zeigte, dass geschlechterkodierte Gewaltkonzepte in die Software-Entwicklung für die Semantische Suche eingehen. Irrgang (2015a, 32) resümiert: „So werden vor allem männliche Täter-Opfer-Kontexte in kriegsähnlichen Settings reproduziert, während häusliche Gewalt, die mehrheitlich Frauen widerfährt, unsichtbar bleibt. Gewalt wird außerdem auf physische Gewalt reduziert ungeachtet des Kontexts einer Handlung." Zudem wurden sexualisierte, strukturelle und psychische Gewalt sowie Vernachlässigung nicht als weitere Formen von Gewalt mittels der zu entwickelnden Semantischen Suche operationalisiert. Dies stellt somit ein Beispiel für eine Technikentwicklung dar, in deren Verlauf es zu einer Einschreibung von geschlechtskodierten Gewaltkonzepten in informatische Artefakte jenseits sozialer und politischer Aushandlungsprozesse gekommen war – unter Auslassung von Wissen zu Gewaltkonzepten, die in den Gender Studies umfangreich untersucht worden sind.[14]

Artefakte

[23] Im Anschluss an die Argumentation in den Absätzen 2 und 3 zeigen die folgenden Fallbeispiele auf, dass nicht nur in Bezug auf Wissen, sondern auch in Bezug auf Artefakte in der Technikentwicklung und der Raumplanung (Geschlechter-)Stereotype leitend sind. Zudem werden Vorschläge unterbreitet, wie demgegenüber geschlechtergerechte Vielfalt für die Nutzung und Aneignung von Technik und Raum ermöglicht werden könnte.

[24] Der digitale Medienumbruch hat den schulischen Musikunterricht bislang kaum erreicht. Dies motivierte Christof Schultz und Marten Seedorf in ihrer

Masterarbeit in der *Audiokommunikation* das Open Source Ensemble *loop* zu entwickeln, das im Projektmodul von GPM evaluiert wurde: Es wurden Schüler_innen an der Technikentwicklung beteiligt; die Entwicklung von loop wurde unter Gender- und Diversityaspekten anhand des GERD-Modells (vgl. Maaß/Draude/Wajda 2014) reflektiert (vgl. Schultz/Seedorf 2016). Im GERD-Modell wird vorgeschlagen, dass für die Integration von Gender- und Diversityaspekten in ein vorgegebenes Vorgehen bzw. Vorgehensmodell in der Informatik eine Reihe an Fragen in Bezug auf dieses Vorgehen gestellt werden. Frühzeitig konnten so Fehlentwicklungen hinsichtlich der Nutzung sowie der geschlechtskonnotierten Zuschreibungen von Tonalität und Hierarchisierung der Instrumente des Ensembles vermieden werden.

[25] Mareike Okrafka analysierte in ihrem Lehrforschungsprojekt retrospektiv ein Studienprojekt aus der *Medizintechnik*, das zum Ziel hatte, dynamische Sitzschalen für Rollstühle, die von zerebralparetisch gelähmten Kindern genutzt werden sollen, zu entwickeln. Okrafka (2015) erarbeitete unter anderem folgende Fragestellungen: Wie kam es dazu, dass nicht – wie vorgesehen – die Patient_innen, sondern Therapeut_innen in die Technikentwicklung partizipativ einbezogen wurden? Wird für Nutzer_innen dieser Technologie ein Zugewinn an Autonomie erreicht?[15] Das technische Artefakt *Dynamische Sitzschalen für Rollstühle* wurde hier unter Gender- und Diversityaspekten umfassend reflektiert.

[26] Mit Spielplätzen befasste sich Anne Miersch (2015), *Landschaftsarchitektur* und *Gender Studies*, in ihrer interdisziplinären Masterarbeit. Anhand eines explorativen Vergleichs von Berliner Spielplatz-Gestaltungen der 1950er mit denen der 2000er Jahre wies sie auf differenztheoretisch motivierte Gestaltung von Spiel- und Sportflächen hin. Auch aktuelle Spielplatzkonzepte bilden hier keine Ausnahme, da sie zunehmend unter Maßgaben von Gender Mainstreaming konzipiert werden. Miersch plädiert demgegenüber für *gender_vielfaltsgerechte* Entwürfe (vgl. Miersch 2015, 30), die vielfältige Aneignungsmöglichkeiten des Raums eröffnen. Exemplarisch entwickelte Miersch hierfür einen eigenen, queer-feministisch inspirierten Spielflächen-Entwurf: „Performanz – Die Travestie des Platzes“.

[27] An dieses Plädoyer von Miersch (2015) für eine *gender_vielfaltsgerechte* Planung möchte ich anschließen: Um geschlechtergerechte, vielfältige Nutzungsmöglichkeiten von Artefakten zu befördern, sollte für deren Gestaltung partizipativ vorgegangen werden, um die Nutzung der Artefakte durch die Zielgruppen einzubeziehen. Möglichen Stereotypisierungen im Zuge dieser

Nutzung kann zudem durch Reflexionen dieser Nutzung in der Praxis begegnet werden, wenn darüberhinausgehend an Ergebnisse der Gender Studies angeschlossen wird.

Lehrforschung als Intervention in Geschlechterpolitiken der Fachkulturen, Episteme und Artefakte in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften

[28] Genderanalysen zu Fachkulturen, Epistemen und Artefakten in den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften sind nach wie vor in den Paradigmen dieser Fächer kaum präsent. In diesem Beitrag unterbreite ich einen Vorschlag für ein Lehrforschungskonzept zur Erarbeitung von Ansatzpunkten für transdisziplinäre, feministische Interventionen in diese zumeist impliziten, teilweise aber auch expliziten Geschlechterpolitiken. Dieser Vorschlag bezieht (1) ein integriertes Forschungsdesign aus der Sozialforschung ein, fokussiert (2) auf Systematiken und Forschungsperspektiven der Gender Studies zu Natur-, Technik- und Planungswissenschaften und ermöglicht (3) von vorgegebenen Aufgabenstellungen aus den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften ausgehend die Entwicklung und Erprobung von Ansätzen für transdisziplinäre, feministische Interventionen. Im Rahmen von so konzipierten Lehrforschungsprojekten im Studienprogramm Gender Pro MINT der TU Berlin wurden eine Reihe von Praxisprojekten von Absolvent_innen dieses Zertifikatsstudienprogramms erarbeitet. Diese Praxisprojekte stellen Konkretisierungen für das zunächst heuristisch gefasste Konzept transdisziplinärer, feministischer Interventionen in die Geschlechterpolitiken der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften dar. Folgende Aspekte kennzeichnen dieses Konzept: Zunächst kann festgehalten werden, dass Gender- und Diversityaspekte nicht in Form von Elementen, Bausteinen oder Modulen in bereits existierende Forschungsdesigns lediglich additiv hinzugefügt wurden, um das Problem ‚fehlende Genderaspekte' in MINT und Planung zu lösen. Vielmehr waren die vorgegebenen Aufgabenstellungen aus den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften von impliziten und expliziten Vorannahmen zu *Gender/Geschlecht* durchzogen. Daher war es notwendig, das gesamte Forschungsdesign, dessen Elemente sowie deren Relationen zueinander, aus Perspektiven der Gender Studies zu reflektieren und Vorschläge für deren Umgestaltung zu erarbeiten. Das für meinen Vorschlag herangezogene integrierte Forschungsdesign in Anlehnung an das *Sanduhr-Modell* eröffnete zunächst einen konzeptionellen Raum, um Gender- und Diversityaspekte als

integrale Bestandteile eines Forschungsdesigns und seiner Elemente identifizieren und modifizieren zu können. Die anschließenden Transformationen der vorgegebenen Aufgabenstellungen aus MINT und Planung vollzogen sich als konstruktive, kreative Prozesse. Einbezogen wurden hierfür systematisierende und projektspezifische Perspektiven aus Theorie und Praxis. Die Lehrforschungsprojekte bewegen sich damit im Spannungsverhältnis von (1) Systematiken der Gender Studies in MINT und Planung, (2) aktuellen Forderungen nach einer Integration von Gender-Dimensionen in Forschung und Entwicklung der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften sowie schließlich (3) etablierter Kanons und Paradigmen dieser Fächer. Die in diesem Beitrag vorgestellten Lehrforschungsprojekte zeigen Ansätze für weiterführende transdisziplinäre, feministische Interventionen exemplarisch auf. Der Untersuchung von *Fachkulturen* zuzurechnen sind das vorgestellte Lehrforschungsprojekt zu einem urbanen Garten, in dem sich geschlechtsbezogene Arbeitsteilungen und Kommunikationsforen etablierten, sowie ein Lehrforschungsprojekt zum Ingenieurwesen im Hinblick auf Männlichkeitskonzepte, die unter Ingenieuren in einer mittelständischen Firma zum Tragen kamen. Vergeschlechtlichtes *Wissen* wurde aufgezeigt in Lehrforschungsprojekten für die Klimaforschung anhand der Analyse eines Dokumentarfilms über Klimawissenschaftler_innen, für die Landschaftsarchitektur am Beispiel kritischer Analysen von Naturerfahrungsräumen für Kinder sowie für die Informatik anhand eines Wettbewerbs für Softwareentwicklung zur Erkennung von Gewaltszenen in multimedialen Inhalten mittels Semantischer Suche. Vergeschlechtlichungen von *Artefakten* konnte in Lehrforschungsprojekten für die Audiokommunikation zur Entwicklung elektronisch erzeugter Musik, für den Maschinenbau am Beispiel der Entwicklung eines Rollstuhls für zerebralparetisch gelähmte Kinder sowie für die Landschaftsarchitektur am Beispiel der Analyse und der Gestaltung von Spiel- und Sportflächen herausgearbeitet werden. Diese Fallbeispiele schließen an den aktuellen Stand der Forschung in den Gender Studies an und konkretisieren mögliche Veränderungspotenziale der Geschlechterpolitiken der Fachkulturen, Episteme und Artefakten der Natur-, Technik- und Planungswissenschaften. Sie stellen somit Ansatzpunkte für weiterführende transdisziplinäre, feministische Interventionen in unterschiedlich gelagerte, hegemoniale Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften dar.

[29] Zu den konkreten Weiterführungen des vorgestellten Lehrforschungskonzepts im Kontext des Studienprogramms GMP gehören zudem folgende

institutionelle und diskursive Interventionen, die nicht vorrangig als Ergebnis eines einzelnen Projekts, sondern der Überzeugungskraft des innovativen Lehrangebots GPM sowie der bisher abgeschlossenen Lehrforschungsprojekte geschuldet sind: Die Ergebnisse dieser Lehrforschungsprojekte wurden in zugehörigen Fachgebieten in MINT und Planung im Rahmen von *Werkstattgesprächen* vorgestellt. Im Anschluss sollen nun disziplinspezifische Module als Bestandteile der Curricula der MINT- und planungswissenschaftlichen Fächer geplant und etabliert werden. In der Zeitschrift „Die Ingenieurin“ (3/2015, 114) des Deutschen Ingenieurinnenbunds (dib e.V.) wurden die Ergebnisse der Lehrforschungsprojekte von den Bearbeiter_innen im Rahmen eines Schwerpunkthefts publiziert. Die Kooperation mit dem dib e.V. soll fortgeführt werden. Das Lehrforschungskonzept wurde zudem in Workshops mit Doktorand_innen und Postdocs im Dezember 2015 an der TU Berlin und im Dezember 2016 an der University of Technology Sydney (UTS) in Sydney, Australien, erprobt. Mit der UTS soll eine kontinuierliche Kooperation aufgebaut werden. Auch eine Integration in Handlungsempfehlungen auf internationaler Ebene ist mittlerweile gelungen. Das Lehrkonzept für die Betreuung der Lehrforschungsprojekte wurde auf EU-Ebene in die Toolbox „Recommendations for Integrating Gender Analysis into Research“ (IGAR Tool) des Netzwerks GENDER-NET ERA-NET im Rahmen der Vorstellung des Studienprogramms Gender Pro MINT als Best-Practice-Projekt integriert (vgl. GENDER-NET IGAR Tool o.J.). Damit ist es gelungen, dieses Lehrforschungskonzept als eines der aktuell wenigen Modellprojekte für die Integration von Genderlehre in die Curricula der MINT-Fächer in die aktuellen Handlungsempfehlungen von Horizon 2020 zu integrieren.

Endnoten

1 Mein Dank gilt: meiner Kollegin Bärbel Mauß, die seit 2012 das Studienprogramm Gender Pro MINT am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG) der TU Berlin konzipiert, etabliert und koordiniert; den Dozent_innen und dem Team am ZIFG; Sabine Hark, unter deren Leitung sich das ZIFG als ein kreativer und renommierter Ort der Gender Studies entfaltet. Den Teilnehmer_innen am Studienprogramm Gender Pro MINT danke ich für die gemeinsame Arbeit in den Projektmodulen von GPM – ich habe sehr viel von ihnen gelernt. Insbesondere möchte ich den ersten Absolvent_innen des Studienprogramms Gender Pro MINT danken, deren Lehrforschungsprojekte hier als Fallbeispiele für eine gelungene Integration von Gender- und Diversityaspekten in Natur-, Technik- und Planungswissenschaften angeführt wurden: Melanie Irrgang, Lisa Henrichs, Franziska Kaiser, Toni Karge, Max Metzger, Anne Miersch, Mareike Okrafka, Regina Otters und Christof Martin Schultz.

2 Den Begriff *Gender Studies* verwende ich hier als Umbrella-Term für historische Entwicklungen der Disziplin sowie für theoretisch und forschungspraktisch unterschiedlich gelagerte Forschungsperspektiven. Stellvertretend möchte ich Ruth Becker und Beate Kortendiek (2010) nennen, die vielfältige Ansätze der Gender Studies im „Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung“ zusammentragen. Hark (2005) arbeitet die Diskursgeschichte des akademischen Feminismus im deutschsprachigen Kontext einerseits hinsichtlich historischer und institutioneller Entwicklungen auf, hebt aber auch diskursive Auslassungen deutlich hervor. Zudem plädiert Hark (2005, 387) gegenüber vielen Autor_innen für eine *Disziplinarität* der Gender Studies. Dieser Darlegung der Diskursgeschichte des akademischen Feminismus möchte ich mich insofern anschließen als ich eine Disziplinwerdung der Gender Studies durchaus als gewinnbringend ansehe – insbesondere angesichts der im Folgenden dargelegten transdisziplinären Perspektivübernahmen, Interventionen und Transformationen von Geschlechterpolitiken in den MINT-Fächern und den Planungswissenschaften.

3 Das Sternchen kennzeichnet, dass Frauen* erstens keine homogene soziale Gruppe bilden, sondern dass die Positionierung von Frauen* durch heterogene, soziale Ungleichheiten bestimmt werden und dass zweitens vielfältige, geschlechtsbezogene Identifikationsmöglichkeiten – wie transgender, intersexuell, lesbisch, queer und weitere – existieren und verstärkt ermöglicht werden sollten.

4 Das Zertifikatsstudienprogramm Gender Pro MINT ist von Bärbel Mauß (vgl. Mauß 2015) entwickelt worden, die es seit seiner Etablierung 2012 koordiniert. Es wird vom Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG) der TU Berlin exklusiv für Student_innen der MINT-Fächer und der Planungswissenschaften angeboten (vgl. http://www.genderpromint-zifg.tu-berlin.de (27.09.2016)). Es umfasst fünf Module im Umfang von bis zu 30 ECTS (vgl. Mauß 2015). Nach dem Besuch von einführenden und vertiefenden Modulen werden in Projektmodulen Lehrforschungsprojekte bearbeitet, die zugleich die Abschlussarbeiten für die Zertifikate darstellen (vgl. Lucht/Mauß 2015). Bearbeitet werden können in den Lehrforschungsprojekten sowohl Studienfachprojekte als auch Qualifikationsarbeiten (Bachelor-, Master- und Doktorarbeiten) aus den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften. Diese Aufgabenstellungen aus MINT und Planung werden in den Projektmodulen von GPM um Gender- und Diversityaspekte erweitert.

5 Dieser Beitrag ist eine argumentativ weiterentwickelte Fassung von Petra Lucht (2014) und Lucht (2017): In Lucht (2014) fokussiere ich auf die Darlegung von intersektional orientierten Gender Studies in Praxisprojekten in der Informatik im Zusammenhang

Endnoten (Fortsetzung)

mit dem Konzept *Usability* (Gebrauchstauglichkeit). In Lucht (2017) werden das Lehrforschungskonzept und auch die in diesem Beitrag angeführten Praxisprojekte im Hinblick auf Perspektiven intersektional orientierter Gender Studies diskutiert. Der vorliegende Beitrag geht über Lucht (2014) und Lucht (2017) insofern hinaus, als dass hier die erarbeiteten Praxisprojekte als Interventionen in die Geschlechterpolitiken von Fachkulturen, Epistemen und Artefakten der MINT- und planungswissenschaftlichen Fächer bewertet und ausdifferenziert werden.

6 Vgl. die Beiträge zu Physik (vgl Götschel 2010), Informatik (vgl. Bath/Schelhowe/Wiesner 2010), Mathematik vgl. Blunck/Pieper-Seier 2010), Biologie (vgl. Palm 2010), Chemie (vgl. Bauer 2010), Technik (vgl. Paulitz 2010) und dem Ingenieurwesen (vgl. Ihsen 2010).

7 Die Begriffe *Gender/Geschlecht* verwende ich, um auf die Perspektivenvielfalt der Gender Studies hinzuweisen.

8 In die hier vorgestellte Konzeptentwicklung sind über die Umsetzung der forschungsorientierten Genderlehre im Zertifikatsstudienprogramm GPM (vgl. Mauß/Greusing 2012) hinausgehend meine Lehr- und Forschungserfahrungen aus Forschungswerkstätten der qualitativen, empirischen Sozialforschung, aus der konstruktivistisch orientierten Didaktik in den Naturwissenschaften sowie aus meinen langjährigen Erfahrungen zur Integration von Gender- und Diversityaspekten in Lehre und Forschung in den Natur-, Technik- und Planungswissenschaften eingegangen (vgl. Lucht 2015b).

9 Susanne Maaß, Claude Draude und Kamila Wajda (2014) haben für die Informatik das – ebenfalls reflexiv und integrierend hinsichtlich der Berücksichtigung von Gender- und Diversityaspekten angelegte – *Gender-Extended-Research-and-Development*-(GERD)-Modell und Corinna Bath (2014) als Vorgehensweise ein *Diffractive Design* vorgeschlagen. In diesen Modellen steht jedoch meines Erachtens die Transformation des gesamten Forschungsdesigns aufgrund von Genderanalysen im Verlaufe des Forschungsprozesses nicht so stark im Fokus wie im *Sanduhr-Modell*.

10 Vergeschlechtlichte Zuschreibungen zu Naturwissenschaften, deren Berufsfeldern, wissenschaftlichen Theorien, Praxen und Paradigmen sowie zu Naturvorstellungen sind aus den unterschiedlichen Perspektiven dieser *Gender-and-Science*-Ansätze untersucht worden. Diese drei für die Naturwissenschaften, vor allem jedoch für die Biologie und die Lebenswissenschaften entwickelten Forschungsperspektiven lassen sich auch auf den Bereich der Technikwissenschaften erweitern.

11 Bath (2008) arbeitet mit einer ähnlichen Unterscheidung des Forschungsfeldes der Gender Studies zur Informatik wie Keller (1995). Sie ordnet unterschiedliche Forschungsansätze den Bereichen „1. Mehr Frauen in die Informatik!“, „2. Geschlechtsspezifische Nutzung von Informationstechnologien“ und „3. Gendering informatischer Artefakte“ zu. Für eine Veränderung der Vergeschlechtlichungen informatischer Artefakte schlägt sie vor, vor allem an existierende Ansätze der Partizipationsforschung innerhalb der Informatik „4. Methodiken des De-Gendering informatischer Gegenstände“ anzuschließen. Dies arbeitet sie in ihrer Monographie (Bath 2009) ausführlich aus.

12 Bath (2008) unterscheidet für die Analyse des Genderings informatischer Artefakte „die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung“, „die Einschreibung von Abwesenheit von Geschlechterverhältnissen“, „Problemdefinitionen und Annahmen, die Ausschlüsse produzieren“ und schließlich „Rückgriffe auf geschlechtskodierte, anthropologische Grundannahmen“.

13 Obwohl ich das Konzept der Interdependenz gegenüber dem der Intersektionalität favorisiere, hat sich diese von Walgenbach favorisierte Begriffsverschiebung nicht in den Debatten um *Intersektionalitätsforschung* in den Gender Studies durchgesetzt. Diese

Endnoten (Fortsetzung)

Einschätzung teilt zum jetzigen Zeitpunkt auch Walgenbach (2013) selbst. Um die Vermittlung sozialer Ungleichheit bezüglich *Gender/Geschlecht* mit weiteren Kategorisierungen in die Bearbeitung der Praxisprojekte in MINT einzubeziehen und diese zugleich auch diskursiv an die Gender Studies anschließen zu können, verwende ich daher hier überwiegend den Begriff *Intersektionalität*. Darüber hinaus löst Walgenbachs Vorschlag meines Erachtens Folgendes ein: Vielfach wird in den Gender Studies auf Diskurse und soziale Bewegungen in den USA rekurriert, um Kategorien sozialer Ungleichheiten in die Analysen der Gender Studies zu integrieren. Demgegenüber geht Walgenbach (2007, 25) „von vielfältigen Genealogien der Interdependenz-Debatte" aus und sucht daher konsequent die Bedeutungen dieser Kategorien in gesellschaftlichen Kontexten aufzuarbeiten. Walgenbach verortet auf diese Weise die Etablierung von Kategorien sozialer Ungleichheiten in den Gender Studies in den Kontexten derjenigen sozialen Bewegungen, die maßgeblich zu dieser Etablierung beigetragen haben.

14 In einem zweiten Projekt berücksichtigte Irrgang (2015b) zum einen Ansätze partizipativer Technikentwicklung und zum anderen theoretische Diskussionen der Gender Studies zu dichotomen Konzepten von Körper-Geist, um Gender- und Diversityaspekte von vornherein in die ihr vorgegebene Aufgabenstellung in der Audiokommunikation zu integrieren. Dieses Lehrforschungsprojekt war integraler Bestandteil ihrer Masterarbeit.

15 Diese Frage wurde durch die Auseinandersetzung mit den Disability Studies nach der Lektüre von unter anderem Anne Waldschmidt (2012) und Susan E. Roush und Nancy Sharby (2011) inspiriert.

Literaturverzeichnis

Bath, Corinna (2014): Diffractive Design. In: Marsden, Nicola/Kempf, Ute (Hg.): GENDERUseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten. München: De Gruyter Verlag/Oldenbourg Verlag, 27-36. doi: 10.1515/9783110363227.27.

Bath, Corinna (2009): De-Gendering informatischer Artefakte. Grundlagen einer kritisch-feministischen Technikgestaltung. Universität Bremen. https://elib.suub.uni-bremen.de/edocs/00102741-1.pdf (28.08.2018).

Bath, Corinna (2008): De-Gendering von Gegenständen der Informatik. In: Schwarze, Barbara/David, Michaela/Belker, Bettina Charlotte (Hg.): Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik. Bielefeld: Universitätsverlag Webler, 166-179.

Bath, Corinna/Schelhowe, Heidi/Wiesner, Heike (2010): Informatik. Geschlechteraspekte einer technischen Disziplin. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 829-841. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_99.

Bauer, Robin (2010): Chemie: Das Geschlecht des Labors. Geschlechterverhältnisse und -vorstellungen in chemischen Verbindungen und Reaktionen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 860-866. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_102.

Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0.

Blunck, Andrea/Pieper-Seier, Irene (2010): Mathematik. Genderforschung auf schwierigem Terrain. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 820-828. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_98.

Deutscher Ingenieurinnenbund (dib e.V.) (Hg.): Die Ingenieurin 3/2015 (114): Gender Pro MINT.

Faulkner, Wendy (2008): The Gender(s) of ‚Real' Engineers. Journeys Around the Technical/Social Dualism. In: Lucht, Petra/Paulitz, Tanja (Hg.): Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 141-155.

GENDER-NET IGAR Tool (o.j.): The Study Program GENDER PRO MINT. http://igar-tool.gender-net.eu/en/tools/tools-for-igauc/models-on-the-integration-of-the-gender-analysis-into-university-curricula-1 (23.08.2018).

Götschel, Helene (2010): Physik: Gender goes Physical. Geschlechterverhältnisse, Geschlechtervorstellungen und die Erscheinungen der unbelebten Natur. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 842-850. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_100.

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Henrichs, Lisa (2015): Auf dem Prüfstand. Eine retrospektive Genderanalyse der Qualitätssicherung. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 25-27.

Ihsen, Susanne (2010): Ingenieurinnen. Frauen in einer Männerdomäne. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 799-805. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_96.

Irrgang, Melanie (2015a): Schöne neue Welt. Gewalt widerfährt nur noch ‚Männern'. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 32-33.

Irrgang, Melanie (2015b): Musikempfehlung partizipativ gestalten. Wie Bewegung Musikempfehlungsdienste diversifizieren kann. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 36-37.

Irrgang, Melanie (2014): Was ist Gewalt und wie heißt er? Semantische Gewalterkennung aus Sicht der Gender Studies. In: Marsden, Nicola/Kempf, Ute (Hg.): GENDER-UseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten. München: De Gruyter Verlag/Oldenbourg Verlag, 113-123. doi: 10.1515/9783110363227.

Karge, Toni (2016): Neue Urbane Landwirtschaft. Eine theoretische Verortung und Akteursanalyse der Initiative Himmelbeet im Berliner Wedding. In: Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin (79). Berlin: Universitätsverlag der TU Berlin. doi: 10.14279/depositonce-4913.

Karge, Toni (2015): Hat Gartenarbeit ein Geschlecht? Genderaspekte urbaner Gemeinschaftsgärten. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 20-22.

Keller, Evelyn Fox (1995): The Origin, History, and Politics of the Subject Called ‚Gender and Science'. A First Person Account. In: Jasanoff, Sheila/Markle, Gerald E./Petersen, James C./Pinch, Trevor (Hg.): Handbook of Science and Technology Studies. Thousand Oaks, London, New Dehli: Sage Verlag, 80-94. doi: 10.4135/9781412990127.n4.

Lucht, Petra (2017): Integration intersektionaler Gender Studies in MINT. Praxisprojekte im Zertifikatsstudienprogramm GENDER PRO MINT der TU Berlin. In: Bath, Corinna/Both, Göde/Lucht, Petra/Mauß, Bärbel/Palm, Kerstin (Hg.): rebootING. Handbuch Gender-Lehre in den Ingenieurwissenschaften. Berlin: Lit Verlag, 207-233.

Lucht, Petra (2015a): Gender Studies in MINT. Das ‚Forschende Lernen und Lehren' in Projektmodulen des Studienprogramms ‚GENDER PRO MINT'. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 14-16.

Lucht, Petra (2015b): Meine Rolle als Lehrende in den Projektmodulen von GENDER PRO MINT. Wie ich zum ‚Forschenden Lernen und Lehren' kam. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 17.

Lucht, Petra (2014): Usability und Intersektionalitätsforschung. Produktive Dialoge. In: Marsden, Nicola/Kempf, Ute (Hg.): GENDER-UseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten. München: De Gruyter Verlag/Oldenbourg Verlag, 37-52. doi: 10.1515/9783110363227.37.

Lucht, Petra (2004): Frauen- und Geschlechterforschung für die Physik. In: Lucht, Petra (Hg.): Zur Herstellung epistemischer Autorität. Eine wissenssoziologische Studie über die Physik an einer Elite-Universität in den USA. Herbolzheim: Centaurus Verlag, 38-63. doi: 10.1007/978-3-86226-505-3.

Lucht, Petra/Mauß, Bärbel (2015): Teaching Research-Based Gender Competencies in STEM. The Study Program GENDER PRO MINT at the Technische Universität Berlin. In: Proceedings of the Annual Conference of the European Society for Engineering Education, SEFI Annual Conference 2015, Diversity in Engineering Education: Facing New Trends in Engineering, 29.06-02.07.2015, Orléans. www.sefi.be/conference-2015/CHAP 14.Gender in Engineering Education/57493- P. LUCHT.pdf (27.09.2016).

Lucht, Petra/Paulitz, Tanja (2008): Recodierungen des Wissens. Zu Flexibilität und Stabilität von natur- und technikwissenschaftlichem Wissen – Eine Einleitung. In: Lucht, Petra/Paulitz, Tanja (Hg.): Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 11-27.

Maaß, Susanne/Draude, Claude/Wajda, Kamila (2014): Gender-/Diversity-Aspekte in der Informatikforschung. Das GERD-Modell. In: Marsden, Nicola/Kempf, Ute (Hg.): GENDER-UseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten. München: De Gruyter Verlag/Oldenbourg Verlag, 67-77. doi: 10.1515/9783110363227.

Mauß, Bärbel (2015): Gender pro MINT an der TU Berlin. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 12-13.

Mauß, Bärbel/Greusing, Inka (2012): Forschungsbasierte Genderlehre. Die Doppelstrategie am ZIFG. In: news. Frauenpolitisches Forum an der TU Berlin Wintersemester 2012 (700), 14-15.

Maxwell, Joseph A. (1996): Qualitative Research Design. An Interactive Approach. Thousand Oaks, London, New Dehli: Sage Verlag.

McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS-Verlag.

Metzger, Max/Kaiser, Franziska (2015): ‚Thin Ice'. Gender in den Klimawissenschaften. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 37-40.

Miersch, Anne (2015): Spielplätze – Räume mit oder jenseits von Geschlechtszuschreibungen. Für all die CARAS. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 29-32.

Okrafka, Mareike (2015): Varus, wo ist meine Zielgruppe? In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 18-19.

Otters, Regina (2015): Raum, Kindheit, Natur. Was lehren sogenannte ‚Naturerfahrungsräume'?. In: Die Ingenieurin 3/2015 (114), 33-36.

Palm, Kerstin (2010): Biologie. Geschlechterforschung zwischen Reflektion und Intervention. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 851-859. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_101.

Paulitz, Tanja (2010): Technikwissenschaften. Geschlecht in Strukturen, Praxen und Wissensformationen der Ingenieurdisziplinen und technischen Fachkulturen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag, 787-798. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_95.

Roush, Susan E./Sharby, Nancy (2011): Disability Reconsidered. The Paradox of Physical Therapy. In Physical Therapy 91 (12), 1715-1727. doi: 10.2522/ptj.20100389.

Schultz, Martin/Seedorf, Marten (2016): The Loop Ensemble. Open Source Instruments for Teaching Electronic Music in the Classroom. In: Proceedings of the 13th Sound & Music Computing Conference, Hamburg, Germany 31.08.-03.09.2016, 422-426. http://www.georghajdu.de/computermusicnotation/wopre/wp-content/uploads/smc/SMC2016_proceedings_final-2.pdf (27.09.2016).

Waldschmidt, Anne (2012): Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi: 10.1007/978-3-531-93450-1.

Walgenbach, Katharina (2013): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 265-277. doi: 10.1007/978-3-531-92555-4_13.

Walgenbach, Katharina (2007): Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag, 23-64.

Kristina Pia Hofer

Repräsentation als agentieller Schnitt?

Provokationen und Potentiale im Verhältnis von New Materialism und (feministischer) Filmwissenschaft[1]

Film und Barad: Spiegel und Schnitte

[1] Karen Barads Konzept der semiotisch-materiellen Intra-Aktion scheint mit Fragen nach Bedeutungsbildung in filmischer Repräsentation nur schwer vereinbar. Für Barad verstellt ein Fokus auf Mediatisierung den Blick auf die „empirische Welt“[2] („empirical world“, Barad 2007, 152). In dieser Welt, so Barad, erscheine das Stoffliche als Lebendiges, Dynamisches, als etwas, das sich selbst mitteilen und bedeutend machen kann. Die Geisteswissenschaften hätten im 20. Jahrhundert allerdings ihren Fokus vornehmlich auf Sprache gelegt und damit die agentielle Qualität des Materiellen aus dem Blick verloren:

> [2] „the linguistic turn, the semiotic turn, the interpretative turn, the cultural turn: it seems that at every turn lately every ‚thing‘ – even materiality – is turned into a matter of language or some other form of cultural representation“ (Barad 2007, 132).

[3] In der Folge werde Bedeutung meist als ausschließlich vom Menschen, und zwar über weitgehend entkörperte, arbiträre Grammatiken und Zeichensysteme, generiert verstanden. In ihrer Monografie „Meeting the Universe Halfway“ (2007), auf die ich mich im Folgenden hauptsächlich beziehen werde, spricht Barad wiederholt – und, zumindest meinem Eindruck nach, bewusst abschätzig – von einem „Repräsentationalismus“ („representationalism“, Barad 2007, 86ff., 133, 138), dem die Geisteswissenschaften generell gerne anheimfallen würden. Obwohl sie nicht direkt auf die Film- und Medienwissenschaften eingeht, scheint es naheliegend, dass diese mitgemeint sind: schließlich spielen sprachbasierte theoretische Modelle (etwa aus der Semiotik und der Psychoanalyse) sowie die Idee von Film als Text / Film als Sprache auch in gegenwärtigen Filmtheorien eine wesentliche Rolle.[3]

[4] Repräsentationalismus, so argumentiert Barad, trete vor allem dann auf, wenn theoretische und methodologische Ansätze an optischen Metaphern

festhalten, besonders an jener der Reflexion oder genauer: an jener des Spiegelbilds (vgl. Barad 2007, 86ff.). Für Barad ist die Denkfigur des Spiegelbilds problematisch, weil sie impliziere, ein Objekt tatsächlich akkurat abbilden und wiedergeben zu können, solange sich dieses in ausreichender Distanz befinde („reflection: mirror image, reflection of objects held at a distance; sameness, mimesis", Barad 2007, 89). Reflexion isoliere also Betrachter_in und Objekt und setze beide als diskrete Entitäten, die jeweils vor ihrem Aufeinandertreffen im Prozess der Beobachtung unabhängig voneinander existierten und die sich im (und durch den) Beobachtungsprozess nicht gegenseitig beeinflussen (ließen) (vgl. Barad 2007, 87). In einer weit ausholenden Geste kritisiert Barad, dass diese Setzung auch in poststrukturalistischen, an Körpern und Materialität interessierten kulturwissenschaftlichen Modellen wie den diskurs- und performancetheoretischen Ausführungen von Michel Foucault und Judith Butler oft zu dem Glauben führe, dass Objekte an sich – als materielle, stoffliche Phänomene, die sich in der Welt befinden und mit ihr in Wechselwirkung stehen – der wissenschaftlichen Erkenntnis letztlich nicht zugänglich seien und Wissen über ihre Bedeutsamkeit demnach besser aus der Analyse der Mechanismen ihrer Vermittlung, also jener der Grammatiken und Strukturen ihrer Repräsentation und der (sprachlichen) Diskurse, in denen sie zirkulieren, gewonnen werden könne (vgl. Barad 2007, 87, 133, 147, 151). Repräsentation über die optische Metapher der Spiegelung zu analysieren heiße, so ihre These, Praktiken und Prozesse des Werdens aus dem Blick zu verlieren („reflection: [...] reify, simplify, make the other into a separate object; less attentive to and able to resolve important details, dynamics, how boundaries are made", Barad 2007, 90).

[5] Als Medienwissenschaftlerin, die sich mit Dynamiken und Politiken audiovisueller Repräsentation beschäftigt, schlage ich vor, Barads stets nur angedeutete[4] (und damit wenig differenzierte) Kritik an film- und medienwissenschaftlichen Ansätzen, die sich mit der Bildung von Bedeutung über Repräsentation beschäftigen, als gewollte Provokation zu lesen – gewollt deswegen, weil es sich bei der Gleichsetzung von Repräsentation und Spiegelbild, von Mediatisierung und Sprache, von Semiotik und Stasis, von Diskurs und der Reifizierung binärer Alterität wohl nur um eine bewusst übersimplifizierte Interpretation eines methodisch und theoretisch reichen und diversen Forschungsfeldes handeln kann, die hauptsächlich rhetorische Zwecke verfolgen dürfte. Ich denke hier analog zu Sara Ahmeds (2008) Kritik an rezenten feministischen *new materialisms*, die frühere feministische Auseinandersetzungen mit biologischen Materialitäten, vor allem mit jener weiblicher Körper, bewusst unsichtbar machen, um die (vermeintliche) Neuheit und Radikalität

des eigenen Ansatzes zu unterstreichen. Besonders die Implikation, dass ein konstruktivistisches und poststrukturalistisches Beforschen von Repräsentation notwendigerweise auf die Metapher des Spiegelbilds zurückgreife, um das Verhältnis zwischen Abbildung und Abgebildeten zu fassen, scheint im Lichte zeitgenössischer queer_feministischer Auseinandersetzungen irreführend. Exemplarisch sei hier Johanna Schaffer genannt, die in Rückgriff auf Roland Barthes, Stuart Hall und Gertrud Koch sehr deutlich macht, dass auch in einem semiotisch inspirierten Rahmen „Repräsentation [...] als ein Prozess der *Herstellung* von Bedeutung zu verstehen [ist]“, was „eine sehr andere Vorstellung als die des Widerspiegelns“ wäre (Schaffer 2008, 77-84, Hervorhebung KPH). Auch Andrea Seier kritisiert Barads wenig fokussierte Kritik aus der Perspektive gegenwärtiger Medienwissenschaften. Sie betont, dass einige der von Barad postulierten Positionen – wie etwa die Unabgeschlossenheit von Subjekten und Objekten oder die intime, nicht immer präzise festschreibbare Verflochtenheit sozialer und apparativer Komponenten in medialen Assemblagen – Kernthemen der Disziplin darstellen, die zumindest auf der Theorieebene als ‚alte Neuigkeiten‘ gelten würden (vgl. Seier 2014, 186f.). Gleichzeitig stellt Seier aber fest, dass die medientheoretische Einsicht in die Verflechtung der Zeichenhaftigkeit von Repräsentation und der Materialität der Welt oft noch ihrer praktischen Umsetzung harrt; das heißt, dass in Arbeiten an konkreten Fallbeispielen bisweilen unklar bleibe, wie genau nun eine solche Offenheit, Prozesshaftigkeit und Sensibilität für materielle Regungen methodisch zu operationalisieren und politisch einzuordnen sei (vgl. ebd.). Sie mutmaßt, dass das Potential von *new-materialist*-Denkansätzen genau darin liegt, grundlegende Fragen, die die Disziplin bereits seit längerer Zeit begleiten, maßgeblich „das Verhältnis von Diskurs und Materie, von Körper und Apparat, von Technologischem und Sozialem, von Ereignis und Dauer, von Realität und Performativität“, erneut und wiederholt zu problematisieren (ebd.). In meinem Beitrag zeige ich anhand eines Beispiels aus dem Exploitationkino, dass gerade in der Filmwissenschaft das erneuernde Potential von *new-materialist*-Ansätzen ernst genommen werden sollte, da filmische Repräsentation viel zu oft ohne Bezugnahme auf die materielle Dimension der besprochenen Werke analysiert wird – und dies auch in Fällen, in denen diese Dimension die filmische Darstellung wesentlich (mit) beeinflussen.

[6] In diesem Sinne lese ich Barad in meinem Beitrag bewusst gegen den Strich. Ich frage, wie ihre Einschätzung der materiellen Welt als agentiell und sich selbst mitteilend wohl für eine semiotische Analyse filmischer Repräsentation nutzbar gemacht werden kann. Dabei interessiere ich mich besonders

für die Denkfigur des „agential cut“, des „agentiellen Schnitts“ (Barad 2007, 139). Agentielle Schnitte nennt Barad Praktiken der Grenzziehung, die in jedem Prozess der Bedeutungsbildung vollzogen werden. Subjekte und Objekte erzeugen sich hier während der Beobachtung in gegenseitiger performativer Verflechtung:

> [7] „Intra-actions include the larger material arrangement (i.e., set of material practices) that effects an agential cut between ‚subject‘ and ‚object‘ (in contrast to the more familiar Cartesian cut which takes this distinction for granted). That is, the agential cut enacts a resolution within the phenomenon of the inherent ontological (and semantic) indeterminacy. In other words, relata do not preexist relations; rather, relata-within-phenomena emerge through specific intra-actions“ (Barad 2007, 139f., Hervorhebung im Original).

[8] Bedeutung, so Barad, entstehe also durch das Aufeinandertreffen menschlicher und nicht-menschlicher Agentialität(en), welche sich verschränken, verdichten und miteinander interferieren. Intelligibilität ergebe sich, wo die verschränkten Agentialitäten in vermeintlich diskrete Entitäten getrennt würden: in Subjekte und Objekte, in Kultur und Natur, in Technisches und Soziales und in weiterer Folge auch in bedeutende und unbedeutende, sinnvolle und sinnlose Äußerungen („articulations“, Barad 2007, 140, 148). Barad beschreibt Bedeutungsbildung also als einen umfassenden und tiefgreifend produktiven Prozess: Hier werden nicht nur mehr oder weniger abstrakte Konzepte über arbiträre Zeichen an bereits bestehende Objekte gebunden, sondern alle am Prozess beteiligten Komponenten – das heißt, Zeichen, Dinge, Bedeutungen, Konzepte und der Stellenwert jeder einzelnen Komponente in den Diskursen, die ihrer Interferenz entwachsen, – generieren sich erst in ihrem Zusammentreffen. Barad nennt diese Gleichzeitigkeit auch ein „Zusammen-Auseinanderschneiden“, ein „cutting together-apart“ (Barad 2012, 22). Ich möchte im Folgenden dem Erkenntnispotential dieses Denkens für eine Auseinandersetzung mit einem Feld nachspüren, das mich bereits seit längerer Zeit beschäftigt: der Repräsentation von gewalttätigen, an traditionellen Geschlechterrollen rührenden Frauen im US-amerikanischen Exploitationkino der 1960er Jahre, besonders im Werk des kürzlich verstorbenen Regisseurs Herschell Gordon Lewis. Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, sind Lewis’ Filme reich an materiellen Äußerungen, die aus dem Register der für das Erzählkino der 1960er Jahre üblichen formalen Sprache zu fallen scheinen: von Aufnahme- und Wiedergabetechnologien verursachte Signale wie das Rauschen der Aufnahmegeräte, das Prasseln der optischen Tonspur und die Verzerrung von Stimmen durch sparsame Mikrofonierung nehmen im Soundtrack genau so viel Platz ein wie auktorial gewollte Musik,

Dialog und Geräuscheffekte (Hofer 2015, Absätze 4, 13). Textur, die materielle Beschaffenheit der filmischen Oberflächen, kann hier als agentiell begriffen werden: Sie beeinflusst die Filmwahrnehmung so stark, dass sie selbst Bedeutung (mit) generiert. Da sich diese Bedeutung aus dem Material selbst erschließt, vermag sie oft auch jene Inhalte herauszufordern, zu verkomplizieren oder zu konterkarieren, die über Narrativ, Charakterisierung, Mise-en-Scène und andere filmwissenschaftlich als bedeutungstragend diskutierten Aspekte transportiert werden. Lewis' Filme bieten sich dadurch im besonderen Maße für eine Analyse mit Barad an. Das Konzept des agentiellen Schnitts ermöglicht es, ihren materiellen Texturen auch theoretisch den Stellenwert zuzuerkennen, mit dem sie sich Rezipient_innen im Werk selbst darbieten.

‚Haptische' Texturen: Bild, Ton und Filmkörper

[9] In „She-Devils on Wheels" (USA 1968) bearbeitet Herschell Gordon Lewis das repräsentative Repertoire des Outlaw-Biker-Films, eines Genres, das in den USA seit Mitte der 1960er Jahre vor allem bei jugendlichen Zuseher_innen in Autokinos populär ist (vgl. Syder 2002).[5] Für eine feministische Beschäftigung mit Exploitationkino scheint der Film auf den ersten Blick vielversprechend, weil er eine Umkehrung der sonst in Bikerfilmen üblichen Geschlechterrollen vornimmt. Das Narrativ kreist um die Man Eaters, eine ausschließlich aus Frauen bestehende Motorradgang, die tun, was in einschlägigen Filmen sonst nur männliche Protagonisten tun dürfen: Sie provozieren Schlägereien und Revierkämpfe, fahren Rennen, beuten ihre (nicht-motorradfahrenden) Fanboys sexuell aus, bewaffnen sich, foppen die Polizei, terrorisieren eine Kleinstadt und bilden eine selbstorganisierte, von Ehepartner_innen und Familie unabhängige soziale Mikrostruktur mit eigenen Regeln und Werten. Überraschend für einen kommerziellen Film der späten 1960er Jahre wird durch das Narrativ keine moralische Korrektur an diesen unüblichen Protagonistinnen vorgenommen. Am Ende wird weder geläutert noch bestraft. Der Polizei und der rivalisierenden (Männer-)Gang entkommen, donnern die Man Eaters in den Sonnenuntergang.

[10] Eine genauere Analyse der durch Figurencharakterisierung und Narrativ kommunizierten Bedeutung enttäuscht allerdings schnell. Der Film operiert mit hölzernen, stereotypen Figuren ohne differenziertes psychologisches Innenleben. Die Story kreist um einen Kampf der (zwei) Geschlechter, der grob simplifiziert wird: Hier stellen sich gewalttätige Frauen gegen gewalttätige Männer. In Kombination mit den extrem reduzierten, schablonenhaften Pro-

tagonistinnen stellt dieses Narrativ zwar die Rollenverteilung zwischen weiblichen und männlichen Figuren im Exploitationkino der 1960er Jahre auf den Kopf, affirmiert durch die exzessive Vereinfachung allerdings letztendlich das Zwei-Geschlechter-System und die damit einhergehende heteronormative Ordnung. Es handelt sich sozusagen um eine ‚schlechte' Repräsentation der im Narrativ thematisierten feministischen Ermächtigung: eindimensional, verhaftet in dominanten Denkweisen von Geschlecht – und noch dazu von einem (nicht feministisch engagierten) männlichen Regisseur sensationslüstern inszeniert (vgl. Hofer 2014, 30).

[11] Nimmt man Barads Ansatz einer materiellen Agentialität, die auch unabhängig von Narrativ und menschlichem (Autor_innen-)Subjekt wirken kann, ernst, ist jedoch auch noch eine andere Ebene zu berücksichtigen: jene der filmischen Materialität. Der materielle Unterbau des Narrativs ist in „She-Devils" außergewöhnlich intensiv spürbar, da sich die für seine Herstellung verwendeten Techniken, Apparaturen und Arbeitsmittel sehr deutlich in Bild und Ton einschreiben. Der Film wird hier als stoffliches Artefakt erfahrbar, das nicht nur eine Geschichte erzählt (und damit entkörpert sprachliche Information überträgt, wenn man so möchte), sondern selbst einen Körper hat: einen Körper aus Zelluloid und Emulsion; einen Körper, der Produkt von materiellen Eingriffen in seine Textur ist; einen Körper, der Bilder und Töne speichert, deren ästhetische Beschaffenheit ihrerseits von den sie hervorbringenden technischen Assemblagen geformt ist. Dies ist vor allem den wenig luxuriösen Umständen der Produktion des Films geschuldet. „She-Devils" wurde in knapp zwei Wochen mit einem Budget von ungefähr 50.000 US-Dollar und nach damaligen Industriestandards bereits veraltetem Equipment abgedreht (vgl. Vale/Juno 1986, 19). Aus Mangel an Zeit und Ressourcen wurden Sprache, Soundeffekte (wie das omnipräsente Dröhnen von Motoren) und Raumton oft gleichzeitig über nur ein Mikrofon abgenommen und gemeinsam auf einer einzigen Tonbandspur aufgezeichnet (Lewis 2015), was für unverständliche Dialoge und permanentes Rauschen, Brummen und Ploppen sorgt. In „She-Devils" rückt die physisch-materielle Qualität der filmischen Arbeit (des Aufzeichnens, des Editierens, des Abspielens) so stark in den Vordergrund, dass diese bisweilen die Filmerfahrung als Ganzes zu dominieren scheint (anekdotische Notiz: Studierende beklagen sich auffallend häufig, „den Text nicht zu verstehen", wenn ich diesen Film im Seminar zeige). Mit Barad gedacht steht außer Frage, dass ein so stark sich mitteilender Filmkörper auch auf die Bildung von Bedeutung Einfluss nimmt, wenn Betrachter_in und Werk über die Dauer der Filmwahrnehmung zusammen agieren.

[12] In den Filmwissenschaften finden sich verwandte Vorstellungen in Laura Marks' Modell der „haptischen Visualität" („haptic visuality", Marks 2000, 162-170; 2002, 3), welches ähnlich für ein Filmverständnis plädiert, in dem Bedeutung im gegenseitigen Austausch zwischen Filmkörper und Körper der Zuseher_in entsteht. In ihrem phänomenologische Ansatz schlägt Marks Film als multisensorisches Medium vor, auf das nicht nur distanziert geblickt oder das aus der Ferne decodiert werden kann,[6] sondern das die Betrachter_in dazu einlädt, es mit den Augen gleichsam zu berühren (Marks: „the eyes themselves function like organs of touch", 2000, 162). Zentral ist die Vorstellung, dass Berührung Nähe bedeutet: Das sinnliche Empfinden der Rezipient_in bewegt sich hier so eng an der filmischen Oberfläche, dass sie die Körperlichkeit der gezeigten Objekte und Personen im eigenen Körper nachspüren und teilen könne („shared embodiment", Marks 2002, 8). Obwohl argumentiert werden könnte, dass es sich auch bei diesem „shared embodiement" um eine Spiegelung des Filmbilds über die Augen, die es abtasten, handelt, so ist diese im Gegensatz zu den von Barad kritisierten optischen Spiegelungen doch eine intime Nachahmung und Wiederholung: „Haptic criticism is mimetic: it presses up to the object and takes its shape. Mimesis is a form of representation based on getting close enough to the other thing to become it." (Marks 2002, xiii)

[13] Auch wenn Marks hauptsächlich am (körperlichen) Austausch zwischen medial vermittelten Objekten und Rezipient_in interessiert scheint, spielt bisweilen auch der Filmkörper an sich – als materielle Assemblage, die im Prozess der Filmwahrnehmung im Gegensatz zu den auf der Leinwand oder am Bildschirm dargestellten Körpern tatsächlich und physisch anwesend ist – eine Rolle. Wenn Marks von „haptischen Bildern" („haptic images", Marks 2000, 162) spricht, meint sie auch Bilder, in denen sich das Filmmaterial eigenlogisch äußert und die gerade dadurch Einfluss auf die Bildung von Bedeutung im Rezeptionsprozess nehmen. Sie beschreibt eine solche Qualität vor allem für filmische Oberflächen, die visuelle Integrität durch den Verfall ihres photochemischen Unterbaus destabilisieren. In Peggy Awesh *found-footage*-Film „The Color of Love" (USA 1994) etwa, in dem die Künstlerin mit einem in Zersetzung begriffenen, aus der Mülltonne geretteten amateurpornografischen Film auf Super-8 arbeitet, sieht Marks die heteronormative Repräsentationslogik der pornografischen Inszenierung[7] durch eine für sich selbst stehende, alternative Erotik konterkariert, die durch den sichtbaren Verfall von Filmstreifen und Emulsion ins Bild eingebracht werde. Das Empfinden (und Begehren) der Betrachter_in, so argumentiert sie, sei nicht nur von den abgebildeten sexuellen Handlungen eingenommen, sondern mindestens ebenso

stark vom rhythmischen Pulsieren der verwaschenen Rosa- und Brauntöne, das das ursprüngliche Filmbild von seinen Seiten her in Blasen zum Verschwinden bringt (Marks 2002, 100f).

[14] Analog zu Marks „haptischen Bildern“ kann für „She-Devils on Wheels“ von einem ‚haptischen‘ Filmton gesprochen werden. Der Rezipient_in bietet sich eine Oberfläche, die nicht nur durch das Auge, sondern auch durch das Ohr auf ihre materielle Beschaffenheit hin abgetastet werden kann. Dabei tritt die Hörende in direkten Austausch mit dem Film als physisches Objekt: Wie oben ausgeführt, macht die durch viele Schichten der Abnutzung und Verschmutzung texturierte Tonspur den Film als Körper greifbar. Ich möchte im Folgenden die ‚haptische‘ Qualität der sonischen Verschmutzung einer Relektüre unterziehen, die die Potentiale einer Verknüpfung von Marks’ Gedanken mit Barads Modell der semiotisch-materiellen Intra-Aktion auslotet. Wesentlich ist hier eine Verschiebung des Fokus: Im Zentrum steht nicht ein empathisches ‚Nachspüren’ des Dargestellten (oder materiell Vorhandenen) in meinem Körper (oder dem Körper einer hypothetischen Rezipient_in), sondern, – mit Barad gesprochen – ein konkreter agentieller Schnitt, den ich im Zusammenwirken von Bild, Narrativ, Ton und meiner (repräsentationskritischen) Interpretation verwirklicht sehe. Dabei interessiert mich vor allem, wie die ‚haptische’ Tonspur als materiell eigenlogische Äußerung wirksam wird. Unter Rückgriff auf Barads Vokabular könnte dieser Prozess folgendermaßen beschrieben werden: der schmutzige Ton lenkt die Aufmerksamkeit auf die Trennungen zwischen Verständlichem und Unverständlichem, zwischen Zugänglichem und Verschlossenem, die einerseits für die Konstituierung der dargestellten Subjekte, andererseits aber auch für die Definition der Grenzen von Film als physischem Objekt nötig sind. Gleichzeitig lässt die sonische Schmutzigkeit aber auch erkennen, dass als gegensätzlich und voneinander getrennt begriffene Komponenten nie bereits vor der Darstellung in ‚authentischer‘ Weise und in sich abgeschlossen existieren, sondern immer erst produziert – und im Idealfall neu ausgehandelt – werden müssen. „She-Devils on Wheels“ und seine sonische ‚Haptizität‘ machen genau jenen Schnitt erfahrbar, der im kommerziellen Erzählkino normalerweise nötig ist, um ein auf der Leinwand verständlich agierendes Subjekt und ein klar definiertes Objekt ‚Film‘ zu generieren: nämlich die Zähmung materieller Äußerungen und Überschüsse. Gleichzeitig legen die materiellen Äußerungen der Tonspur in ihrer Vordergründigkeit aber auch nahe, diesen Schnitt für diesen Film anders zu setzen.

Grenzen ziehen: Subjekt, Objekt, Exzess

[15] In filmwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Repräsentation nicht nur im Exploitation-, sondern im narrativen und vor allem kommerziellen Kino finden die oben skizzierten materiellen Aspekte bislang nur wenig Beachtung. Das mag daran liegen, dass ‚haptische' Qualitäten eines Films in semiotisch orientierten Analysen oft als nicht weiter zu berücksichtigende Überschüsse verstanden werden. Filmische Arbeit, vor allem als technischer und materieller Prozess, sollte im kommerziellen, narrativen Kino bis in die 1970er Jahre idealer Weise sowohl unsicht- als auch unhörbar bleiben (vgl. Doane 1980). Die Formalistin Kristin Thompson diskutiert im Jahr 1986 Äußerungen des Materiellen in Sergej Eisensteins „Iwan der Schreckliche" (1944) folglich als „Exzess" („cinematic excess"). Sie würden keine direkte Funktion („motivation") im Film übernehmen, damit letztlich unverständlich bleiben und ihrer Analyse immer entschlüpfen (Thompson 1986, 132f.). Thompson identifiziert zwar ein gewisses interpretatorisches Potential in der Beschäftigung mit materiellen Äußerungen, wenn sie argumentiert, dass Exzesse die Zuseher_in aus einer „totalen Absorption" („total absorption") durch das Narrativ locken könnten, führt die Anwendungsmöglichkeiten für eine Analyse des kommerziellen Erzählkinos aber nicht weiter aus (vgl. Thompson 1986, 140f.). Sie wendet sich stattdessen zwei Beispielen aus dem experimentellen Kino zu, genauer den *found-footage*-Filmen von Ken Jacobs und Joseph Cornell, in denen sie das dem filmischen Exzess innewohnende kritische Potential verwirklicht sieht (vgl. Thompson 1986, 141). Ich vermute, dass der Exzess in diesen Beispielen für Thompson deswegen leichter interpretierbar wird, weil er einer auktorialen Motivation unterworfen ist: Jacobs' und Cornells Filme sind exzessiv, weil die Filmemacher es so beabsichtigen.

[16] Ein solcher auktorialer Ansatz eignet sich aber nicht für eine Analyse von „She-Devils on Wheels". Die besonders präsenten materiellen Überschüsse, z.B. der schmutzige, Wörter verschluckende Ton, sind von Seiten der Produktion weder beabsichtigt noch gewollt. Für Lewis gilt es als belegt, dass er Lo-Fidelity-Aufnahmetechnik nicht gezielt als Stilmittel eingesetzt hat (vgl. Vale/Juno 1986; Lewis 2015). Die britische und amerikanische ‚Kultfilm'-Kritik der 1990er Jahre, die die akademische Debatte um das Exploitationkino wesentlich geprägt hat, liest diese Dimensionen demnach oft als Ausdruck handwerklicher Fehler oder technischer Unzulänglichkeiten und damit als Artikulationen der außerfilmischen Welt. Jeffrey Sconce, der sich in einem Artikel für die Zeitschrift „Screen" ausführlich mit der Anwendbarkeit von Thomp-

sons Konzept des filmischen Exzesses für das Exploitationkino auseinandersetzt, macht dies besonders deutlich. Sconce schlägt vor, materielle Überschüsse als indexikalische Spuren historischer Produktionskontexte zu lesen (vgl. Sconce 1995, 387f.). In anderen Worten: Materieller Exzess repräsentiere nicht, sondern dokumentiere. Obwohl sich materielle Äußerungen in den Körper des Filmes einschreiben können, gehörten sie dennoch nicht zum Film. Die durch sie transportierten Informationen überlagerten und überformten die filmischen Repräsentationsprozesse eher, als dass sie innerhalb des Films (vor allem innerhalb des filmischen Narrativs) selbst bedeutungstragend würden.

[17] In feministischen filmkritischen Annäherungen an Repräsentation im Exploitationkino lassen sich ähnliche Tendenzen ablesen (vgl. Cook 1976; Despineux/Mund 2000; Zalcock 1998; Hatch 2004). Typische Fragestellungen kreisen meist um die Schwierigkeiten und/oder Potentiale, die sich aus genretypisch stereotypen Charakterisierungen und Erzählweisen ergeben (vgl. Hofer 2014, 30f.). Eine ernsthafte Diskussion von filmstofflichen Überschüssen bleibt meist außen vor. Auch hier erscheinen materielle Exzesse als das Andere zur filmischen Repräsentation.

[18] Barads Denkfigur des „agentiellen Schnitts“ kann hier als produktive theoretische Erweiterung eingesetzt werden, da sie erlaubt, materielle Überschüsse als konstitutiv für die Bedeutung eines Films zu begreifen. Dazu ist es allerdings notwendig, diese Überschüsse als erstens agentiell und zweitens als zum Film gehörig und mit filmsprachlichen Dimensionen produktiv verschränkt zu denken. In meinem konkreten Beispiel fordert dies das zuvor beschriebene Verständnis von filmischer Repräsentation in zweierlei Hinsicht heraus: Zum einen erweitert sich der Analysefokus auf Geräusche und Tontexturen, die sich außerhalb der sogenannten „sonischen Hierarchie“ des Erzählkinos – und damit außerhalb der üblichen filmwissenschaftlich diskutierten sonischen Signifikationssysteme – befinden („sonic hierarchy of classical cinema“, Birtwistle 2010, 57; vgl. auch Doane 1980; Levin 1984; Bordwell/Thompson 1985; Altman 1992). Zum anderen wird auch eine generelle, qualitative Erweiterung des Registers der Signifikation an sich notwendig, und zwar eine Erweiterung um Äußerungen, die auf die physikalischen, chemischen und mechanischen Dynamiken und Idiosynkrasien von Medienformaten, beziehungsweise von Aufzeichnungs- und Abspieltechnologien zurückzuführen und somit nicht unmittelbar durch menschliche Sprache entschlüsselbar sind (vgl. Birtwistle 2010, 85ff.). Anstatt das Andere oder Äußere zur

Repräsentation zu verkörpern, werden sonische Überschüsse, wie das Rauschen, das hohle Echo, das übersteuerte Dröhnen in „She-Devils on Wheels“, maßgeblich und aktiv mitverantwortlich dafür, wie der Film sein Thema – eine scheinbar simplifizierende Annäherung an (frauen-)emanzipatorisches Empowerment – repräsentiert.

[19] Betrachtet man filmische Repräsentation als Prozess, der auch von agentiellen Äußerungen materiell exzessiver sonischer Anteile getragen wird, fällt als erstes auf, dass der ‚haptische‘ Ton für eine Trübung oder Verschleierung der im Narrativ dargebotenen heteronormativen Logiken des Films sorgt. Der schmutzige Sound liegt wie Dunst über sprachlich-semiotisch sinngebenden Anteilen wie Dialog, Soundeffekten und Musik, was dafür sorgt, dass die vermeintliche ‚Botschaft‘ der Regie (‚Frauen, die sich emanzipieren wollen, sind schlimmer als die schlimmsten Männer‘) nicht ungefiltert zur Zuseher_in und -hörer_in durchdringt. Dies wird besonders in jenen Szenen deutlich, in denen seitens der filmischen Erzählinstanz der Versuch unternommen wird, die einzelnen Man Eaters über Dialog individuell zu charakterisieren: zum Beispiel während einer Prügelei der Frauen mit einer verfeindeten Bande männlicher Drag-Racer [44:30-48:49] oder im Zuge einer gemeinschaftlichen Sexparty, für die sich die (männlichen) Groupies der Gang in einer ‚stud line‘ aufreihen und mit ihren körperlichen Reizen um die Gunst der Gangmitglieder konkurrieren müssen, die sie, entsprechend der Logik der Teamwahl in der Turnstunde (‚best goes first‘), einzeln und nacheinander auswählen [55:10-57:12]. Auf der Bildebene positionieren beide Szenen anfangs Queen, die Anführerin der Man Eaters, zentral in der Mitte des Frames, mit einer Kamera, die ihren Bewegungen durch den Raum folgt und sie so als Hauptperson markiert. Beginnt diese Hauptperson allerdings zu sprechen, scheint sich ihre Beherrschung der Szene aufzulösen: Ihre Worte bleiben nahezu unverständlich; sie gehen in einer Fülle von auktorial ungewollten sonischen Verschmutzungen unter. In der Prügelszene verliert sich die Bedeutung von Queens Worten vor allem im Fauchen der Oxide des Magnetbandes, mit dem sie aufgezeichnet wurden, im Prasseln, das durch die Übersetzung von Magnetton auf eine optische Tonspur entsteht, sowie in den Ausfällen und Verzerrungen, die auf Schäden am Trägermaterial (z.B. Kratzer und Überdehnung des Filmstreifens) zurückzuführen sind, das heißt, in jener Art von Schmutz, die Andy Birtwistle als „ground and system noise“ bezeichnet (Birtwistle 2010, 97ff.). In der Sexparty-Szene verwäscht sich die Sprache der Protagonistin vor allem in dem hart prellenden Echo, das durch die direkte, synchrone Aufnahme[8] des Dialogs zur Szene mit einem einzigen Mikrofon in einem spärlich eingerichteten Studio mit vielen glatten, reflektierenden Oberflächen verursacht

wurde, also Aufnahmeschmutz oder „rendering noise“ (Birtwistle 2010, 93ff.). Die notwendige Platzierung des einen Mikrofons außerhalb des sichtbaren Frames – weit weg von der Sprechenden – sorgt außerdem dafür, dass bisweilen das Flüstern und Füßescharren der in der ‚stud line‘ aufgereihten männlichen Nebendarsteller deutlicher zu vernehmen ist als Queens verbale Kommentare zu deren körperlicher Verfasstheit. Die ‚schlechte‘ Repräsentation des emanzipatorischen Projekts im Narrativ manifestiert sich also auch auf materieller Ebene in ‚schlechter‘ Tonqualität.

[20] Barads Bild des „cutting together-apart“ erlaubt es, diese Trübungen als im Film angelegte und mit anderen filmsprachlichen Komponenten agentiell verstrickte Dimension zu erkennen. Aus diesem Blickwinkel kommen sie demnach nicht störend von außen, sondern formen die Repräsentation der ungewöhnlichen Protagonistinnen dieses Films wesentlich mit. Als konstitutive ästhetische Komponente der dem Film eigenen Repräsentation ziehen die verschiedenen Schichten von sonischem Schmutz eine Bedeutungsebene ein, die sich aus der Analyse der auktorialen Erzählung alleine nicht in derselben Form ergeben kann. Wie oben ausgeführt lassen Narrativ und Charakterisierung des Films darauf schließen, dass die Ermächtigung weiblicher Protagonistinnen immer nur innerhalb des Zwei-Geschlechter-Systems stattfinden könne: Emanzipation, verraten Bild und Dialoge, sei ein Ringen um eine souveräne Subjektposition, die sich nur durch die Vernichtung eines (binär gegensätzlich vergeschlechtlichten) Gegners realisieren ließe, der die begehrte Subjektposition bereits inne hat. Die materiell exzessiven Äußerungen der Tonspur überlagern diese narrative Setzung. Alle Filmfiguren, die auf einer herkömmlichen filmsprachlichen Ebene (wie z.B. durch Kameraeinstellung) als Subjekte vorgeschlagen werden, bleiben auf der sonisch exzessiven Ebene bemerkenswert opak: ihnen wird eine grundlegende Qualität verwehrt, die ein souveränes Subjekt normalerweise auszeichnet, nämlich die Beherrschung einer verständlichen Sprache. Als agentieller Bestandteil, der die Filmwahrnehmung mit formt, ‚beeinträchtigt‘ dabei der sonische Schmutz die Subjektwerdung nicht von außen, sondern ist Teil ihrer Konstituierung. Dieser Schmutz ist kein Schleier, der ein darunter liegendes, potentiell souveränes, sprechendes Subjekt nur verdeckt und somit eigentlich zu seiner Freilegung einlädt. Die Unverständlichkeit produziert das filmischen Subjekt vielmehr mit, ‚macht‘ es sozusagen, (macht es aus, bringt es hervor). Die agentielle Intervention des ‚haptischen‘ Filmtons destabilisiert damit die im Narrativ vermittelte Vorstellung, dass die Souveränität des Subjekts den einzigen (oder wichtigsten) Fokalisationspunkt von (weiblicher) Emanzipation darstellen könne.

[21] Repräsentationspolitisch ist dies von Bedeutung, da Souveränität eine herrschaftswirksame Schöpfung der bürgerlichen Moderne ist, die sehr intim mit normativen, westlichen Vorstellungen von Emanzipation und dem Erstreiten von Rechten verwoben ist. Als philosophisches Produkt, mit dessen Hilfe (staats-)bürgerliche Subjekte rassistische, sexistische und koloniale Ermächtigung zu rechtfertigen suchen, produziert die Idee der Souveränität gewaltvolle Ausschlüsse mit. Ein souveränes Subjekt kann sich nur intelligibel äußern, wenn es sich gleichzeitig von seinem entmachteten Gegenüber, dem unverständlichen Anderen (wahlweise: dem Wilden, Natürlichen, Inhumanen, Kranken etc.) abgrenzt (vgl. Meißner 2013). Im Narrativ von „She-Devils on Wheels“ stellt dieses zentrale Problem von Repräsentationen, die sich innerhalb der Logik herrschender Verhältnisse bewegen, eine Leerstelle dar. Die Protagonistinnen sind ausschließlich als Weiß und hauptsächlich als heterosexuell markiert und nur an der Ermächtigung der zu ihrer streng von der weiteren Gesellschaft abgegrenzten sozialen Mikrostruktur Zugehörigen interessiert. Die Überschreibung dieser filmsprachlichen Inszenierung mit unverständlichen, Intelligibilität verweigernden Geräuschtexturen könnte somit auch so verstanden werden, dass die Ausschlüsse, die eine so eindimensionale Darstellung von Emanzipation verschweigt, auf der Ebene des Tons zumindest in Erinnerung gerufen werden.

[22] Mit Judith (Jack) Halberstam gedacht eröffnet der Film hier die Möglichkeit einer umfassenderen Kritik an den strukturellen Bedingungen von filmischer Repräsentation aus der Perspektive einer „queeren Negativität“ („queer negativity“, Halberstam 2011, 123ff). Halberstam beschreibt queere Negativität als eine politische Strategie, mit der Akteur_innen sich der Affizierung durch gewaltsame Sigifikationssysteme widersetzen, indem sie sich unverständlich, unsinnig oder opak machen. Der Preis der Anerkennung im Rahmen der herrschenden Logik, nämlich die Teilhabe an den Grenzziehungen, die immer andere Andere als nicht repräsentabel zurücklassen werden, erscheint diesen Akteur_innen zu hoch. Diese Strategie sucht deshalb nicht nach einem kohärenten „feministischen Subjekt“ („feminist subject“, Halberstam 2011, 126), sondern produziert „only subjects who cannot speak, who refuse to speak; subjects who unravel, who refuse to cohere; subjects who refuse ‚being‘ where being has already been defined in terms of a self-activating, self-knowing, liberal subject“ (Halberstam 2011, 126). Wie oben ausgeführt, agieren die die Verständlichkeit von Figuren und Text durchkreuzenden materiellen Texturen in „She-Devils“ weitgehend unabhängig von Skript, Schnitt und Regie. Sie destabilisieren somit die Souveränität sprechender (beziehungsweise: sich der Filmsprache bedienender) Subjekte nicht nur vor, sondern

auch hinter der Kamera. Dies lässt eine durchaus dystopische, queere Lesart zu: Dieser Film zielt nicht auf anerkennende Repräsentation seiner (heteronormativ orientierten) weiblichen Figuren, sondern stellt zur Debatte, ob alternative, ermächtigende Darstellungsformen nicht eher nach der Aufgabe der Idee des souveränen Subjekts an sich – zumindest in seiner modernen bürgerlichen Lesart – verlangen würden. Da die oben beschriebenen materiellen Äußerungen diese Fallstricke der Repräsentation in dem Apparatus immanenten „ground and system noise", also eigenlogisch artikulieren, lässt sich die queere Negativität des Films auch auf der Ebene des Apparativen deuten. Eine mögliche Lesart: Der kinematografische Apparat stellt sich selbst als eine materiell-diskursive Anordnung dar, die weder im repräsentationalistischen Sinn spiegeln (d.h. akkurat wiedergeben) noch im optimistischen Sinn ‚positive' Bilder generieren kann, die gleichzeitig verständlich und herrschaftskritisch wären.

Film und Barad, Reprise: Ein Plädoyer für das Hinhören

[23] Eine Öffnung der Analyse in Richtung agentieller Materialitäten erscheint gerade für das Exploitationkino als methodologischer Gewinn. Wie für „She-Devils on Wheels" exemplarisch ausgeführt, speist sich das Charakteristische an diesem Genre aus dem Ineinanderwirken von sensationalistischen, extrem flach gehaltenen Inhalten und der übertriebenen Sicht-, Hör- und Spürbarkeit der materiellen Dynamiken filmischer Ton- und Bildarbeit. Wirft man einen Blick auf Fankulturen – die ‚empirische Welt', wenn man so möchte, – wird deutlich, dass das Attraktive und Faszinierende am Exploitationkino nicht über eine dieser Ebenen allein, sondern immer nur über ihre Verschränkung, ihr Zusammenwirken, ihre – mit Barad gesprochen – ‚agentielle Verstrickung' erklärt werden kann (vgl. Hofer 2017, in Druck). Die Rezeptionslust an Exploitationfilmen der 1960er Jahre liegt oft genau in der Spannung, die sich aus der Gleichzeitigkeit von spröder Formelhaftigkeit auf inhaltlicher und wuchernder Vielheit auf materieller Ebene ergibt. Dies wird besonders dann spürbar, wenn spätere, viel deutlicher queer oder feministisch (selbst-)definierte Künstler_innen in eigenen Arbeiten auf Filme wie „She-Devils on Wheels" Bezug nehmen, dabei neben skandalös flachen Charakterisierungen immer auch materielle Überschüsse zitieren, übernehmen, umarbeiten, aneignen und diese damit für ihre Deutung des Genres bedeutsam machen. Ich denke hier zum Beispiel an John Waters, dessen in den 1970er Jahren produzierte, stark von Herschell Gordon Lewis inspirierte Filme wie „Pink Flamingos" (USA 1972) oder „Female Trouble" (1974) genau auf die Exploitation-

typische Spannung von semiotischer Verflachung, materiellem Exzess und queerer Negativität bauen (vgl. Waters 1981, 202; Nunes 2015, Absätze 2, 23.). In meiner Einschätzung ziehen auch Waters-Figuren wie Divine/Babs Johnson ihre Sprengkraft daraus, dass sie primär aus der Nähe zu einem solchen Spalt oder Schnitt entstehen können. Eine filmwissenschaftliche Beschäftigung mit Exploitation- und Trash-Film, die das Genre und seine Idiosynkrasien ernst nehmen möchte, kommt also um ein genaues Hinsehen und Hinhören auf Spalten, Schnitte und deren materielle Verfasstheit nicht umhin.

[24] Um zum Ende noch einmal zum Ausgangspunkt zurückzukehren: Barad und die Filmwissenschaft sind scheinbar schwer zusammenzudenken. Film und Kino stellen die Postulate des Posthumanen und der materiellen Agentialität, die in Barads Arbeiten einen prominenten Platz einnehmen, vor ein wesentliches Problem: Filme sind nun einmal kulturelle Produkte, deren Bedeutung sich wesentlich über deren menschlichen Gebrauch, über menschliches Denken und Fühlen erschließt. Wie ich in diesem Beitrag versucht habe darzulegen, sehe ich dennoch Potential in der Verschränkung von Barads *new materialism* und einer filmwissenschaftlichen Kritik der Repräsentation, vor allem für eine feministische Auseinandersetzung mit inhaltlich kontroversen Genres wie dem Exploitationkino und marginalisierten Dimensionen wie dem Filmton. Repräsentation als „agentiellen Schnitt“ zu begreifen, bedeutet zu fragen, was als filmisch gelten kann und wo kinematographisches Erfahren zu verorten ist. Wenn die ‚haptischen' Qualitäten von Filmen wie „She-Devils on Wheels“ mit semiotischen Ansätzen schwer fassbar sind, dann macht ein analytischer Fokus auf genau jene Qualitäten auch sichtbar, welche „agentiellen Schnitte“, welche produktiven Trennlinien Filmproduktion und -rezeption vollziehen, um sinnlose von sinntragenden Komponenten des filmischen Gefüges zu unterscheiden. Eine Beschäftigung mit diesen Trennlinien schärft einerseits den Blick für Kontinuitäten, die in Barads Rhetorik des Neuen oft verloren scheinen: Wie deutlich geworden ist, gibt es sehr wohl filmwissenschaftliche Ansätze, die das Verhältnis von Materialität und Bedeutung (unabhängig vom Vokabular eines *new materialism*) thematisieren. Andererseits mögen Barads Provokationen aber als willkommene Erinnerung dienen, dass auch diese Ansätze Materialität oft als ein Äußeres zum Film, besonders zum filmischen Narrativ, denken. Barads Reformulierungen können ermutigen, diese Prozesse als Verhandlungen von Differenzen in den Blick zu nehmen, die innerhalb der Begegnung von Zuseher/hörer_in, Material, und Narrativ angelegt sind („marking differences from within and as part of an entangled state“, Barad 2007, 89). Dies macht ihren Ansatz offener und anschlussfähiger, als ihre Rhetorik vermuten lässt.

Endnoten

1 Dieser Artikel wurde ermöglicht durch Projektmittel des FWF im Rahmen des Projekts „A Matter of Historicity – Material Practices in Audiovisual Art“ (Austrian Science Fund (FWF): P 27877-G26, https://amatterofhistoricity.net).

2 Alle Übersetzungen aus dem Englischen: die Autorin.

3 Dies wird zum Beispiel in Edward Branigans (2015) einführendem Kapitel zur jüngsten „Routledge Encyclopedia of Film Theory“ deutlich.

4 Auf diese Andeutungen einzugehen ist wichtig, weil sie sehr wohl in konkreter (und bisweilen ähnlich undifferenziert) Form bei Autor_innen wiederkehren, die sich mit den Einsatzmöglichkeiten von *new-materialist*-Ansätzen im feministischen Schreiben über (audio-)visuelle Artefakte und deren Bedeutung beschäftigen: siehe zum Beispiel Bolt 2013.

5 Zum Status des Films in Lewis' Werk siehe meine Diskussion in Hofer 2015, Absatz 6.

6 Solch distanzierte Modi bezeichnet Marks als „optisch“ („optical“, Marks 2002, 5), was allerdings eine eher zufällige Parallele zu Barad darstellt: Marks bezieht sich auf eine Nomenklatur des Kunsthistorikers Alois Riegl.

7 Zu (hetero-)normativen Darstellungskonventionen von Pornografien auf Film bis in die 1980er Jahre siehe Williams 1999.

8 Ausführlich zur DIY/lo-fidelity Technik des direct sound recording siehe Altman 1985, 49.

Literaturverzeichnis

Ahmed, Sara (2008): Imaginary Prohibitions. Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the New Materialism. In: European Journal of Women's Studies 15 (1), 23-39.

Altman, Rick (1992): General Introduction: Cinema as Event. In: Rick Altman (Hg.): Sound Theory, Sound Practice. London: Routledge, 1-31.

Altman, Rick (1985): The Evolution of Sound Technology. In: Weis, Elizabeth/Belton, John (Hg.): Film Sound: Theory and Practice. New York: Columbia University Press, 44-53.

Barad, Karen (2012): Intra-Active Entanglements. An Interview with Karen Barad by Malou Juelskjær and Nete Schwennsen. In: Kvinder, Køn & Forsking 1-2, 10-23.

Barad, Karen (2007): Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham: Duke University Press.

Birtwistle, Andy (2010): Cinesonica. Sounding Film and Video. Manchester: Manchester University Press.

Bolt, Barbara (2013): Introduction. In: Barrett, Estelle/Bolt, Barbara (Hg.): Carnal Knowledge. Towards a Toward a „New Materialism“ through the Arts. London: i. b. Tauris, 1-13.

Bordwell, David; Thompson, Kristin (1985): Fundamental Aesthetics of Sound in the Cinema. In: Weis, Elizabeth; Belton, John (Hg.): Film Sound: Theory and Practice. New York: Columbia University Press, 181-199.

Branigan, Edward (2015): Introduction (II). Concept and Theory. In: Branigan, Edward/Buckland, Warren (Hg.): The Routledge Encyclopedia of Film Theory. London: Routledge, xxi-xl.

Cook, Pam (1976): Exploitation Films and Feminism. In: Screen 17 (2), 122-127. doi: 10.1093/screen/17.2.122.

Despineux, Carla/Mund, Verena (Hg.) (2000): Girls, Gangs, Guns. Zwischen Exploitation-Kino und Underground. Marburg: Schüren Verlag.

Doane, Mary Ann (1980): Ideology and the Practice of Sound Editing and Mixing. In: de Lauretis, Teresa/Heat, Stephen (Hg.): The Cinematic Apparatus. London: Macmillan, 47-60.

Halberstam, Judith (Jack) (2011): The Queer Art of Failure. Durham, NC: Duke University Press.

Hatch, Kristen (2004): The Sweeter the Kitten the Sharper the Claws: Russ Meyer's Bad Girls. In: Pomerance, Murray (Hg.): Bad. Infamy, Darkness, Evil and Slime on Screen. Albany: State University of New York Press, 143-155.

Hofer, Kristina Pia (in Druck): Dirty Sound: The Camp Materialism of Blood Orgy of the Leather Girls. In: Bergmann, Franziska; Cleto, Fabio; Hotz-Davis, Ingrid; Vogt, Georg (Hg.): The Dark Side of Camp. Queer Economies of Dust, Dirt and Patina. London: Routledge.

Hofer, Kristina Pia (2015): Exploitation Feminism: Trashiness, Lo-Fidelity and Utopia in She Devils on Wheels and Blood Orgy of the Leather Girls. In: Transatlantica 2. http://transatlantica.revues.org/7928 (03.05.2017).

Hofer, Kristina Pia (2014): Vom Begehren nach Materialität: Sonischer Dreck, Exploitationkino, feministische Theorie. In: FKW Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur 57, 28-40. http://www.fkw-journal.de/index.php/fkw/article/view/1306 (03.05.2017).

Levin, Tom (1984): The Acoustic Dimension. Notes on Cinema Sound. In: Screen 25 (3), 55-68. doi: 10.1093/screen/25.3.55.

Lewis, Herschell Gordon (2015): E-Mails an die Autorin, 21. und 22.12.2015.

Marks, Laura (2002): Touch. Sensuous Theory and Multisensory Culture. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Marks, Laura (2000): The Skin of the Film. Intercultural Cinema, Embodiment, and the Senses. Durham, NC: Duke University Press.

Meißner, Hanna (2013): Feministische Gesellschaftskritik als onto-epistemo-logisches Projekt. In: Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stefan/Völker, Susanne (Hg.): Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen. Münster: LIT Verlag, 163-208.

Nunes, Elise Pereira (2015): Sex, Gore and Provocation: the Influence of Exploitation in John Waters's Early Films. In: Transatlantica 2. http://transatlantica.revues.org/7881 (03.05.2017).

Schaffer, Johanna (2008): Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung. Bielefeld: transcript Verlag.

Sconce, Jeffrey (1995): Trashing' the Academy: Taste, Excess, and an Emerging Politics of Cinematic Style. In: Screen 36 (4), 371-393. doi: 10.1093/screen/36.4.371.

Seier, Andrea (2014): Die Macht der Materie. What Else is New? In: Zeitschrift für Medienwissenschaften 11 (2), 186-191. http://www.zfmedienwissenschaft.de/heft/text/die-macht-der-materie-what-else-new (03.05.2017).

Syder, Andrew (2002): Ripped from Today's Headlines: The Outlaw Biker Movie Cycle. In: Scope: An On-line Journal of Film Studies. Institute of Film Studies, Nottingham University, United Kingdom. https://www.nottingham.ac.uk/scope/documents/2002/december-2002/syder.pdf (03.05.2017).

Thompson, Kristin (1986): The Concept of Cinematic Excess. In: Rosen, Philip (Hg.): Narrative, Apparatus, Ideology. A Film Theory Reader. New York: Columbia University Press, 130-142.

Vale, V.; Juno, Andrea (1986): Incredibly Strange Films. San Francisco: Re/Search Publishing.

Waters, John (1981): Shock Value. A Tasteful Books About Bad Taste. New York: Delta.

Williams, Linda (1999): Hard Core. Power, Pleasure and the Frenzy of the Visible. Second Edition. Berkeley, CA: University of California Press.

Zalcock, Bev (1998): Renegade Sisters. Girl Gangs on Film. San Francisco: Creation Books.

Filmverzeichnis

She-Devils on Wheels (USA 1968, R: Herschell Gordon Lewis)

Female Trouble (USA 1974, R: John Waters)

Iwan der Schrechlicke (Sowjetunion 1944: R: Sergeij Eisenstein)

Pink Flamingos (USA 1972, R: John Waters)

Katharina Rost und Jenny Schrödl

Körperlichkeit, Materialität und Gender in Theater und Theaterwissenschaft

[1] Unser Beitrag stellt das Verhältnis von Körperlichkeit, Materialität und Gender in Theater und Theaterwissenschaft ins Zentrum der Auseinandersetzung und zielt darauf, die Interdependenz der drei Kategorien herauszuarbeiten und hervorzuheben. Dieser Zusammenhang der drei Begriffe ist in der Theaterwissenschaft durchaus keine Selbstverständlichkeit, im Gegenteil: Während Materialität und Körperlichkeit im Kontext des *performative turn* eine starke Aufwertung und Zuwendung erfahren haben, ist Gender vergleichsweise marginal geblieben. Im ersten Teil soll es um eine begriffstheoretische Erörterung der Kategorien von Materialität und Körperlichkeit in ihrem Verhältnis zur Kategorie Gender gehen, wie sie primär im deutschsprachigen theaterwissenschaftlichen Diskurs der letzten zehn bis 15 Jahre Verwendung finden. Im zweiten Teil stehen drei Strategien des Gegenwartstheaters im Mittelpunkt, welche das Verhältnis von Materialität, Körperlichkeit und Gender verhandeln: Cross-Dressing, Nacktheit und Affektion der Dinge.

Die Kategorien Materialität, Körperlichkeit und Gender in der Theaterwissenschaft

[2] Der Begriff der Materialität erfuhr in den 2000er Jahren im Kontext des Performativitätsdiskurses innerhalb der Theaterwissenschaft eine erhöhte Konjunktur, während er davor kaum Verwendung fand (vgl. Pfeiffer 1988, 15ff.). Auseinandersetzungen mit Judith Butlers Performativitätstheorie und ihrem Konzept der Materialität, die Rezeption des Begriffs im französischen Poststrukturalismus – u.a. bei Roland Barthes, Jacques Derrida, Julia Kristeva – „und dem kulturwissenschaftlichen Interesse an der Materialität der Kommunikation […] rückten Fragen nach der Materialität allmählich ins Zentrum der theaterästhetischen Betrachtung.“ (Schouten 2014, 206)

[3] Ganz allgemein meint der Begriff Materialität im theaterästhetischen Diskurs die sinnliche Erscheinung und Wirkung von Objekten, Körpern oder Prozessen im Moment ihrer Wahrnehmung und Erfahrung (vgl. Schrödl 2012, 36f.). Abgegrenzt wird der Begriff vor allem vom Materialbegriff, der stärker feste oder beständige Objekte umfasst, wie etwa das Bühnenbild oder Dekorationen. Die Materialität einer Theateraufführung meint hingegen fluide Körper und Bewegungen im Raum; zum zentralen Kennzeichen der Materialität einer Theateraufführung wird mithin die Flüchtigkeit und Transitorik von Körpern, wie Erika Fischer-Lichte es ausdrückt: „Die besondere – eben flüchtige – Materialität der Aufführung werde vielmehr durch die Körper der Schauspieler konstituiert, die sich im und durch den Raum bewegen." (Fischer-Lichte 2004, 49) Entsprechend wird nach Fischer-Lichte die Materialität einer Aufführung durch vier miteinander verbundene Phänomenbereiche hervorgebracht: Körperlichkeit, Räumlichkeit, Lautlichkeit und Zeitlichkeit (vgl. ebd., 129ff.). Ein weiteres zentrales Kennzeichen von Materialität ist, dass der Begriff in einem Spannungsverhältnis zur Referentialität bzw. Semiotizität verstanden wird. Das heißt, mit Materialität sind all jene Prozesse verbunden, die nicht darin aufgehen, zu bedeuten oder Sinn zu erzeugen, sondern bei denen das phänomenale Erscheinen und Wirken im Hier und Jetzt im Vordergrund stehen. Der*die Schauspieler*in sei nach Fischer-Lichte nicht „als reiner Bedeutungsträger", also nicht in seiner Funktion der Darstellung einer fiktiven Figur zu begreifen, sondern eben in seiner „spezifischen Materialität", also in seinem konkreten sinnlich wahrnehmbaren körperlichen So-Sein (vgl. ebd., 50). Die Materialität kann dabei Zeichenfunktionen und Sinnprozesse irritieren, stören oder gar aussetzen.

[4] Kommen wir zum zweiten Begriff, den der Körperlichkeit, der einerseits – wie gerade angedeutet – eng mit dem Begriff der Materialität verbunden ist, insofern Körperlichkeit eine zentrale Dimension der Hervorbringung der Materialität einer Aufführung darstellt. Andererseits geht der Begriff der Körperlichkeit über das Konzept der Materialität hinaus, besitzt kategoriale Eigenständigkeit und hat eine weitaus umfangreichere Begriffsgeschichte sowie -genese als Materialität, die hier kaum adäquat umrissen werden können (vgl. Hardt 2014, 189ff.). Wir möchten hingegen auf einen zentralen Aspekt des Begriffs abheben, der in den performativitätstheoretischen und theaterästhetischen Debatten besonders hervorgehoben wird. Dabei geht es um die Doppelbedeutung des Körpers, die man mit Helmuth Plessner als ‚Leib-Sein' und ‚Körper-Haben' bezeichnen kann (vgl. Plessner 1970, 43). Mit dem ‚Leib-Sein' wird der phänomenale, gespürte Leib bezeichnet, während ‚Körper-Haben'

den Körper als Objekt, Konstrukt oder Metapher meint. „Der Mensch hat einen Körper, den er wie andere Objekte manipulieren und instrumentalisieren kann“, so Fischer-Lichte in Rekurs auf Plessner, „[z]ugleich aber ist er dieser Leib, ist Leib-Subjekt“ (Fischer-Lichte 2004, 129).

[5] In Bezug auf das Theater bedeutet die Doppelheit des menschlichen Körpers nun Folgendes: Im Sinne des ‚Körper-Habens‘ kann der Körper des*r Schauspieler*in als Zeichen verstanden werden, als eine Repräsentation einer fiktiven Figur; im Sinne des ‚Leib-Seins‘ ist jede*r Schauspieler*in gleichzeitig aber auch ein ganz singulärer, phänomenaler Körper. Vor diesem Hintergrund der Abständigkeit, d.h. der Distanz des Menschen zu sich selbst vermag der*die Schauspieler*in nach Plessner die *conditio humana* in besonderer Weise zu zeigen und zu symbolisieren. Mit den beiden verschiedenen Dimensionen des (Darsteller*innen-)Körpers gehen dann auch zwei unterschiedliche Wirkungs- und Erfahrungsweisen für das Publikum einher: Geht es beim Körper als phänomenalem Leib eher um eine sinnliche Erfahrung, auch im Sinne von körperlicher Übertragung, Ansteckung oder Energie, so umfasst die Wirkung beim Körper als Zeichen eher einen mentalen Deutungs- und Interpretationsprozess.

[6] Bei dem*r Schauspieler*in finden sich also beide Dimensionen der Körperlichkeit. Präsenz und Repräsentation des Körpers treten immer zusammen auf, allerdings in unterschiedlichen Gewichtungen, je nach historischer Phase, Schauspielstil und theatralem Genre. Im experimentellen Theater und der Performancekunst seit den 1960er Jahren bis zur Gegenwart – so die weitverbreitete Forschungsmeinung – überwiegt nun die Hervorhebung der leiblichen Präsenz des*r Schauspieler*in und den damit einhergehenden körperlich-affektiven Erfahrungen gegenüber der Darstellung einer fiktiven Figur. Augenfällig wird diese Betonung des phänomenalen Leibes insbesondere in der Performancekunst, deren Vertreter*innen in den 1960er und 1970er Jahren als sie selbst vor ein Publikum traten, gerade in Abgrenzung zum bürgerlich-psychologischen Theater eben keine Figuren darstellten. Auch für das postdramatische Theater konstatiert Hans-Thies Lehmann eine Verschiebung „vom Sinn zur Sinnlichkeit“ (Lehmann 1999, 275). „Es [das postdramatische Theater; J.S.; K.R.] macht den Körper selbst und den Vorgang seiner Betrachtung zum theaterästhetischen Objekt. Weniger als Signifikant, denn als Provokation taucht er auf.“ (Ebd., 366) Die Körper, die im postdramatischen Theater sowie in der Performancekunst auftreten, sind dann auch Schmerz-Körper, Lust-Körper, Kraft-Körper, Ding-Körper, Tier-Körper, Höllische- oder Verfallene-Körper, um die Kategorien Lehmanns zu zitieren, die ihre jeweilige

konkrete Präsenz im Hier und Jetzt einer Aufführung in besonderer Weise ausstellen (vgl. ebd., 371ff.). Dennoch ist leibliche Präsenz nicht von körperlicher Repräsentation und Sinngebungsprozessen zu trennen, so formuliert es auch Yvonne Hardt:

> [7] „Somit stehen auch die Performance-Kunst oder jene Theaterinszenierungen, die sich ganz dem Exponieren von Körperlichkeit verschrieben haben, nicht außerhalb repräsentativer Dimensionen. Allerdings werden diese Dimensionen nun pluralistisch gedacht: Nie erschöpft sich Repräsentation in einer einzigen Bedeutungszuweisung, und nie geht die Performance allein in Repräsentation auf.“ (Hardt 2014, 196)

[8] In welchem Verhältnis stehen die Begriffe Materialität und Körperlichkeit nun zum Konzept von Gender? Das Genderkonzept kommt zunächst einmal im Diskurs um Materialität kaum vor. Spielt der Begriff Gender noch im Kontext der Performativitätstheorie und der Begriffsgenese um Materialität in dem eben erwähnten Sinne eine gewisse Rolle, so fällt er aus den konkreten Theoretisierungen und Analysen einer Materialität von Theateraufführungen völlig heraus. Auch aktuelle Theorien des New Materialism fanden bislang kaum Eingang in die Theaterwissenschaft. Kurz gesagt: Materialität und Geschlecht sind im theaterwissenschaftlichen Diskurs keine miteinander verknüpften Kategorien.

[9] Etwas anders verhält es sich mit dem Begriff der Körperlichkeit: Hier gibt es einige Auseinandersetzungen, die sich um das Verhältnis von Körperlichkeit von Darsteller*innen und Inszenierungen von Gender drehen: Beispielhaft sei hier die Studie von Vera Apfelthaler „Die Performance des Körpers – der Körper der Performance“ (2001) erwähnt, die Genderinszenierungen der feministischen und queeren Performancekunst unter körpertheoretischen Gesichtspunkten analysiert. Ebenso sei an den Sammelband „Körper-Inszenierungen“ (2000) von Erika Fischer-Lichte und Anne Fleig erinnert, der sich in einigen Beiträgen ganz explizit mit dem Verhältnis körperlicher Präsenz und geschlechtlicher Erscheinung auseinandersetzt. Gleichzeitig kommt man aber auch nicht umhin festzustellen, dass genderorientierte Auseinandersetzungen relativ randständig geblieben sind, diskursbildend haben sie für das Fach jedenfalls nicht gewirkt, ebenso wie keine einschneidenden theoretischen Impulse aus der Theaterwissenschaft in die Gender/Queer Theorie übergangen sind.[1] Das heißt, in den wegweisenden und diskursführenden Studien zur Körperlichkeit ist in den theatralen Künsten seit den 1960er Jahren bis zur Gegenwart von *Gender* kaum die Rede, wie etwa in Fischer-Lichtes „Ästhetik des Performativen“ oder in Lehmanns „Postdramatisches Theater“. Wie kommt es zu dieser ‚Leerstelle‘ Gender im deutschsprachigen Raum,[2] zumal in einem

Fach, das eine besondere Nähe zu genderwissenschaftlichen Fragestellungen und Gegenständen suggeriert?

[10] Die Gründe hierfür sind sicher vielfältig und komplex, umfassen personale, (inter-) disziplinäre, strukturelle, institutionelle sowie inhaltliche Motive. Kati Röttger machte bereits 2005 auf einen „Nachzüglereffekt der Theaterwissenschaft im akademischen Vergleich“ (Röttger 2005, 522) in Bezug auf feministische und genderorientierte Forschung aufmerksam; sie arbeitete verschiedene Indizien dafür heraus, diese „zeigen sich (1) auf der institutionellen, (2) auf der fachgeschichtlichen und (3) auf der wissenschaftstheoretischen Ebene des Theaters“ (ebd.). In Jenny Schrödls Auseinandersetzung mit dem Konzept *Gender Performance* wird ein weiterer Begründungshorizont eröffnet, der mit der besonderen Definition von Performativität zu tun hat, wie sie sich in der Theaterwissenschaft innerhalb der 2000er Jahre etabliert hat und die auch die Begriffe von Materialität und Körperlichkeit essenziell betrifft (vgl. Schrödl 2014, 46ff.).

[11] Wir möchten dies hier nochmals kurz anhand von zwei Aspekten erläutern: Zum einen verschiebt sich mit dem theaterwissenschaftlichen Performativitätsbegriff (in Differenz zu Performativität in den Gender Studies im Anschluss an Judith Butler) das Forschungsinteresse vom Semiotischen zum Phänomenalen. Zwar wird immer wieder eine Wechselwirkung von Sinn und Sinnlichkeit betont, dennoch geht die verstärkte Tendenz hin zur Theoretisierung und Analyse des Sinnlichen und Sinn-Übersteigenden. Bei Geschlechter-Performances nach Butler handelt es sich aber um Codierungen, Zeichen- und Deutungsprozesse, die zwar in der Erörterung des theaterwissenschaftlichen Performativitätsbegriffs nicht grundsätzlich verschwinden, aber dennoch weniger Beachtung finden. Der zweite Aspekt umfasst die Wiederholung/Iteration: Ist für die genderorientierte Performativitätstheorie das Konzept von *Iteration* von zentraler Bedeutung, ohne die weder eine Konstanz, noch eine Veränderlichkeit von Geschlechtlichkeit denkbar wäre, so tritt dieser Aspekt in der ästhetischen, theaterwissenschaftlichen Performativitätstheorie nahezu völlig in den Hintergrund. Privilegiert werden hingegen Konzepte der Einmaligkeit/Singularität und Unwiederholbarkeit.

[12] Schlussfolgern lässt sich also: Durch diese Etablierung und Betonung der Kategorien des Sinnlichen, Präsentischen oder der Unwiederholbarkeit fällt Gender als Forschungsgegenstand und Analysekategorie aus theaterwissenschaftlichen Untersuchungen der Materialität und Körperlichkeit von Theateraufführungen heraus bzw. ist höchstens eine marginale Kategorie.

[13] In unseren weiteren Überlegungen geht es nun genau darum, die in der Theaterwissenschaft vernachlässigte Verflechtung von Materialität, Körperlichkeit und Gender herauszustellen und zwar anhand von drei Strategien, die im Gegenwartstheater besonders virulent sind und die diese Verflechtung auf verschiedene Weise exponieren, reflektieren oder dekonstruieren: Cross-Dressing, Nacktheit und Affektion der Dinge. Folglich möchten wir den Zusammenhang von Gender, Materialität und Körperlichkeit weniger auf theoretische Weise aufzeigen, was man natürlich auf verschiedene Weisen und gerade auch mit Ansätzen aus dem New Materialism tun könnte. Hingegen möchten wir diesen Zusammenhang ganz bewusst und mit Nachdruck aus der Theaterpraxis entwickeln. Damit soll deutlich werden, wie das Gegenwartstheater als wichtiger Impulsgeber für theoretische Debatten fungiert – dies gilt im Übrigen nicht nur in Bezug auf Gender, denkt man etwa an die debattenauslösenden Inszenierungen zu Postmigration, z.B. aus dem Gorki Theater Berlin, oder zu Disability, z.B. mit der Inszenierung von Jérôme Bel und Theater Hora „Disabled Theater“ (Avignon 2012). Die folgenden Analysen unterschiedlicher Aufführungen aus dem experimentellen Gegenwartstheater, der zeitgenössischen Performancekunst und dem Tanz haben also nicht die Funktion, in irgendeiner Weise als ‚Bebilderung von Theorie‘ zu fungieren, sondern im Gegenteil, sie sollen eher theoriebildend wirken, was hier aber nur in Ansätzen gezeigt werden kann. Das heißt, Praxis wird nicht der Theorie untergeordnet, sondern vielmehr als gleichrangig ernstgenommen und verhandelt. Gleichzeitig nehmen wir auf Theoriediskurse Bezug, die – vor dem Hintergrund der dargelegten Problematik im deutschsprachigen Raum – unter anderem aus den angloamerikanischen Performance und Theater Studies stammen.

Cross-Dressing. Strategien der Repräsentation

[14] Im Kontext des Theaters bezeichnet der Begriff Cross-Dressing eine theaterhistorisch verbreitete, durch Konventionen geregelte Praxis, bei der meist zwischen dem Geschlecht der dargestellten fiktiven Figur und dem*r Schauspieler*in eine Differenz besteht. Häufig wird das Verhältnis zwischen repräsentiertem und vermeintlich ‚eigentlichem‘ Geschlecht auch auf die Ebene der Bühnenhandlung verlagert, wenn sich beispielsweise in Shakespeares „Was ihr wollt“ die schiffbrüchige Viola als junger Mann Cesario ausgibt und von den anderen Figuren auch als solcher adressiert wird (z.B. 1. Akt, 4. Szene). In einem solchen Spannungsverhältnis zwischen Repräsentation und Präsenz

begründet sich, so der Tenor in der theaterhistoriografischen Auseinandersetzung mit Cross-Dressing, die maßgeblich seit den 1990er Jahren geführt wird, die Annahme eines zu bestimmten Zeiten wachsenden Bewusstseins für die Wandlungsfähigkeit von Geschlechtsidentität. Das Ausmaß der Verunsicherung, die von diesen Praktiken ausgeht, ist umstritten. Schließlich, so Jean E. Howard, wird die Beständigkeit der vermeintlich ‚eigentlichen' Geschlechtsidentität der agierenden Figur kaum je in Frage gestellt, insofern sie am Ende der Aufführung zumeist wieder der heteronormativen Ordnung entspricht (vgl. Howard 1993, 33). Dennoch sind sich viele an dieser Debatte teilnehmende Autor*innen darin einig, dass das auf der Bühne Gezeigte nicht vollständig ohne Wirkung auf die Zuschauenden geblieben sei. Sie gehen davon aus, dass aufgrund der ausgestellten Wandlungsfähigkeit der Darstellenden die Unveränderlichkeit soziokultureller Bestimmungen in Frage gestellt werden könne (vgl. Ferris 2014 [1998], 168; Solomon 1997, 31).

[15] Bei aktuellen Theaterproduktionen ist festzustellen, dass Cross-Dressing vorrangig auf Kleidung bezogen und im Rahmen eines binär angelegten Geschlechterverständnisses verhandelt wird. Kulturell etablierte Geschlechter-Stereotypien werden aufgerufen, so z.B. in verschiedenen Inszenierungen von Shakespeares Viola/Cesario die Bilder des Matrosen, des Schuljungen, des Geschäftsmanns oder des Soldaten. Hier handelt es sich um eine sinnverschiebende Verkleidung, die zu einer anderen Lesart führt, als ‚eigentlich' zu lesen sein sollte. Ein solches Verständnis von Körperlichkeit impliziert die Annahme eines biologisch determinierten Geschlechts, das mittels diverser Repräsentationsstrategien überdeckt werden kann. Auf der Ebene der Bühnenhandlung unterstreicht die Stereotypie der gewählten Erscheinungsweisen zudem den Charakter der Verkleidung, die der Figur Viola als Tarnung dient. Cross-Dressing wird damit als eine Verschiebung innerhalb des Bereichs der Repräsentation und als Verhandlung von Inszenierungsstrategien aufgefasst. Diese Praxis ist nicht notwendigerweise subversiv; vielmehr gewinnt sie dieses Potential erst dann, wenn die Stereotypien durch Strategien der Parodie, des *camp*, *drag*, *trash* u.a. als solche kenntlich gemacht, übertrieben oder anderweitig kritisch ausgehebelt werden, oder wenn die über Zeichen vermittelte Geschlechtsidentität mit den Aspekten der Körperlichkeit nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Dann kann sich ein Möglichkeitsraum für Irritation und Reflexion auf Seiten des Publikums eröffnen, das sich der eigenen aktiven Bedeutungszuschreibung bewusst wird. Wie Alisa Solomon hervorhebt, kann das selbstreflexive Ausstellen von Ambivalenz die Kraft besitzen, durch eine destabilisierende Wirkung die Wahrnehmungshaltung der Zuschauenden zu verändern (vgl. Solomon 1997, 3). So kann das Theater

vermittels seiner – häufig explizit ausgestellten – Künstlichkeit auf die grundsätzliche Konstruiertheit einer feststehenden, in sich geschlossenen, quasi ‚natürlichen' Identität und Geschlechtszugehörigkeit hinweisen.

[16] Dem traditionell eher stereotypen Cross-Dressing gegenüber lassen sich aber noch andere Beispiele des Gegenwartstheaters anführen, bei denen es durch besondere Verkörperungspraktiken zu einem anderen Verhältnis zwischen Repräsentation und Präsenz kommt. Susanne Wolff als Kreon in Stephan Kimmigs „Ödipus Stadt" (Deutsches Theater Berlin, 2012) bewirkt durch die Ausstellung ihres durchtrainierten Körpers, z.B. indem sie ihren Kollegen Thorsten Hierse längere Zeit auf den Armen trägt, eine Betonung von Kraft und Körperbeherrschung, Jana Schulz in der Hauptrolle von Karin Henkels „Macbeth" (Münchner Kammerspiele, 2011) evoziert mit ihrer androgynen Erscheinung und der hellen Stimme einen Eindruck von Jugendlichkeit und Sensibilität und Stefan Konarske als Viola in Michael Thalheimers „Was ihr wollt" (Deutsches Theater Berlin, 2008) lässt Verletzlichkeit und Versehrtheit in den Vordergrund treten, indem er zusätzlich zur permanent verkrampften Körperhaltung und den eingefallenen Schultern während der gesamten Aufführung zittert. Körperkraft, Empfindsamkeit oder Fragilität mögen Eigenschaften sein, die kulturell geschlechtlich konnotiert und stereotyp besetzt sind, doch wird dieser Aspekt von den Akteur*innen nicht explizit oder parodistisch herausgestellt: Es sind keine machohaften Muskelspiele, die Wolff veranstaltet; Schulz versucht nicht, einen Jungen zu spielen; Konarske suggeriert nicht, dass die Verletzlichkeit weiblich konnotiert wäre. Stattdessen entziehen sich ihre Figuren einer eindeutigen Zuschreibung von Geschlechtlichkeit. Die Figurendarstellungen Wolffs, Schulz' und Konarskes besitzen ein transgressives Potential, das gerade aufgrund der besonderen Körperlichkeit wirksam wird. Marjorie Garber versteht unter Cross-Dressing eine Praxis der Hervorbringung eines Dritten, einer weitgehend unbestimmbaren ambivalenten Geschlechtsidentität jenseits der Kategorien von ‚Weiblichkeit' und ‚Männlichkeit' (vgl. Garber 1992, 9). Die Verkörperungsprozesse dieser drei Darsteller*innen bewegen sich stets an der Grenze zwischen Figurenkonstitution und etwas Darüberhinausgehendem, das nicht mehr vollständig in der Figur aufgeht. Ebenso treten auch nicht die Körper der Schauspieler*innen an sich in den Vordergrund der Wahrnehmung, sondern sich an ihnen manifestierende spezifische körperliche Zustände, wie z.B. der Nervosität, oder körperliche Modi wie beispielsweise Kraft oder Jugendlichkeit.

[17] Bereits Anfang der 1990er Jahre stellte bell hooks (in Bezug auf schwarze US-amerikanische Kultur) fest, dass Praktiken des Cross-Dressings

im Kontext eines grundsätzlichen kulturellen Umdenkens, das Identität als wandelbar und konstruiert konzipiert, zu verorten seien (vgl. hooks 1992, 145). In Übereinstimmung mit hooks lässt sich darauf schließen, dass auch das häufige Vorkommen auf hiesigen Bühnen als Symptom der aktuellen Virulenz dieses Themas aufzufassen ist. Dabei verlagert sich die Stoßrichtung der Frage nach Subjektivität nun von vestimentären (Selbst-)Inszenierungsweisen auf die Dimension der Körperlichkeit und stellt damit über die geschlechtliche Zuordnung hinaus vor allem die kulturell als fraglich einzuschätzende Legitimität bestimmter Körperzustände und Körperlichkeiten aus. Theater ist hier nicht primär veranschaulichend wirksam; vielmehr wird das mögliche Andere durch spezifische Praktiken der Verkörperung zur Erscheinung und dem Publikum im direkten Erleben nahegebracht.

Nacktheit. Strategien der Entblößung

[18] Eine zweite Strategie des Umgangs mit Körperlichkeit, Materialität und Geschlechtlichkeit ist die Entblößung der Performer*innen-Körper. Offenbar kann deren Wirkung so stark sein, dass vor ihr gewarnt werden muss – das Londoner Theater Sadler's Wells betont bei Olivier Dubois' „Tragédie", einer Tanzperformance mit 18 nackten Performer*innen: "Warning: contains nudity". Nacktheit scheint auf sehr direkte und offensive Weise Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit in einen Zusammenhang zu stellen, ist doch mit dem nackten Körper auch die vermeintliche Evidenz eines Geschlechtskörpers gegeben. Demgegenüber ist aber anzuführen, dass gerade das Zeigen nackter Körper im Theater häufig mit einer Verunsicherung der vermeintlich eindeutigen Geschlechtsidentität einhergeht. Die Sichtbarkeit von Phänomenen kann nicht als Garant einer sicheren kategorialen Bestimmbarkeit gelten. Zudem wird Nacktheit im Verlauf einer längeren Aufführung häufig zweitrangig gegenüber dem Dargestellten, so dass das Spektakuläre des vollständig Entblößten verloren gehen und gar übersehen werden kann.

[19] Nacktheit war und ist im Theater relativ häufig zu erleben – aktuelle Beispiele, bei denen alle Performenden für nahezu die gesamte Aufführungsdauer unbekleidet auf der Bühne agieren, sind Mette Ingvartsens „7 Pleasures" (2015, gastierte im selben Jahr am HAU, Berlin), Young Jean Lees „Untitled Feminist Show" (2010, gastierte 2013 am HAU 2) und Jürgen Goschs Inszenierung „Macbeth" (Düsseldorfer Schauspielhaus, 2005). Die Nacktheit der Performenden verstärkt das Bewusstsein des Publikums für Dimensionen des Körperlichen und Geschlechtlichen, indem das Theater das ‚Material' ausstellt, das Auslöser und Ziel solcher Zuschreibungen ist. Der

phänomenal so-seiende Leib der Agierenden tritt in seinem individuellen Aussehen hervor, die performative Dimension der Aufführung, die das Hier und Jetzt des Geschehens akzentuiert, erlangt mehr Gewicht.

[20] Nackte Körper auf der Bühne haben, so die Theaterwissenschaftlerin Ulrike Traub, das Potential zum Widerstand gegenüber dem „Kult um den perfekten Leib“ (Traub 2010, 362). Die US-amerikanische Performance-Theoretikerin Sue-Ellen Case stellt fest: „Staging the naked body both provoked and was inscribed by revolutionary attitudes toward the gender and sexual systems it signified.“ (Case 2002, 186) Dort, wo Triebkontrolle und Selbstdisziplin als kulturelle Werte geschätzt werden, kann Nacktheit als Bedrohung des Systems und als Bruch mit seinen Regeln aufgefasst werden. Daher ist soziokulturell stark reguliert, wann wo welche Arten von Körpern sichtbar werden dürfen. Der Kritiker Scott Brown stellt bezüglich Young Jean Lee's „Untitled Feminist Show“ fest: „We realized that all of us [...] have been invited to view the nude in only a few culturally preapproved forms. These bodies simply don't obey those rules.“ (Brown 2012, Absatz 2) Diese vermeintlich ‚ungehorsamen‘ Körper gehören einer Gruppe sehr unterschiedlicher Performer*innen, die während der gesamten Aufführung unbekleidet auf der Bühne zu erleben sind. Sie haben offenkundig Spaß, lächeln viel und rufen, ohne je ein Wort zu sagen, durch Gesten, Bewegungen und Körperhaltungen stereotype Vorstellungen weiblicher Rollen auf. Archetypen wie ‚die Hexe‘, ‚die Mutter‘ oder ‚das unschuldige Mädchen‘ werden in vorübergleitenden Figurationen evoziert und bald darauf im Übergang zu anderen Bildern wieder fallen gelassen. Auf diese Weise betonen die Performer*innen die Wandlungsfähigkeit ihrer Körper: Sie zeigen, dass Körper – und Identitäten – temporär bestimmbare Effekte von Materialisierungs- und Deutungsprozessen sind. Die Performer*innen sind auch ‚ungezähmt‘ in dem Sinne, dass sie sich den für das kulturell normierte Verständnis von ‚Weiblichkeit‘ geprägten Schönheitsidealen nicht unterwerfen und sich dennoch selbstbewusst – auffallend, laut, tanzend und fröhlich – auf der Bühne präsentieren. Die Forderung nach Schlankheit als Idealvorstellung wertiger Körperlichkeit sei Teil einer aktuell bis ins Extrem gesteigerten „von ökonomischem Kalkül getriebenen Rationalität der ‚Selbst-Optimierung‘“, so Paula-Irene Villa (2011, 24). Mit ihrer demonstrativ ausagierten Haltung der Selbstverständlichkeit und Fröhlichkeit versperren sich die Performer*innen in „Untitled Feminist Show“ der Anpassung und der Scham, die bei Nicht-Erfüllen kulturell hochgeschätzter Werte wie z.B. Schlankheit normativ gefordert werden. Dadurch setzen sich die Performenden einer normierenden, gar verbalen Gewalt aus. Diese manifestiert sich beispielweise in bestimmten Äußerungen der Theaterkritik,

wenn sie, wie die Tanzwissenschaftlerin Susanne Foellmer exemplarisch herausstellt, beispielsweise missbilligend die „Cellulitis“ von Tänzerinnen erwähnt (Foellmer 2009, 157). In einer Kultur, in der Jugend und Schlankheit idealisiert werden, sind Menschen mit mehr Körperfett nach wie vor Ziel harscher Diskriminierung (vgl. Chrisler 2013, 202). Die Performer*innen der „Untitled Feminist Show“ versperren sich lächelnd diesen genormten Vorstellungen idealisierter ‚Weiblichkeit‘, indem sie ihre unterschiedlichen Körperlichkeiten zelebrierend ausstellen. Mittels ihrer selbstverständlichen und fröhlich bejahten Nacktheit führen die Tänzer*innen in „Untitled Feminist Show“ nicht allein die Besonderheit eines jeden der präsenten Körper, sondern auch eine mögliche Vielfalt, weiblich und schön zu sein, vor Augen. Auf diese Weise werden kulturelle Maßstäbe von ‚Schönheit‘ und ‚Perfektion‘ in ihrer Verbindung mit Körperlichkeit als kulturelle Konstrukte und regulierende Normen ausgestellt und im Rahmen einer positiven, sich selbst zelebrierenden Verkörperung vermeintlicher ‚Imperfektion‘ ausgehebelt.

Affektion der Dinge. Begegnungen der (Geschlechts-)Körper

[21] Eine dritte aktuelle Form der Auseinandersetzung des Theaters mit der Interdependenz von Körperlichkeit, Materialität und Gender ist im zeitgenössischen Tanz und in der Performancekunst zu finden. Eine Art ‚erotische Affektion von Dingen‘ wird in verschiedenen Arbeiten zur Erscheinung gebracht und ausagiert, z.B. in Sheena McGrandles und Zinzi Buchanans „Steve and Sam’s Man Power Mix“ (Tanztage 2015, Sophiensaele), in Jeremy Wades „Drawn Onward“ (HAU 3, 2015) oder in „Supernatural“ von Simone Aughterlony, Antonja Livingstone und Hahn Rowe (HAU 3, 2015).

[22] In „Steve and Sam’s Man Power Mix“ betreten Sheena McGrandles und Zinzi Buchanan die Bühne in *drag* als Sam und Steve. Das Zusammenspiel der Dimensionen von Körperlichkeit, Materialität und Gender ergibt sich in dieser Performance aus den Begegnungen zwischen Steve und Sam mit den auf der Bühne befindlichen Dingen. Sie zerquetschen Orangen mit bloßen Händen, stellen Rigips-Platten auf, bringen sie zum Schwingen, indem sie sich mit dem Körper gegen sie lehnen, reißen sie mit einem Schwung herunter, heben Neonröhren hoch und laufen über einen imaginären Laufsteg, mit den für männliche Models typischen Posen. Ihr Gang ist schwerfällig, die Schritte weit ausholend, die Schultern leicht nach vorn gebeugt, das Gesicht ernst. Sie vollziehen Bewegungen und Gesten, die als ‚typisch männlich‘ konnotiert

sind, ohne dass sie dabei in Parodie oder Ironie abdriften. Vielmehr bleiben die beiden Performer*innen hochkonzentriert und ernst. Dass sie in *drag* auf der Bühne stehen, wird dabei fast nebensächlich – dennoch sind alle Bewegungen deutlich ‚maskulin' konnotiert, vor allem die sich in den Bewegungen zeigenden Kräfteverhältnisse und die Art der Handhabung der Dinge.

[23] Deutlich wird, dass der raumgreifende Radius und das Ausmaß an Kraft der Bewegungen, also die gesamte leiblich-phänomenale Sphäre des Körperlichen kulturell geschlechtlich determiniert ist. Es ist dabei nicht entscheidend, ob die beiden Performer*innen wirklich als ‚Männer' durchgehen könnten; vielmehr manifestiert sich an und in ihren Handlungen ‚Maskulinität' als eine kulturell codierte Bedeutung, deren Zuschreibung seitens der Zuschauenden von der Wahrnehmung bestimmter Kräfteverhältnisse und Energieverlagerungen abhängt. Steve und Sam scheinen sich die Dinge vorzunehmen, indem sie ausprobieren, welche Bewegungen und Handlungen mit ihnen möglich sind, doch gleichzeitig – und dieser Aspekt tritt im Verlauf der Performance zunehmend in den Vordergrund – werden sie in ihrer eigenen Körperlichkeit dabei selbst ‚erschlossen'. D.h. für das Publikum wird das in ihren Körpern angelegte Kraft-, Energie- und Bewegungspotential erkennbar, wenn sie sich beispielsweise gegen die Rigips-Platten werfen und dabei mit voller Körperwucht gegen die dahinter befindliche Wand prallen, wenn sie Blöcke aus Sandstein am Boden oder den Wänden zerschlagen oder sich keuchend beim Zerquetschen von Orangen verausgaben. Nicht nur die Orangen treten in der ihnen eigenen Materialität hervor, wenn sie dem Druck des Gewichts nachgeben, zerplatzen und ihren Saft auf den umliegenden Tanzboden verspritzen, sondern auch die körperliche Kraft und Anstrengung der Performenden. Auf diese Weise wird die gegenseitige Verflechtung erkennbar. Die Performance zeigt, wie in den Begegnungen des Körpers mit seiner Umgebung Körperlichkeit und Räumlichkeit – also Materialität in dem oben erläuterten Sinne – allererst entstehen. Sie bedingen sich, formieren sich gegenseitig. Phasenweise während der Aufführung legen die Performer*innen ihren Unterarm auf Gegenständen, dem Boden, den Wänden oder auch dem anderen vorhandenen menschlichen Körper ab, lassen ihn dort nur für Sekunden innehalten und bewegen sich dann auf die gleiche Art weiter. Es ist eine Möglichkeit der Begegnung mit der Umgebung, der Kontaktaufnahme oder der Inbesitznahme, wie McGrandles ausführt: „Elbow is a reference to this idea of taking space" (Trueheart 2014). Diese Art der Berührung ist vermeintlich neutral – zählt der Ellenbogen doch nicht unbedingt zu den kulturell sexuell besetzten Körperteilen, dennoch ereignet sich in der stetigen Berührung und im Berührt-Werden durch die Dinge der Umgebung für Sheena McGrandles

aka Steve eine erotische Affektion der Dinge. Körperlichkeit ist hier von Dinglichkeit nicht separat zu denken; zwischen Körpern und Dingen ereignen sich Affektionsprozesse, die u.U. auch erotisch empfunden werden können. McGrandles spricht diesbezüglich von einer „potentiality of the erotics in relation to the body and touch, and the triangle in between“ (ebd.) und verweist damit über die affektiven Kräfte zwischen verschiedenen menschlichen Körpern hinaus auf die sich potentiell ebenfalls zwischen Körpern und Dingen oder Körpern und Umgebungsraum ereignenden Anziehungs- und Erregungsprozesse.

[24] Im solcherart vorgeführten Zusammenkommen von Körpern und Dingen zeigt sich die grundlegende, aber sonst nicht bewusst wahrgenommene Verflochtenheit dieser Phänomene. Dinge besitzen ein Eigenleben, das sich in den Begegnungen und Zusammenstößen mit den Performenden aktiviert. Die hier zur Erscheinung kommenden Kräfte und Eigenschaften der Dinge bezeichnet Jane Bennett als „vital materiality“ (Bennett 2010, vii). Handlungen und Ereignisse beruhen maßgeblich auf „human/non-human assemblages“ (Watson 2013, 149). Sam und Steve zeigen in den Interaktionen mit ihrem Performance-Setting sowohl diese Verflechtung als auch die eigenständige *agency* der Dinge, die sich nicht vollständig kontrollieren lassen, so viel Kraft und Umsicht beide auch dazu einsetzen. Bruchstücke der zerhauenen Steine fliegen durch den Raum, die Rigips-Platten wippen manchmal so stark zurück, dass sie sich von der Wand lösen, die Orangen spritzen wild in alle Richtungen, und dies alles verändert die ablaufenden Prozesse und die entstehende Situation im Raum auf grundlegende Weise. Im Aufeinandertreffen offenbaren alle beteiligten Körper ihre Eigenschaften, d.h. den Radius ihrer Beweglichkeit, den Klangraum ihrer Geräusche und die Art ihrer materiellen Beschaffenheit, also ihre Festigkeit, Durchlässigkeit und Flexibilität.

[25] Ihre sichtbar werdende ‚Lebendigkeit‘, die nach Bennett in der Kraft gegenseitiger Einwirkung besteht, lässt auch die Zuschauenden nicht außen vor: Vielmehr werden sie durch die entstehenden starken sinnlichen Wahrnehmungen wie z.B. den Geruch der zerquetschten Orangen, den spezifischen Wipp-Rhythmus der Platten oder den Staub der zerschlagenen Steinquader affiziert und in die sich ereignenden Beziehungen involviert. Auf diese Weise werden Vorstellungen autonomer menschlicher Körperlichkeit und subjektiver Handlungsmacht in Frage gestellt, indem die auf der Bühne sichtbaren – und vor der Bühne befindlichen – Körper nur innerhalb eines zusammenhängenden Gefüges und in Relation zu ihrer Umgebung in Erscheinung treten und agieren.

Fazit

[26] Wie die angeführten Beispiele gezeigt haben, wird die Interdependenz der Dimensionen von Körperlichkeit, Materialität und Gender im Theater auf unterschiedliche Weise behandelt, akzentuiert und erfahrbar gemacht. Dabei erweist sich insbesondere das jeweils spezifische Verhältnis von Repräsentation und Präsenz als eine mögliche Art der Perspektivierung, um den Zusammenhang der drei Aspekte herauszustellen. Das mit einer langen Theatertradition verbundene Cross-Dressing ist zum einen auf der Ebene der Repräsentation zu lokalisieren, auf der die in Gang gesetzten Signifikations- und Interpretationsprozesse primär auf einem Wechsel der Kleidung beruhen und insofern meist mit einer Vorstellung von Verkleidung oder Maskierung sowie mit Fragen nach möglichem *Passing* oder Enttarnt-Werden zusammenhängen. Zum anderen wird demgegenüber mit der Nacktheit der Performenden die Ebene der Repräsentation hin zur Präsenz überschritten. Der Körper der Schauspielenden tritt als solcher hervor und bringt sich über die verkörperte Figur hinaus selbst ins Spiel. Normen idealisierter Körperlichkeit sowie Konventionen der Präsentation werden aufgerufen, durchbrochen und diese Überschreitungen z.B. in Lees „Untitled Feminist Show“ durch vom gängigen kulturellen Ideal abweichende Körper freudig zelebriert. Auf diese Weise stellt das Theater andere und anders schöne Körper neben die in den Medien omnipräsenten Schönheitsschablonen und kritisiert die zunehmend vereinheitlichte Formierung der Körper entlang kultureller Wertmaßstäbe, die einen schlanken, durchtrainierten, vermögenden, geschlechtlich eindeutigen und – nach wie vor auch – weißen Körper priorisieren. In Lees Performance verschiebt sich zudem das Verhältnis zwischen Repräsentation und Präsenz verstärkt hin zu letzterer, insofern nur mehr vereinzelt und phasenweise Figuren und Handlungsfragmente auftauchen, die von den Performer*innen andeutungsweise verkörpert werden.

[27] Bei McGrandles und Buchanans „Man Power Mix“ werden die auf der Bühne anwesenden Körper auf ähnliche Weise in ihrem So-Sein hervorgehoben, wobei dies jedoch weniger durch die Ausstellung ihrer Materialität als vielmehr über eine sich in Kollisionen und Kämpfen ereignende Verausgabung geschieht. Wie bei den zuvor herausgestellten Cross-Dressing-Beispielen, bei denen die Figuren Kreon, Macbeth und Viola sich – jenseits einer konkreten geschlechtlichen Verortung – insbesondere durch körperliche Eigenschaften wie Kraft, Jugendlichkeit oder Nervosität charakterisieren lassen, treten bei Steve und Sam bestimmte physische Dynamiken und Energien in den Vordergrund der Wahrnehmung. Ihre Körper werden dabei in ihrer Offenheit und

Affizierbarkeit kenntlich; sie stehen grundlegend und permanent mit ihrer Umgebung im Austausch. Eine Begrenzung oder auch das Getrennt-Sein menschlicher Körper gegenüber den Dingen und Kräften der sie umgebenden Welt ist nur vermeintlich vorhanden. In diesem Sinne weist das Theater auf die Fraglichkeit der Annahme eines Subjekts hin, dessen Handlungsmacht als souverän konzeptualisiert wird. Stattdessen kommt das Subjekt als ein den diversen Vorgängen ausgesetzter Körper zur Erscheinung, der sich in diesem Geschehen behaupten muss, um die angestrebten Ziele – z.B. das Beibehalten einer Richtung bei starkem Gegenwind – zu realisieren. Die dafür eingesetzten Strategien, d.h. die Kräfte, Bewegungen, Posen oder energetischen Levels, sind, wie es die Performer*innen in der Art ihrer Verkörperungen manifestieren, nicht neutral, sondern geschlechtlich besetzt, werden sie doch als typisch ‚maskulin' vorgeführt. Zugleich neutralisiert sich aber im Verlauf der Aufführung der zunächst noch auffällige *drag*-Aspekt, insofern die mit den Dingen im Raum durchgeführten diversen Aktionen zu einer Verschiebung des Fokus auf den Körper in Relation zur Umgebung führen.

[28] Indem Sinnzuweisungen häufig zugunsten der Akzentuierung des Sinnlichen überschritten oder gar irritiert werden, wird Körperlichkeit im Theater als wirkmächtige, teilweise formbare, aber nie vollständig zu kontrollierende, auch exzessive Materialität gezeigt, die stets im Wandel ist. Dies deutet möglicherweise auf eine Verschiebung der Verhandlung von Geschlechtsidentität hin: Nicht mehr die durch performative Strategien ermöglichte Inszenierbarkeit eines anderen als des vermeintlich ‚eigentlichen' Geschlechts steht zur Disposition, sondern die Frage, was es mit dem Körper, dem vielleicht letzten Refugium eines essentialistisch geprägten Geschlechterverständnisses, auf sich hat, und zwar hinsichtlich der weitgehenden Formbarkeit und Offenheit des Körpers, die sich einerseits in den verbesserten Möglichkeiten operativer Eingriffe, andererseits aber auch in einem Bewusstsein der Veränderbarkeit von Bewegungsmustern, raumgreifendem Verhalten und Kräfteverhältnissen etc. anzeigt. Körperlichkeit wird als offen und variabel vorgeführt, Identität als nie vollkommen kohärent mit sich, sondern stattdessen permanent im Wandel. Subjekte sind keine in sich geschlossenen Entitäten, sondern offene, fluide Gebilde in permanenter Bewegung und im Austausch mit anderen Subjekten und Körpern.

[29] Ausgehend von Beispielen des Theaters, des zeitgenössischen Tanzes und der Performance zeigt sich, dass die Dimensionen Materialität, Körperlichkeit und Gender in den genannten Aufführungen auf vielfältige Art und

Weise ineinandergreifen. Die analysierten Beispiele verdeutlichen die Schwerpunktsetzung beim Cross-Dressing auf Fragen der Geschlechtskategorisierung, bei der Nacktheit auf Fragen der Körperkategorisierung und -hierarchisierung sowie bei der Interaktion mit den Dingen auf Fragen der Hierarchisierung menschlicher und nicht-menschlicher Körper sowie deren grundlegende Relationalität und Verflochtenheit. Vom Theater ausgehend lässt sich der Gender-Diskurs in der deutschsprachigen Theaterwissenschaft dahingehend erweitern, dass auf der Bühne durch spezifische Inszenierungsstrategien und Verkörperungspraktiken einerseits Geschlechterkategorien, aber andererseits auch ein Verständnis legitimer Körperlichkeit und kohärenter Identität sowie ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zu Dingen und Raum fraglich werden, die in weitergehenden Analysen erforscht werden müssten. Da das Theater sich gerade mit der Hinwendung zu körperlicher Materialität und zur Interaktion mit Dingen auf kulturwissenschaftliche Diskussionen jenseits der Theaterwissenschaft bezieht, wäre eine verstärkte Auseinandersetzung mit diesen hier bislang weitgehend vernachlässigten Aspekten produktiv. Zudem ist anzunehmen, dass die Beschäftigung mit dem Theater unter den entsprechenden Gesichtspunkten wiederum auch zu einer Bereicherung der bereits laufenden Debatten führen wird.

Endnoten

1 Das heißt natürlich nicht, dass es keine theaterwissenschaftlichen Forschungen zu Gender in den letzten Jahren und Jahrzehnten gegeben hat; um ein Spektrum anzudeuten vgl. Apfelthaler 2001; Hochholdinger-Reiterer 2014; Möhrmann 2000; Müller 2008; Pailer/Schößler 2011; Schulze 1999 u.v.a. Gemeint ist damit vielmehr, dass Gender bislang weder eine leitende noch eine integrierte Kategorie in der deutschsprachigen Theaterwissenschaft darstellt – und dennoch wird sie theaterwissenschaftlich erforscht (vgl. den Forschungsüberblick zu genderwissenschaftlichen Studien in der Theaterwissenschaft bei Schrödl 2016, 32f.).

2 Die Marginalisierung von Gender ist tatsächlich ein Phänomen der Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum, ganz anders verhält es sich in den Performance und Theatre Studies im englischsprachigen Raum, etwa in den USA oder Großbritannien, wo Gender zu den integrierten, ja selbstverständlichen Kategorien zählt (vgl. Bergmann 2017). Zentrale Impulse zu gender- und queerorientierten Forschungen kommen entsprechend nach wie vor aus dem angloamerikanischen Raum (vgl. z.B. Solomon 1997; Case 2009; Dolan 2010; Greer 2012). Folglich erscheint es naheliegend und sinnvoll, auch in Bezug auf Geschlechterinszenierungen im Gegenwartstheater sowie zum Verhältnis von Gender, Materialität und Körperlichkeit nicht allein auf Diskurse des deutschsprachigen Raumes zurückzugreifen, sondern sich vielmehr international zu orientieren. Gleichzeitig löst die internationale Ausrichtung nicht die Probleme: Einerseits sind die analysierten Gegenstände oftmals nicht kompatibel, etwa wenn es in den englischsprachigen Analysen um Geschlechterinszenierungen aus der Performance-

kunst geht, die sich aber weder inhaltlich, noch formal oder ästhetisch mit Aufführungen aus der deutschen (Stadt-)Theaterlandschaft vergleichen lassen. Andererseits macht das vorschnelle Übergehen zu englischsprachigen Theorien und Diskursen ja gerade die Lücke, das Desiderat im eigenen Kontext unsichtbar.

Literaturverzeichnis

Apfelthaler, Vera (2001): Die Performance des Körpers – der Körper der Performance. Sankt Augustin: Gardez! Verlag.

Bennett, Jane (2010): Vibrant Matter. Durham: Duke University Press.

Bergmann, Franziska (2017): Desiderata. Der Dialog zwischen Dramenforschung, Theaterwissenschaft und Gender Studies im internationalen Vergleich. In: Günter, Manuela; Keck, Annette; Poole, Ralph (Hg.): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies, Berlin: Kadmos [in Druck].

Brown, Scott (2012): Theater Review: Young Jean Lee's Untitled Feminist Show. http://www.vulture.com/2012/01/theater-review-young-jean-lees-untitled-feminist-show.html# (14.09.2016).

Case, Sue-Ellen (2002): The Emperor's New Clothes. The Naked Body and Theories of Performance. In: SubStance 2/3 (31), Special Issue: Theatricality, 186-200.

Case, Sue-Ellen (2009): Feminist and Queer Performance. Critical Strategies. New York: Palgrave Macmillan.

Chrisler, Chris (2011): Leaks, Lumps, and Lines: Stigma and Women's Bodies. In: Psychology of Women Quarterly 2 (35), 202-214.

Ferris, Lesley (2014 [1998]): Introduction to Part Five. Cross-dressing and Women's Theatre. In: Goodman, Lizbeth (Hg.): The Routledge Reader in Gender and Performance. London, New York: Routledge, 165-169.

Dolan, Jill (2010): Theatre and Sexuality. New York: Palgrave Macmillan.

Fischer-Lichte, Erika (2004): Ästhetik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Fischer-Lichte, Erika/ Fleig, Anne (Hg.) (2000): Körper-Inszenierungen. Präsenz und kultureller Wandel. Tübingen: Attempto Verlag.

Foellmer, Susanne (2013): Un/Doing Gender. Markierungen und Dekonstruktionen der Inszenierung von Geschlecht in zeitgenössischen Tanzperformances. In: Angerer, Marie-Luise/Hardt, Yvonne/Weber, Anna-Carolin (Hg.): Choreographie – Medien – Gender. Zürich: diaphanes, 139-155.

Garber, Marjorie (1992): Vested Interests. Cross-Dressing and Cultural Anxiety. New York, London: Routledge.

Greer, Stephen (2012): Contemporary British Queer Performance. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.

Hardt, Yvonne (2014): Stichwort: Körperlichkeit. In: Fischer-Lichte, Erika/Kolesch, Doris/Warstat, Matthias (Hg.): Metzler Lexikon Theatertheorie. 2. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag, 189-196.

Hochholdinger-Reiterer, Beate (2014): Kostümierung der Geschlechter. Schauspielkunst als Erfindung der Aufklärung. Göttingen: Wallstein Verlag.

hooks, bell (1992): Black Looks. Race and Representation. Boston, MA: South End Press.

Howard, Jean E. (1993): Cross-Dressing, the Theatre and Gender Struggle in Early Modern England. In: Lesley Ferris (Hg.): Crossing the Stage. Controversies on Cross-Dressing. London, New York: Routledge, 19-49.

Lehmann, Hans-Thies (1999): Postdramatisches Theater. Frankfurt am Main: Verlag der Autoren.

Levine, Laura (1986): Men in Women's Clothing: Anti-theatricality and Effeminization from 1579 to 1642. In: Criticism. A Quarterly for Literature and the Arts 2 (28), 121-143.

Möhrmann, Renate (Hg.) (2000): Die Schauspielerin. Zur Kulturgeschichte der weiblichen Bühnenkunst. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel Verlag.

Müller, Gini (2008): Possen des Performativen. Theater, Aktivismus und queere Politiken. Wien: Verlag Turia + Kant.

Pailer, Gaby/Schößler, Franziska (Hg.) (2011): GeschlechterSpielRäume. Dramatik, Theater, Performance und Gender. Amsterdam: Rodopi.

Pfeiffer, K. Ludwig (1988): Materialität der Kommunikation? In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 15-28.

Plessner, Hellmuth (1970): Lachen und Weinen. In: Dux, Günter (Hg.): Philosophische Anthropologie. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 11-171.

Röttger, Kati (2005): Zwischen Repräsentation und Performanz. Gender in Theater und Theaterwissenschaft. In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Geschlechterforschung / Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. 2. Auflage. Stuttgart: Kröner Verlag, 520-556.

Schouten, Sabine (2014): Stichwort: Materialität. In: Fischer-Lichte, Erika/Kolesch, Doris/Warstat, Matthias (Hg.): Metzler Lexikon Theatertheorie. 2. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag, 205-207.

Schrödl, Jenny (2016): Die Kategorie „Gender" in der Theaterwissenschaft und im Gegenwartstheater. In: Spelsberg-Papazoglou, Karoline (Hg.): Gender und Diversity. Die Perspektiven verbinden. Berlin: Lit Verlag, 28-39.

Schrödl, Jenny (2014): Gender Performances. Theaterwissenschaftliche Perspektiven und Problematiken. In: etum 1 (1), 33-52.

Schrödl, Jenny (2012): Vokale Intensitäten. Zur Ästhetik der Stimme im postdramatischen Theater. Bielefeld: transcript Verlag.

Schulze, Janine (1999): Dancing Bodies Dancing Gender. Tanz im 20. Jahrhundert aus der Perspektive der Gender-Theorie. Dortmund: Edition Ebersbach.

Solomon, Alisa (1997): Re-Dressing the Canon. Essays on Theater and Gender. London, New York: Routledge.

Traub, Ulrike (2010): Theater der Nacktheit. Zum Bedeutungswandel entblößter Körper auf der Bühne seit 1900. Bielefeld: transcript Verlag.

Trueheart, Louise: Queer Masterminds: Fruits of Insight on Steve & Sam. In: Coven Berlin vom 1.10.2014, http://www.covenberlin.com/queer-masterminds-steve-and-sam/ (18.05. 2017).

Villa, Paula-Irene (2011): Einleitung. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 23-34.

Watson, Janell (2013): Eco-sensibilities: An Interview with Jane Bennett. In: Minnesota Review 81, 147-158.

Marius Reisener

Männer – Zirkel

Scheiternde Formen ökonomisierten und vergeschlechtlichten Erzählens in Gottfried Kellers „Martin Salander“

Aufstieg – Einstieg

[1] „Excelsior“ – so hatte der Titel von Gottfried Kellers letztem Roman von 1886 zunächst lauten sollen. Programmatisch heißt es dazu in einer Notiz, vermutlich entstanden zwischen August 1884 und August 1886: „Wir haben Sehnsucht nach oben, nach Licht und Ruhe: aber nicht der erfüllten Pflicht und des befriedigten Gewissens, nach dem Lichte der Ordnung sondern nach dem Glanze der befriedigten Selbstsucht des Ehrgeizes und der Ruhe des Gewissens.“ (Keller in HKKA 24, 351) Ausgeredet wurde ihm der Titel von Paul Heyse: „zu prätentiös, zu plagiatorisch, zu wenig ‚Gottfried Kellerisch‘“ (Zuberbühler 2008, 87) sei er. Denn der so konzipierte Titel geht zurück auf ein zu Kellers Zeiten wohlbekanntes Gedicht des US-amerikanischen Dichters Longfellow, „welches das unbeirrbare idealistische Höherstreben verherrlichte“. (Zuberbühler 2008, 87)

[2] Weniger um die Beschwörung als um die Aushöhlung dieses Progressivitäts-Imperativs, des „Höher empor!“, ist es Keller im Roman „Martin Salander“ gegangen. „Mit der Konterkarierung des realistischen Ordnungsdesiderats (‚Licht der Ordnung‘) durch das Eigennutzenprinzip (‚Glanz der befriedigten Selbstsucht‘) ist bereits das skeptische Koordinatensystem des Projekts angezeigt.“ (Rakow 2013, 480) Der auf die ökonomische Zirkulationssphäre konzentrierte Text (vgl. Wagner 2012, 41) kündigt das Ordnungsmuster des Fortschritts auf, indem die Topoi des Kreislaufs, der Wiederholung und der Vermehrung gebündelt und vorgeführt werden: Das liberal-kapitalistische Fortschrittsdiktum, wie es Keller der bürgerlichen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts attestiert, wird so im Roman aufgegriffen, zum Formprinzip erklärt und darin unterlaufen. Bei diesen Topoi handelt es sich um „makrostrukturelle Konfigurierungstypen“, die, wie Andrea Gutenberg skizziert, neben der Selektion von Handlungselementen und deren Perspektivierung als syntagmatische Verknüpfungsprinzipien den

Romanplot entscheidend prägen. (Gutenberg 2004, 100) Anders formuliert, werden außerliterarische Organisationsformen auf die Struktur des Textes gelegt, wodurch die Anordnung der Handlungselemente ihrerseits als „selbstständiger Bedeutungsträger im Sinne einer Semantisierung narrativer Formen“ (Stritzke 2006, 97) erscheint.[1] Werden Narrative auch als Schauplätze verstanden, an denen sich Identitäten (ab-)bilden, so rückt dies u.a. die Verhandlung von Geschlecht in den Fokus. Mit Rückgriff auf den *performative turn* und unter der Annahme, dass geschlechtliche Subjektpositionen kulturellen Praktiken nie vorgängig, sondern Effekte der eigenen Performanz sind, können Erzählstrukturen als ideale Untersuchungsgegenstände einer kulturwissenschaftlichen Narratologie geltend gemacht werden. Denn neben Kategorien wie *race* und *class* „erweist sich Geschlecht insofern als konstitutive Bedingung von Erzählen, als es jeglichem Äußerungssubjekt inhärent ist und Erzählpositionen und -perspektiven markiert; zugleich wird es in Akten des Erzählens überhaupt erst hervorgebracht, performiert. Erzählendes und erzähltes Geschlecht stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit, welches sich mit dem englischen Ausdruck ‚narrating gender‘ umschreiben lässt“ (Nieberle/Strowick 2006, 8).

[3] Der wechselseitige Einfluss von Erzählen und Identität ist enorm, Selbst-Konstitution „bzw. die Vorstellung einer stabilen Identität [sind] das Ergebnis narrativer Konstruktionen und damit letztlich eine Fiktion […]. Erzählung bzw. Lebensgeschichten und Identitäten [sind] daher aufs engste miteinander verwoben.“[2] (Nünning/Nünning 2006, 24) Die Orientierungsleistungen, die Romane dabei nicht nur auf produktions-, sondern vor allem auf rezeptionsästhetischer Ebene vollbringen, sind nicht zu unterschätzen, sofern die Texte Strukturierungs- und Selektionsstrategien zur Selbst-Konstitution anbieten:

> [4] „Fiktionale ist daher ebenso wie lebensweltliche Plotbildung als ein Prozess permanenter Hierarchisierung und Form gebender Selektion zu begreifen. Die Beschäftigung mit den Inhalten und Formen fiktionaler Plots ist vor diesem Hintergrund insofern von doppelter Bedeutung, als fiktionale Plotmuster nicht nur die überwiegend geschlechtsspezifischen Handlungsmuster unserer jeweiligen Kultur vermitteln, sondern auch Konzeptionen von Geschlechtsidentität wesentlich mit prägen.“ (Gutenberg 2004, 100)

[5] Folgt man Umberto Eco (1977), ist es dieser Gestaltungsmodus, der sich als eigentlicher Gehalt des literarischen Werkes anbietet.[3] Die Strukturierungslogiken eines literarischen Narrativs sind es dann, die in der Konsequenz Wahrnehmungen auf Seiten der Rezipient_innen steuern, Identitätsstiftung des Selbst ermöglichen und spezifische dominante Erzähl- und damit Biographiemodelle privilegieren. Es sind dies Ordnungsweisen, die

Geschlechterentwürfe und -performanzen entscheidend mitprägen und gleichermaßen von ihnen geprägt sind.[4] Und es sind Ordnungsweisen, die im literarischen Reflexionsmodus zugleich einer kritischen Perspektive ausgesetzt sind.

Zeichen der Zeit – ökonomische Einschreibeprozesse

[6] Auf der Ebene eines solchen Gestaltungsmodus gibt sich die Darstellung des Titel-‚Helden' zunächst unproblematisch. Martin Salander, dessen Werdegang als Geschäftsmann, Familienvater, Bürger, Mensch und als Mann über einen Zeitraum von etwa drei Jahrzehnten erzählt wird, vermag es stets, sich nach diversen finanziellen wie sozialen Krisensituationen als moralisch-tugendhaft agierender Mensch zu beweisen. Betrügereien, Missbrauch öffentlicher Ämter, Scheidungen: Trotz der Ansammlung krimineller Energien und anti-sozialer Tendenzen, wie sie in Martins Umfeld sich bündeln, gelingt es dem Protagonisten, sich nicht in den Vortex unsittlichen Handelns hinabreißen zu lassen. Bemerkenswert jedoch ist, wie die Lebens- und Familiengeschichten jener unmoralischen Neben- und Devianzfiguren mit der Salander'schen „im Zopfmuster miteinander verflochten werden" (Zuberbühler 2008, 92), sodass sie sich einerseits als integrale Bestandteile von Martins Entwicklung zu erkennen geben und andererseits im Modus des Als-Ob auf Alternativen und Alteritäten des Salander'schen Lebensentwurfs verweisen. Die Entwicklung Martins sowie des mit ihm verwobenen Romanpersonals wird an politischen, mentalitätsgeschichtlichen und vor allem ökonomischen Umbrüchen entlang beschrieben, die zu Zeiten Kellers destabilisierende und desintegrative Wirkungen zeitigten (vgl. HKKA 24, 51). Gerade die Antagonisten, die in ihrer jeweiligen Sphäre Gegenbilder repräsentieren und an deren fehlgeleiteten Biographien Martin sich im Laufe des Romans abarbeitet und sich selbst konturiert, stellen stets Alternativbiographien zum Salander'schen Lebensentwurf dar. Sein früherer Studienfreund, Louis Wohlwend, ist als Privatunternehmer in kriminelle Machenschaften verwickelt, wohingegen die so genannten Weidelich-Zwillinge als Träger öffentlicher Ämter ihre Stellungen als Großräte und Notare für ihre Betrugsgeschäfte missbrauchen. Wohlwend wird vom Sohn des Protagonisten und Privatgelehrten Arnold Salander überführt; Isidor und Julian hingegen von der Judikative (vgl. HKKA 24, 455). So geht es dem Roman „im gemeinsamen Falle der Brüder Weidelich um die Diskreditierung eines gründerzeitlichen Spekulationswesens, das mit äußeren Symbolen operiert, ohne sich noch um die Realien der Wirtschaft zu kümmern" (Rakow 2013, S. 485).

[7] Am Beispiel der Zwillinge geschieht das – freilich auf der Textoberfläche – durch deren illegale Machenschaften, durch das Fälschen von Pfandbriefen und das Abschöpfen von Geld in Hypothekengeschäften, kurz: durch das Manipulieren relativ moderner Finanzmittel, deren Anbindung an die Realökonomie bereits drastisch zurückgegangen ist. Zeichnet sich Geld durch einen hohen Grad an Immaterialität aus, dann muss dieser Malus durch Metaphoriken der Körperlichkeit ausgeglichen werden – also durch eine Physikalität, die ihm als Zeichensystem fehlt (vgl. von Braun 2012, 9f.). Die Macht des Geldes, aus dem Schein Stoff werden zu lassen, entspricht einer göttlichen *creatio ex nihilo*, der Fähigkeit also, „aus dem Nichts – dem reinen Zeichen – materielle Wirklichkeit zu erschaffen" (von Braun 2008, 137). Vor dem Hintergrund der reziproken Zuschreibungsprozesse von abstraktem, körperlosem Geld und materiell-physischen Realitäten beschränkt sich die Wirkung des Geldes nicht ausschließlich auf den ökonomischen Raum, sondern dehnt sich in alle Lebensbereiche aus (vgl. von Braun 2012, 9f.). Dies betont von Braun auch im Rückgriff auf Bemerkungen Georg Simmels, wenn sie schreibt: „‚Man macht sich im allgemeinen selten klar, mit wie unglaublich wenig Substanz das Geld seine Dienste leistet'. Im Geld habe die Fähigkeit, ‚das Körperhafte zum Gefäß des Geistigen zu machen', ihre höchsten Triumphe gefeiert" (von Braun 2012, 10).

[8] In der Zeichenhaftigkeit des Geldes bündelt sich ein Krisenmoment der anbrechenden Moderne, die mit ihren unsicher gewordenen Bezeichnungsprozessen Gegenstand des poetischen Realismus ist. In dem Maße, wie die außerliterarische Wirklichkeit Schwierigkeiten der Deutung aufwirft und sich nicht mehr durch auf Ganzheitlichkeit abzielende Erzählweisen und Handlungsanweisungen erschließen lässt,[5] wird die Unabbildbarkeit und Kontingenz von Welt zu einem der Gestaltungsprinzipien des realistischen Romans. Kausal-narrative Verknüpfungen werden zudem gelockert, wodurch das „Reading for the Plot" nachhaltig irritiert wird (vgl. Wagner 2012, 35; 40).[6] Darüber hinaus verweisen Techniken dieser (und anderer) Art auf die problematisch gewordenen Signifikationen im 19. Jahrhundert. Diese bloße Zeichenhaftigkeit von Welt erlaubt es auch, gleichzeitig die Frage nach der „Naturgegebenheit und Konstruiertheit der Geschlechterrollen" (Brandstetter/Neumann 1998, 246) aufzuwerfen.

[9] Dass die repressiven Zwänge des Finanzkapitalismus ebenfalls die Wahrnehmungs- und Konstruktionsweisen von Geschlecht ins Visier nehmen, wird im Roman bereits auf den ersten Seiten deutlich. Als Martin Salander kurz nach seiner ersten Rückkehr ins schweizerische Münsterberg

seine Adoleszenz gemeinsam mit dem Familienfreund Möni Wighart rekapituliert, erklärt er seinen Auszug in die Stadt wie folgt:

> [10] „Ich heiratete meine Frau, die mir schon länger in die Augen gestochen, und auch sie besaß bare Mittel. Da wurde es mir plötzlich zu eng in der friedlichen Schulstube, in der entlegenen Landschaft; ich zog hierher, in die Stadt dort hinter den Bäumen, wollte mitten im Verkehr stehen, unter Erwachsenen, auf Freiheit und Fortschritt ausschauen, ein Geschäftsmann, ein Muster von Brotherrn sein, ja sogar noch den Militärdienst nachholen und Offizier werden, um meinen Mann zu stellen. Denn ich glaubte alles schuldig zu sein, weil ich etwas Vermögen besaß, das im Grunde doch kein Reichtum war.“ (Keller 2004, 18)

[11] Als zentral an diesem Textausschnitt erweist sich erstens, dass die Kategorie ‚Männlichkeit‘ am Schnittpunkt unterschiedlicher Diskurse aufkreuzt: eines ökonomischen, eines militärischen und eines genealogischen bzw. akademischen; zweitens sind sowohl phantasmatische Männlichkeit[7] als auch ihre konstitutiven Initiationsriten von großer Bedeutung, um aus Vermögen Reichtum zu machen. Das Substantiv ‚Vermögen‘ schillert hier in seiner semantischen Doppelheit zwischen Besitz und Potenz, Eigentum und Kraft, gerade daran ist die kritische Stoßrichtung des Romans abzulesen: Der reine Abglanz, das Potenzial allein, ist in den meisten Fällen ausreichend, um Reichtum zu simulieren und gleichermaßen Reichtum zu sein. Das erzählte Ich des Protagonisten – der junge Martin der Rückschau – nimmt in dieser Episode an, dass Männlichkeit im Sinne des Fortschrittsdesiderats dazu verhelfen könne, aus Schein Wirklichkeit werden zu lassen. Eine Annahme, in der er fehlgeht, wie noch zu zeigen sein wird. Wechselt die Erzählperspektive hier eigentlich hin zu einer Ich-Erzählsituation, eröffnet dies eine weitere Perspektive der *gendered narratology*: Michael Meuser hat den Prozess der ‚Mannwerdung‘ vielerorts als Prozess symbolischer, spiritueller und körperlicher Praktiken beschrieben, die als „kompetitive Strukturen“ essenziell für die Sozialisierung innerhalb homosozialer Gemeinschaften seien. Durch diese ‚ernsten Spiele‘ entwickelten Männer die Liebe zum Wettbewerb (vgl. exemplarisch Meuser 2006a; ausführlicher Meuser 2006b). In dem Textauszug ist das Verhältnis von Ritus und Mannwerdung allerdings umgekehrt, da dem Protagonisten die vermeintliche Notwendigkeit ritueller Praktiken erst im Nachhinein bewusst wird. Das bedeutet konkret, dass das unrechtmäßige Vermögen, das in den geregelten Abläufen eines Passagenritus die strukturelle Stelle der Belohnung belegt, den jungen Martin innerhalb der nacherzählten Episode allererst dazu angeleitet hat, diesen Ritus zu durchschreiten. Als Angelpunkt ist dieses Vermögen motivierend, und zwar in doppelter Perspektive: zum einen intern, wenn es ontologisch Anlass für den erzählten Martin gibt, sich retroaktiv in ein ver-

männlichtes Sinngefüge zu integrieren, das eigentlich erst im erfolgreich abgeschlossenen Ritus gegeben ist; und zum anderen, wenn es extern den erzählenden Martin dazu anregt, die Geschehnisse so anzuordnen und zu erzählen, dass sie in eine ritualisch-organisierte Erzähllogik sich einpassen, um damit einer ‚männlichen' Biographie zu entsprechen. Im Vollzug des retrospektiven Narrativierens wird das Konstruiert-Sein und der Zwangscharakter dieser Riten dadurch offenbar, dass Salander in seiner eigenen Biographie die Kausalitäten umkehrt. Damit wird angezeigt, dass der Weg der ‚Mannwerdung' auch ohne Riten gangbar ist.

[12] Es bedarf also eines spezifischen, sozial oktroyierten Habitus, um Vermögen – im doppelten Sinne – zu bändigen und zu verwalten, und zwar eines Habitus, der repressive Züge trägt. Dessen wird sich der junge Salander kurz darauf bewusst, wenn er Wighart vom ersten Betrug Wohlwends und von dessen Folgen berichtet:

> [13] „Gut also, vor Ablauf eines Jahres erklärte Louis Wohlwend sich zahlungsunfähig, und was gleich mit Beginn der Konkursverhandlungen voll und unweigerlich gedeckt werden mußte, war der Betrag meiner Bürgschaftsleistung. Sie fraß auf, was ich und mein Weib besaßen, und zugleich liquidierte sich mein eigenes Geschäft ebenso rasch als reinlich, Dank der guten Ordnung, die darin herrschte, und ich konnte gehen, wo ich wollte! Ich war für einmal fertig!" (21f.)

[14] In der alliterierten Wendung „rasch als reinlich" treffen zwei Adjektive des realistischen Ordnungssinns zusammen, dem es hier zudem zu verdanken ist, dass sich das Vermögen auflöst. Die finale Wendung bekommt diese Argumentationslinie in einer Unterredung mit seiner Frau zu einem späteren Zeitpunkt im Roman, wenn die Salanders beschließen, dass Martin erneut nach Brasilien gehen soll. Denn zwar könnte er wieder als Lehrer tätig werden, sei aber für einen Wiederholungskurs zu alt:

> [15] „Dagegen fühle ich mich noch jung genug, freiwirkend in der Welt zu stehen, wozu mich eben der Geist getrieben hat. Dazu brauche ich diejenige Unabhängigkeit, welche nur ein mäßiger Besitz verleiht; denn ein zu großer macht natürlich den Mann auch unfrei." (70)

[16] Die sozioökonomischen Zwänge, die der Protagonist hier beschreibt und die das diskursive Klima auszeichnen, in dem Kellers Alterswerk entstanden ist, materialisieren sich in dem Roman in zweifacher Hinsicht: Zum einen werden im Text die physisch-materiellen Effekte ökonomischer Vergeschlechtlichungsprozesse beschrieben, die sich in die (literarisch-fiktiven) Figuren einschreiben; zum anderen wird auf struktureller Ebene mit Ordnungsfiguren der Ökonomie (wie etwa Wachstum, Anstieg oder Zirkulation) operiert. Doch affirmieren beide Literarisierungsverfahren die ihnen zugrundeliegenden Logiken nicht; vielmehr spielt der Text an seinen Figuren wie

an seiner eigenen Gestalt diejenigen Verfallserscheinungen nach, wie sie die kapitalistische Ordnung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zeitigte. Die repressiven Auswirkungen der liberalen Finanzökonomie können so im Sinne Bourdieu gelesen werden, wie er es in „Die männliche Herrschaft“ ausformuliert hat:

> [17] „Durch eine permanente Formierungs-, eine Bildungsarbeit, konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und in eins als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs-, und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden.“ (Bourdieu 1997, 167; Herv.i.O.)

[18] Was Bourdieu an anderer Stelle als Somatisierung bezeichnet,[8] meint die sich am Körper materialisierenden Einschreibeprozesse soziokultureller Zwänge, Ordnungen und Repressionen. Die Unfreiheiten, die sich durch ein Zuviel oder Zuwenig an Besitz einstellen, sollen hier anhand eines als männlich ausgezeichneten literarischen Subjekts verfolgt werden, um die durch ökonomische Faktoren bedingten Vergeschlechtlichungsprozesse aufzuzeigen, ihre Verankerung in symbolischen Ordnungen nachzuweisen und das kritische Potenzial des Textes offenzulegen. Um diese Einschreibeprozesse – es handelt sich gewissermaßen um Sekundäreffekte der monetären *creatio ex nihilo* – um diese Prozesse also und ihre gendertheoretischen Implikationen weiter zu verfolgen, lohnt es sich, physische Transformationsakte genauer zu betrachten. Gemeint sind damit die Weisen, wie das immaterielle Geld materielle Beschaffenheit erlangt und damit Körper prägt.

Kleider machen Leute – Somatisierungsprozesse

[19] Wie Maximilian Bergengruen zeigen konnte, hat der im poetischen Realismus „zu beobachtende[] Antagonismus von Gemeinwohl-orientiertem Geschäftsmann und Spekulant seine historische Wurzel in der deutschsprachigen [Adam-]Smith-Kritik“. (Bergengruen 2013, 219) Bergengruen verweist damit auf den Umstand, dass dem in Smiths Hauptwerk „The Wealth of Nations“ artikulierten Gedanken eines sich selbst regulierenden Marktes und der konsekutiven Zersetzung des Gemeinschaftswohls in der deutschsprachigen Rezeption die Vorstellung eines sittsamen Marktakteurs entgegengestellt wurde. Die Ablehnung des ökonomischen Eigeninteresses und die Bestärkung eines tugendhaft-moralischen Verhaltenskodex stellten zwei Topoi dar, die die deutschsprachige Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts kennzeichneten und diskursiv Eingang besonders in den poetischen Realismus fanden. Beide Theoriegebilde – dasjenige Smiths und das seiner Geg-

ner – sahen sich allerdings noch immer einer liberalen Marktökonomie verpflichtet. Und es ist diese Fundierung, die – so die These des Beitrag – Kellers Roman doppelt zum Einsturz bringt, indem er das Scheitern zweier Versionen von Marktakteuren inszeniert: Beide, sowohl der Entwurf des aus Eigennutz agierenden als auch der des im Gemeinschaftssinne handelnden Geschäftsmanns, werden verabschiedet.

[20] Bestimmend für das zugrunde liegende Narrativ sind also jene Ordnungsfiguren, die den Theorien wirtschaftlicher Produktion entlehnt sind. Vermehrung, Wiederholung und Zirkulation können als Konfigurierungstypen angesehen werden, die die Erzählstruktur prägen und darüber hinaus die Frage nach Individualität und Individuation aufwerfen. Dabei sind die Signale in diesem Desillusionsroman und in seiner ironisch-satirischen Darbietungsweise überdeutlich: Die repetitiven Episoden mit wiederkehrenden Abläufen; die strukturelle Beschaffenheit des Narrativs, das formal einer Zirkulationslogik entspricht, wenn das Ende in den Anfang mündet; ja, allein die Namensgebung der Figuren (die Schwestern Setti und Netti, Salanders Ehefrau und deren Konkurrentin Marie und Myrrha) stehen für demonstrative Durchschaubarkeit. All das verweist auf die – für den literarischen Realismus typische – „Abschaffung von Individualität zugunsten ihrer seriellen Wiederholbarkeit“ (Wagner 2012, 40) und auf einen spezifischen Wahrnehmungsmodus pluraler Realitäten (vgl. Blumenberg 2001, 72), die mithilfe ökonomischer Strukturmodelle dargeboten werden: „Nur ein Martin Salander fällt zweimal auf einen Wohlwend herein und macht mit einem Unternehmen namens Schadenmüller & Co. Geschäfte.“ (Wagner 2012, 40) Die in die Erzählung eingelassenen Passagen der Spiegelung, Doppelung und Aufspaltung können verstanden werden als Spielarten von Kontingenz, als Möglichkeitsräume, in denen die Schein-Vervielfältigung des Salander'schen Lebensentwurfs durchgespielt wird. Auf diese Weise lässt sich auch die Episode um den letzten Kampf des Ratsmitglieds Kleinpeter deuten, der den Salanders in der Mitte des Romans einen Besuch abstattet.

[21] Als „geringer Fabrikant von Baumwolltüchern“ (194) führt Kleinpeter das Unternehmen seines Vaters fort, nicht auf Wachstum ausgerichtet, sondern auf gleichmäßiges Fortschreiten im Bestehenden. Diese Grundeinstellung disponiert ihn (ähnlich wie Salander) zur Ratsmitgliedschaft. Um sein neues Amt gebührend auszufüllen, überantwortet er seinen zwei Söhnen die Fabrik. Leider kommen sie nach der leichtsinnigen Mutter und wirtschaften das Unternehmen herunter. Als die Söhne nach der Insolvenz ihren Vater bedrängen, Gelder aus der Staatskasse zu stehlen, kommt es zu einem letz-

ten Aufbäumen Kleinpeters, und er besteht „im Ringen mit den Söhnen seinen Charaktertest als öffentlicher Würdenträger“. (Rakow 2013, 490) Anschließend legt Kleinpeter sein Amt nieder.

[22] Nach der Einladung zum Essen durch seinen Amtsnachfolger Martin Salander folgt die Beschreibung Kleinpeters durch die Erzählinstanz:

> [23] „Der offenbar einst hübsche Mann zeigte alle Anzeichen des Verfalles. Die frühere Wohlbeleibtheit war aus den Kleidern geschwunden, daß sie zu weit geworden und schlotterig an ihm hingen, dabei aber so abgetragen waren, daß es lang her sein mußte, seit er etwas hatte anfertigen lassen. Die Wäsche war unordentlich und das zerschlissene Halstuch so schlecht umgebunden, daß man die lieblosen und trägen Hände leibhaft zu sehen glaubte, die den Mann so aus dem Hause gehen ließen. Seine eigenen Hände hafteten gewohnheitsmäßig an verschiedenen Stellen der Rocklappen, um einen Fadenschein, einen Schmutzfleck oder ein zerrissenes Knopfloch zu decken. Die kümmerlich unfreie Haltung, welche ihm hierdurch anklebte, entsprach auch dem farblosen gedunsenen Gesichte, dessen Züge die Spuren von Niedergeschlagenheit und Kummer, sowie von zahlreichen Anläufen verrieten, im Trunke sich selbst zu vergessen.“ (191)

[24] Die semantische Engführung von Kleidung und Körper amalgamiert beide Bereiche fast untrennbar miteinander. Verschwindet die Wohlbeleibtheit aus den Kleidern (und nicht vom Körper), versuchen die Hände die abgetragenen Lumpen zu verdecken und entbehrt das Gesicht jeglichen Farbtons, dann schließt der Körper die Kleidung ein, sind beide miteinander verwoben und bilden einen Korpus, dessen Oberhaut textil ist. Die zerschlissene Kleidung vermag kaum mehr etwas zu verhüllen; vereinzelt klaffen textile Wunden, die das darunterliegende Menschenfleisch offenlegen. Der vormals „gut und gescheit aussehende[] Mann“ (190) wird durch den Mangel an Geld entstellt, der Zerfall des Materials entbirgt den darunterliegenden Menschen. Auch hier erscheint der Körper als Schnittpunkt verschiedener Aussagesysteme, an dem Geschlecht, Alter und Ökonomie in eins fallen und sich gegenseitig bedingen. Die Folgeschäden vergangener Misserfolge schlagen sich hier in physiologischen Ausmaßen nieder. Anders ausgedrückt somatisiert sich über das Medium Kleidung das ökonomische Versagen Kleinpeters. Das Adverb „hierdurch“ vermittelt eine Kausalität zwischen seiner Unfreiheit und der Kleidung als Zeichenträger des Misserfolgs.[9]

[25] Mehr noch funktionieren die Kleider auch als Indizes eines anderen, nunmehr abwesenden Körpers, wenn diese auf die „lieblosen und trägen Hände“ von Kleinpeters Ehefrau verweisen, die man „leibhaft zu sehen glaubte“. Bevor er das „eitle[] und leichtsinnige[] Weib“ geheiratet hatte, legte der ehemalige Großrat „mehr Wert auf die Anforderungen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehres, als auf den Erwerb von Reichtü-

mern“, „ohne stark vorwärts-, aber auch ohne zurückzugehen“ (219). Allerdings setzte diese, wie die Erzählinstanz bemerkt,

> [26] „das unschuldige Ansehen, dessen er [Kleinpeter] sich erfreute, auf ihre alleinige Rechnung und spreizte sich in demselben wie ein Pfau. Alles, was er that, war ihre Tugend, was an ihm gefiel, ihr persönlicher Vorzug, was ihm widerfuhr, ihr Verdienst. Es war ihr Mann, von dem man sprach und mit dem sie groß that, und weiter nichts, und überall wollte sie dabei sein, wo er hinging; auch fuhr sie allein im Lande herum, so oft sie konnte, sich sehen zu lassen und zu prahlen. Zu Haus aber machte sie ihm das Leben sauer durch die verächtliche Art, mit der sie sein Thun und Lassen und ihn selbst zu behandeln sich förmlich die Mühe gab, damit er ja nicht gegen sie aufzukommen sich unterstehe. Auch sonst lebte er schlecht in seinem Hause, weil ihr alles zu viel war, was seiner Sorgfalt gleichsah. Zwei heranwachsende Söhne schlugen in ihre Art.“ (194 [Herv. i. O.])

[27] Kleinpeters Ehefrau wird mit Eigenschaften versehen, die mit den idealisierten Ehrenkodizes des (allerdings im Abstieg begriffenen) Typus des aufrichtig agierenden Bürgers inkommensurabel sind, wenn ihre egozentrischen Absichten als prahlerisch, verachtend und habgierig qualifiziert werden. Dies wird auch durch die mit Nachdruck betonten Possessivpronomen formal verdeutlicht.[10] Die erlebte Rede indes – auf ihrem Höhepunkt im Modalpartikel „ja“ eingefangen – führt hier performativ den Zustand vor, den Kleinpeters Gattin auf habituell-materialistischer Ebene über ihn gebracht hat: die Unfreiheit, die sich in der vom Erzähler angeeigneten Rede des ehemaligen Großrats artikuliert, die Dissoziation von der unvertraut gewordenen Wirklichkeit, die sich der eigenen Kontrolle entzieht und die in diesem Erzählmodus für die Leser_innen erfahrbar wird (vgl. Jauß 1991, 158, 267).

[28] Es ist hier weniger von Bedeutung, dass es seine Familie ist, die das Unheil über ihn bringt; was sich an Kleinpeters Erzählung offenbart, ist erneut die Wiederholbarkeit der Ereignisse[11] und die Auswirkungen ethisch fragwürdigen Verhaltens, die immer wieder punktuell in Kellers Roman auftauchen. So war es das Streben von Kleinpeters Ehefrau nach zu viel Besitz, die ihren Mann unfrei gemacht hat. Geld zu haben oder nicht zu haben schafft hier soziale und physische Realität – das ist eine beachtliche Leistung angesichts des hohen Grades an Immaterialität, die dem Geld von Anfang an eigen war. Zwar ist Geld wie auch andere natürliche bzw. materielle Stoffe sowohl Signifikant als auch Signifikat, sowohl Symbol als auch Symbolisiertes; im Gegensatz aber zu Blut oder Wasser beispielsweise, die erst im Nachhinein mit symbolischen Qualitäten versehen wurden, lädt sich Geld – das zuvorderst Symbol war – erst später mit einer Quasi-Materialität auf, wie Christina von Braun schreibt:

> [29] „Das Geld hingegen ist ein Symbol, das sich den Anschein materieller Realität gibt und dann auch tatsächlich über materielle und natürliche Existenzen

> bestimmt. Je abstrakter das Geld wurde – je mehr es sich in reines Zeichen verwandelte (auf dem Weg von der Münze über das Papiergeld bis zum elektronischen bit) –, desto größer wurde seine Wirkmacht über die ‚Realität'. Nicht nur über die wirtschaftliche und soziale Realität, sondern auch über die körperliche und physische Realität des Menschen". (von Braun 2012, 10)

[30] Geld muss also darüber hinwegtäuschen, dass es keinen tatsächlichen Gegenwert hat, und gerade deshalb ist seine Wirkmacht so immens.

Ein Mann, ein Buch – das paternal-ökonomische Narrativ

[31] Wie nun das Geld jeweils symbolisch-materiell beschaffene Frauen- oder Männerkörper herstellt, so repräsentiert der im Finanzkapitalismus angesiedelte Roman einen ökonomisierten Textkörper, der spezifische Merkmale dieses Milieus aufweist, der die diskursive Bedingtheit sowohl des Textes als auch seiner Protagonist_innen ausstellt und der beide als von den Verfahrensweisen der Ökonomie abhängig markiert.[12]

[32] In seiner literaturwissenschaftlichen Analyse der miteinander verzahnten Themenschwerpunkte Familie, Männlichkeit und Erzählen im 19. und 20. Jahrhundert hat Walter Erhart gezeigt, dass der Roman in der „zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig die Geschichte von Familien [schildert] und dabei genau jene Bewegung [beschreibt], die Männlichkeit in eine Geschichte und in einen Text verwandelt". (Erhart 2001, 56f.) Erhart skizziert damit Produktions- und Strukturierungsweisen des 19. Jahrhunderts, die sich dadurch auszeichneten, dass ihnen eine vermännlichte Ideal-Biographie zugrunde liege (und die in die Vaterschaft einmündeten, woraus sich die Formel eines paternalen Narrativs ergebe), „die das vermeintlich statische Modell von Familie in eine Abfolge männlicher Transaktionen verwandelt". (Erhart 2001, 57) Anders ausgedrückt gehen damit Plotlogiken und der Entwicklungsverlauf phantasmatischer Männlichkeit, also die durch Praktiken und Diskurse bedingte Vorstellung von ‚Mann-Sein', eine Strukturhomologie ein. Werden in diesen Erzählungen zugleich Familiengeschichten erzählt, dann werden beide Phänomene, Familie und Text, erkennbar als solche, die eine maskulinisierte Verlaufsform vorweisen.[13] Romane, wie sie Erhart beschreibt, sind damit sowohl auf Ebene des Dargestellten (*histoire*) als auch der Darstellungsweise (*discours*) von Modellen dieser Art beeinflusst und proliferieren diese zugleich; die inhärente Zirkellogik liegt offen.

[33] In „Martin Salander", diesem „Zerrbild eines ‚Zeitromans'" (Jeßling 2013, 419), wird dieses Strukturmodell um weitere „makrostrukturelle Kon-

figurierungstypen“ (Gutenberg 2004, 100) angereichert. Die oben skizzierten Formen der Wiederholung, Spiegelung und Zirkulation sind nicht nur maßgebend für die Plotbildung des Romans, sie erstrecken sich als ökonomische Ordnungsfiguren bis in die Selbstdarstellungsweisen des Romanpersonals, und das heißt: auf dessen mentales und psychologisches Selbstverständnis. Davon legen diejenigen Passagen Zeugnis ab, in denen der Protagonist seine Handlungsoptionen abwägt und sich mit multiplen Varianten des Umgangs mit zeittypischen Erscheinungen konfrontiert sieht. Die Konfigurierungstypen, die bisher als Analysekategorien figürlicher wie struktureller Muster verwendet wurden, können Hilfestellung auch bei der Analyse des Reflexionsmodus des Protagonisten – in inneren Monologen – leisten. Hier ist es, dass sich Salander gleichsam selbst vervielfältigt und in der Aufspaltung, die er angesichts angewandter Selbstbespiegelung, -verdopplung und -brechung erfährt, diejenigen ökonomischen Ordnungsfiguren vorgeführt und unterlaufen werden, die sein Umfeld zu erodieren bedrohen. Notwendig wird dieser Modus der Reflexion, der Vermittlung und damit diese Form der Dissoziation aufgrund fehlender administrativer Steuerungsinstanzen (vgl. Rakow 2013, 480), sodass Martin als letztem verbleibendem Statthalter sittsamen Verhaltens diese Rolle zufällt. „Von fern gemahnt [Salander] an das liberale Ideal der Einheit von Ökonomie, Bildung und Gemeinsinn.“ (Rakow 2013, 480)[14] Doch verfehlt der Idealist die schweizerische Realität vom Ende des 19. Jahrhunderts konsequent und wirkt in der ständigen Konfrontation mit dem egoistisch-materialistischen Weltbild beinahe anachronistisch. Die Versöhnungsbestrebungen, beide Lebensmodelle einzuhegen, misslingen nicht nur, sondern führen zur Abspaltung von der Wirklichkeit, wie der innere Monolog Martins nach der finanziellen Rettung des Jakob Weidelich beispielhaft zeigt:

> [34] „‚Das wäre auch vorbei!‘ sagte Martin vor sich her und der Kaufmann in ihm fügte hinzu, es sei doch fraglich, ob man nicht mit Recht ihn einen Narren heißen dürfte, da er eigentlich nur den jungen eingesperrten Verbrechern ein Geschenk gemacht habe, welche den Vater beerben; und wenn sie wieder auf freien Fuß kämen, könne dieser längst tot sein.
> ‚Doch nein!‘ sprach wieder der alte Martin. ‚Es ist so recht und die beste Auseinandersetzung mit den Buben, nachdem sie sich einmal in meine Lebenskreise haben drängen können! Ja, die Hochzeit, die verhexte Hochzeit! Gleich morgen muß der Anwalt mit der Scheidungsklage für die Töchter beauftragt werden. Diese Sache wird bald erledigt sein!‘“ (328)

[35] Zum einen führt die Vervielfältigung des inneren Monologs formal die Aufspaltung Salanders vor; zum anderen signalisiert die Erzählform der erlebten Rede auch hier die dissoziativen Prozesse Martins, in denen die Zugriffsmöglichkeiten auf die Welt problematisiert werden. Die Repetitions-

und Kontingenzstrukturen des Romans werden gleichsam semantisch eingefangen und somatisieren sich in dem Protagonisten. Der Ausruf „Doch nein!“ des alten Martins, der in der dialogischen Abfolge seinen Widerspruch gegenüber dem neuen formuliert und der als Reaktion auf das zuvor selbst geäußerte Argument zu verstehen ist, markiert die Gesamtstruktur beider Überlegungen Martins als Prolepsis,[15] die allerdings in actu und damit nicht gesteuert antizipierend gedacht war. Ist das rhetorische Manöver eigentlich dazu bestimmt, mögliche Einwände vorwegzunehmen, wird diese Qualität hier einerseits dadurch revidiert, dass das Gegenargument während der Verfertigung der Gedanken auftritt und gar nicht dazu intendiert gewesen sein kann, jemand anderen zu überzeugen (denn es gäbe schlicht niemanden, mit dem Martin disputieren müsste); anderseits wird die Nachträglichkeit des Arguments von der Temporalisierung der Sprecherinstanz ausgehebelt: Es ist der „alte Martin“, der zeitlich nach dem neuen spricht. Die mentale Aufspaltung bei synchroner Personalunion präsentiert sich im Modus der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigeit. Die Verdoppelungsbewegung ist auch semantisch spürbar, und zwar dort, wo der Ausruf einmal als Modalpartikel die Emphase des Einwandes ausdrückt („Doch nein!“); gleichwohl kann es als Antwortpartikel und insgesamt als paradoxe Verknüpfung von Affirmation („Doch!“) und Ablehnung („Nein!“) zugleich gelesen werden.

[36] Die Möglichkeitsräume moderner Lebensentwürfe, die bisher an den Gegen- und Devianzfiguren durchgespielt und sichtbar gemacht wurden, gehen hier im sich verdoppelnden Salander auf. Es wird eine zweite Figur erzeugt, wo doch nur eine ist, und die Abspaltung von der ihn umgebenden Welt,[16] die Aufspaltung in einen fortschrittsliberalen und einen bildungsaffinen Bürger finden über die Ebenen Struktur sowie Erzählweise formalästhetisch Eingang in diese Passage. Eine klare Entscheidung, eine eindeutige Handlungsoption ist nicht gegeben, und so bleibt Salander – als einzig tugendhaft agierender Figur – keine andere Möglichkeit als die Flucht in den Regress: Nach der Rückkehr seines Sohnes Arnold besprechen beide gemeinsam die künftige Ausrichtung des Familienunternehmens, wägen ab, „ob nicht die Geschäfte […] auszudehnen und ein gewisser Aufschwung zu wagen sei“ oder ob sie weiter „in schlicht bürgerlichen Verhältnissen bleiben“ sollen; doch wird sich darauf geeinigt, dass sie – „was das Geschäft betrifft“ – „es einstweilen beim alten“ lassen (alle 340ff.). Aus „dieser seltsamen Verhandlung“ (342), die das Abwägen und Reflektieren über die vergangenen Ereignisse zum Gegenstand hatte, geht der gemeinsame Entschluss hervor, die zukünftigen Risiken möglichst zu minimieren und den Lebenswegs eines bescheidenen Daseins einzuschlagen. Diese Haltung ist

symptomatisch für die veränderte Lebenswelt, die der Kapitalismus zeitigt: „Mit der Zeit des Kapitals wird die Reflexion ökonomischer Systemhaftigkeit auf Fristen, Erwartungen und ungewisse Zukünfte, mithin auf eine Unruhe gelenkt, die sich als Schwächung der Stabilität von Gleichgewichtssystemen manifestiert." (Vogl 2011, 82) Der Schulterschluss von Vater („Politiker und Volksmann") und Sohn („Geschichtsfreund und Jurist", beide 340) symbolisiert die multi-disziplinäre, -diskursive und -institutionelle Gültigkeit – im Sinne der breitflächigen Wirkungskreise kapitalistischer Ordnungslogiken – des Salander'schen Entwurfs. Dieses Arrangement ist mit einer raum-zeitlichen Perspektive versehen, einer Perspektive also, die Vergangenes (Historiker), Zukünftiges (Politiker) und Gegenwärtig-Variables (Jurist und Volksmann) berücksichtigt. So kommentiert die Erzählinstanz wenig später: „Ruhig fuhr nun das Schifflein Martin Salanders zwischen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturmes wie des Friedens gewärtig, aber stets mit guten Hoffnungen beladen […]." (353)

[37] Die progressiven Tendenzen des liberalen Fortschrittsglaubens wie auch bildungspolitische Bestrebungen werden vom Roman abgekanzelt, ebenso wie der Wunsch nach einem versöhnlichen Kompromiss. „Dies ist keine heroische Entsagung", vielmehr handelt es sich um „einen kleinmütigen Rückzug ins innere Exil", in einen „dezidiert unterambitionierten, aber lebbaren Zustand": „Wer leidlich und unversehrt durchs Leben kommen möchte, zieht sich wie Martin Salander und sein Sohn Arnold aus den öffentlichen Geschäften sobald als möglich zurück." (Rakow 2013, 483)[17] Die Zukunftshoffnungen, die in Arnold und seine Freunde gelegt werden, bleiben „ohne jede Vermittlung mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen in Münsterburg" (Kittstein 2012, 268), sie sind gleichsam kommunikativ anschlussunfähig.[18] Das gekappte Ende des Romans[19] – es gibt keinen Ausblick, keinen vollendeten Abschluss, keinen eindeutigen Verweis auf das Kommende – entspricht einer Verweigerung des Erzählens, das Narrativ entspricht gewissermaßen in poietischer Resignation vor den ökonomischen Zwängen dem Scheitern des Salander'schen Bildungsideals und bietet im Rückzug den einzig denkbaren Ausweg. Der ewige Idealist Martin Salander entzieht sich lieber der wirtschaftlichen und politisch-öffentlichen Sphäre als in das korrumpierte System einzuzahlen. Diese Leichtgläubigkeit muss indes noch einer Revision unterzogen werden, denn eigentlich bestünde die Rettung in einem kritischen Idealismus: „Denn der blauäugige ‚Salanderismus', den er praktiziert, ist ja gerade die Voraussetzung dafür, dass Kreaturen wie Wohlwend obenauf kommen. Salander und sein ‚alter Freund' Wohlwend, an den er ‚wie mit eisernen Ketten gebunden' scheint […], bilden ein

zusammengehöriges Paar.“ (Zuberbühler 2008, 96f.) Weder idealistische Interaktion mit noch resignativer Ausstieg aus dem System bieten einen Lösungsansatz – eine Pattsituation, die strukturell dann eingefangen wird, wenn die Erzählstruktur von einer Zirkellogik konfiguriert wird, sodass beide möglichen Erzählverläufe in den Wiederanfang und also in Repetition und Stagnation einmünden. Worin für Aristoteles noch die Grundhaltung ethischer Tugenden bestand („Nikomachische Ethik“, ca. 323 v.Chr.) und was von David Hume aktualisiert und als Versprechen neuzeitlicher Glückseligkeit ausgegeben wurde („Of the Middle Station of Life“, 1742), ist im späten 19. Jahrhundert nur noch Leerformel: Das Mittelmaß hat ausgedient.

[38] Diese poietische wie inhaltliche Resignation vor den gesellschaftlichen und ökonomischen Umständen deutet sich nicht zuletzt bereits in den vielen Verkehrungen des Excelsior-Motivs an,[20] das sich in Iterationen durch den Roman zieht und schließlich als von individueller Profitgier durchsetzte Fortschrittsformel, als Pervertierung des „Höher empor!“ zu erkennen gibt. Exemplarisch kann dafür die Szene nach der Bekanntgabe der Verhaftung der Weidelich-Brüder einstehen, in der die Eltern den Rückzug ins Private suchen, um der Scham und dem Spott der Öffentlichkeit zu entgehen. Amalie Weidelich spornt ihren Mann zum zügigen Rückzug an, der Imperativ „‚Nur vorwärts! Steh' nicht still!‘“ (286) ihm gegenüber wirkt aber geradezu zynisch, wenn sich das Familienschicksal aufgrund des fehlgeleiteten, auf individuellen Erfolg gerichteten Fortschritts-Credos ihrer Söhne zerschlagen hat. Die Anweisung der Amalie ist nun zwar kleinlaut und unterambitioniert, und in ihrer Bewegung mehr auf Horizontalität denn auf Vertikalität angelegt; Stillstand ist jedoch ausgeschlossen, und in der Flucht nach vorn bedienen sie jenes verkehrte Progressionsdenken, das sie allererst ruiniert hat.

[39] Noch einmal sei ein Rückgriff auf das heuristische Werkzeug Connells gestattet, mit dem die zwischen-männlichen Strukturverhältnisse zwar eher statisch betrachtet werden,[21] aber dennoch kleinteiliger analysiert werden können. In dieser Perspektive zeigt sich, dass sich die Unterkategorien moderner Maskulinität als untauglich für die sozio-ökonomischen Ansprüche und Ordnungsweisen erweisen, selbst die (vermeintlich) hegemoniale. Isidor und Julian wären in Connells Modell zunächst der Komplizenschaft und nach ihrer Verhaftung der subalternen Männlichkeit zuzurechnen.[22] Ähnliches kann über Louis Wohlwend behauptet werden, das ehemalige Ratsmitglied Kleinpeter hingegen entspräche durchgehend – zumindest innerhalb der Erzählzeit – der untergeordneten Männlichkeit. In struktureller Opposition

käme den Salanders dann der Status der hegemonialen Männlichkeit zu, die als die letzten noch tugendhaft agierenden Figuren kulturelle Hegemonie ausübten. Wenn aber „die individuell sittlich handelnden Männer der Salander-Familie sich die Ausweitung ihres Geschäftes ausdrücklich versagen, um nurmehr am Rande der Gesellschaft zu leben“ (Kaiser 1982, 450), verdichtet sich der Schluss des Romans in Regress und Entsagung. Das bedeutet in letzter Konsequenz zweierlei: Erstens erweist sich selbst der moralisch-tugendhafte Marktakteur als für die Ansprüche liberaler Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen untauglich; zweitens erweisen sich vermännlichter Entwicklungsgang und Roman-Narrativ als strukturell unvereinbar, so dass im Text der Zusammenbruch der Ordnungslogiken des 19. Jahrhunderts sichtbar wird. Anders ausgedrückt gewährleisten Erzählformationen, denen eine proto-männliche Biographie zugrunde liegt, keine teleologisch-versöhnliche Perspektive mehr, wenn diese Form der konstruierten Geschlechtlichkeit phantasmatische Lebensentwürfe und Narrative konstituiert, die nicht einlösbar sind. Die Erzählung, die sich als von geschlechtlichen wie ökonomischen Ordnungsfiguren durchzogen erweist, wird dysfunktional und kann, wie bei „Martin Salander“ geschehen, die Reziprozität von Geschlecht und Narrativ als konstruiert markieren. Wird nun allen Männlichkeiten, selbst den hegemonialen, weil moralisch agierenden, im „Martin Salander“ gleichermaßen die kulturelle Hegemonie abgesprochen, dann zeigt sich, dass die Connell'sche Taxonomie zu kurz greift und zugunsten eines Analysemodells verabschiedet werden muss, das Männlichkeit als Konstruktionsmodus (Scholz 2004, 40) begreift.[23] Diese Folgerung bestätigt dann auch die These, dass im Zuge der einsetzenden Moderne sowohl intern wie auch extern wirksame hegemoniale Männlichkeit – also Hegemonie über Frauen und über andere, meist untergeordnete (subordinate) Männlichkeiten – verstärkt als problembehaftet (auf-)gespürt wird (vgl. Demetriou 2001, 341). Die Dysfunktionalität solcher Kategorisierungen wird hier anschaulich gemacht, indem sie sowohl mit der Problemhaftigkeit prosaischen Erzählens – die sich dann in der attestierten Krise des Romans um 1900 verdichten wird – als auch mit den unsicher gewordenen Wissensordnungen verschaltet wird.

Absturz – Abschluss

[40] Im Hinblick auf den Modellcharakter „für alle anderen ökonomischen, sozialen und kulturellen Formen der Reproduktion“, den die Ordnungsfiguren der ökonomischen Theorien des späten 19. Jahrhunderts bereitstellen,

spricht Joseph Vogl von einer neuen Oikodizee, der Vorstellung einer vermeintlich besten aller möglichen Wirtschaftswelten. Und diese Oikodizee verspricht, so Vogl weiter, „mit den von ihr gesetzten Relationen, Ereignisgestalten und Verkehrsformen eine Blaupause für die Kodierung des sozialen Bandes bereitzustellen“ (beide Vogl 2011, 115). Anders ausgedrückt bieten die ökonomischen Theorien ein Erkenntnismodell an, dessen Geltungsbereich nicht zuletzt auf der Überzeugung liberaler Ökonomie fußt, „dass das Marktgeschehen ein exemplarischer Schauplatz von Ordnung, Integrationsmechanismen, Ausgleich, sinnvollen Allokationen und somit von gesellschaftlicher Vernunft sei und insgesamt an eine kohärente, systematische Darstellungsform appelliere“. (Vogl 2011, 26)

[41] Auf der Figurenebene spielt der Text das Scheitern dieser Marktlogik in der Multiplikation von Charakterentwürfen durch, die, wenn nicht scheitern, so doch stagnieren, und deren Körper Zeichen ökonomischer Somatisierungsprozesse aufweisen. Die marktkonformen Wesen, denen jede Spur der Individualität ausgeschrieben wurde, wirken austauschbar und eher prototypisch als originell; selbst der Protagonist gibt sich in den Rückblicks-Passagen durch die indirekte Rede als von der Wirklichkeit abgetrennt zu erkennen. Auch strukturell verweigert sich der Text dem ökonomischen Progressions-Imperativ, wie die repetitiven Episoden, die Redundanzen oder die wiederkehrenden Elemente des Erzählaufbaus verdeutlichen. Das wird nicht zuletzt auch textintern, auf Ebene der Figurenrede maximal ironisch kommentiert. So stellt sich Martin ob der gescheiterten Ehen die Frage, wie das alles zusammenhänge, und bekommt von Marie folgende Antwort: „Wir haben es mit einer unerklärten Unregelmäßigkeit, mit einem Phänomen zu tun, wie Du dich schon ausgedrückt hast!“ (259) Der Kommentar ist nicht nur angesichts der Verdopplung der Eheauflösung als zynisch zu verstehen; auch bezeugt die Wiederholungsstruktur innerhalb von Maries Antwort, die eine Paraphrase einer Beobachtung ihres Mannes ist, wie wiederholte Unregelmäßigkeiten zur Regel werden. Wenn zuletzt der einzig lebbare Zustand – der der Salanders – als orientierungslose, rückschrittliche Lebensform beschrieben wird und das zirkuläre Narrativ am Ende in seinen Anfang einzumünden scheint, dann konterkariert der Text damit die ökonomische Figur des Wertumlaufs und verkehrt sie in ihr verfallsartiges Gegenteil, das keinen Aufstieg mehr verspricht, sondern Heil lediglich im resignativen Rückzug verspricht.

[42] Diese im Roman aufgehobene Kritik ist ebenso gerichtet an die Wissens- und Geschlechterordnungen, die sich am Körper als Kreuzungspunkt

von materiellen, symbolischen und habituellen Praktiken kristallisieren. Der Roman veranschaulicht die Verfertigungsweisen des Wissensobjekts ‚Geschlecht', und es werden auf diese Weise die im 19. Jahrhundert gängigen Naturalisierungsstrategien von Geschlechtlichkeit unterlaufen, sowohl auf inhaltlicher, struktureller als auch auf poietischer Ebene. Dabei ist weder ein zu viel noch ein zu wenig an Besitz, weder ‚Mann'-Sein noch ‚Frau'-Sein entscheidend – es ist der Besitz selbst, der den Menschen unfrei macht.

Endnoten

1 Diese Analysekategorie ergibt sich in Rückgriff auf Frederic Jamesons Konzept der *„ideology of the form"* (vgl. Jameson 1981, 99).

2 Vera und Ansgar Nünning beziehen sich an dieser Stelle auf Paul John Eakins Standardwerk zur Autobiographieforschung: „How Our Lives Become Stories" (1999).

3 „Der eigentliche Inhalt des Kunstwerks wird somit seine Art, die Welt zu sehen und zu beurteilen, ausgedrückt in einem Gestaltungsmodus, und auf dieser Ebene muß dann auch die Untersuchung der Beziehung zwischen Kunst und Welt geführt werden. Die Kunst erkennt die Welt durch die Strukturen ihres Gestaltens (die darum nicht formal, sondern ihr eigentlicher Inhalt sind): die Literatur organisiert Wörter, die Aspekte der Welt bezeichnen, doch das literarische Werk deutet auf die Welt hin durch die Art und Weise, wie diese Wörter angeordnet werden […]. In diesem Sinne arbeiten gewissen Operationen der Kunst, die unserer konkreten Welt so fern zu sein scheinen, letzten Endes darauf hin, uns die imaginativen Kategorien zu liefern, mittels derer wir uns in der Welt bewegen können." (Eco 1977, 206)

4 Für eine einführende Konzeptualisierung inklusive genderwissenschaftlich informierter Überlegungen zu narratologischen Dimensionen (Raum, Zeit, Handlung, Figuren, Erzählinstanzen, Gattungen) vgl. die Beiträge in Nünning/Nünning (Hg.) 2004.

5 Eine Durchsicht der einschlägigen Romantheorien seit Anfang des 19. Jahrhunderts bestätigt, dass sich die Autoren und Theoretiker mit dem Problem der Darstellung tendenziell unendlicher, kontingenter und unabschließbarer Welt – die „Prosa der Wirklichkeit", wie sie Hegel nannte – im Medium tendenziell endender und formal abzuschließender Romane konfrontiert sahen (vgl. Blumenberg 2001, bes. 67).

6 Karl Wagner verweist hier auf Peter Brooks Titel „Reading for the Plot" (1985).

7 Als Modifikation des folgenreichen Analysemodells der hegemonialen Männlichkeit (Connell 2000) begreife ich die Kategorie „Männlichkeit" – in Anlehnung an Michael Meuser und Sylka Scholz – als phantasmatischen Entwurf einer kulturellen Geschlechtlichkeit, die nach außen die Unterdrückung der (biologischen) Frau gewährleisten soll, nach innen hingegen zwischen-männliche Abgrenzungsprozesse reguliert, also als hierarchischen Konstruktions*modus*: „Ich gehe nun davon aus, dass der Entwurf eines spezifischen Männlichkeitsideals als ein generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu verstehen ist. Durch die Konstruktion eines spezifischen Ideals wird eine Gemeinschaft hergestellt, die sich nach ‚Außen' abgrenzt und im ‚Inneren' hierarchisch strukturiert ist." (Scholz 2004, 40)

8 „Die Maskulinisierung des männlichen und Feminisierung des weiblichen Körpers sind gewaltige und in einem bestimmten Sinn unendliche Aufgaben, die […] einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Anstrengung erfordern und eine Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses zur Folge haben, das auf diese Weise naturalisiert wird. Durch eine regelrechte Dressur der Körper werden jene ganz basalen Dispositionen aufgezwungen, die zur Teilnahme an den Spielen *geneigt* und *fähig* machen, die die Entfaltung der Virilität am meisten begünstigen: die Politik, die Wirtschaft, die Wissenschaft usf.“ (Bourdieu 2012, S. 99f. [Herv. i. O.]).

9 Unverkennbar ist an dieser Textstelle auch die Analogie zum textilen Gewebe des Kleidungsstücks und zur Textur der Erzählung, die beide zerfasern. In einer weiteren Wendung würde sich ein Analogon von Körper und Gemeinwesen anbringen lassen, wodurch die o.g. Passage die intersektionale Quadriga Text – Kleidung – Körper – Gemeinschaft am Beispiel der Figur von Kleinpeter in ein gemeinsames Problemfeld rückt.

10 Es handelt sich hier um einen klaren Indikator indirekter und damit übernommener Rede, wenn der Duktus der Kleinpeter'schen Klagerede formal auf die Ebene der Erzählinstanz verschoben wird.

11 Dabei werden die Positionen in der gesamten Erzählung von den Romanfiguren stets umbesetzt: Im Falle der Schwestern Setti und Netti sind es ihre Ehemänner, die Weidelich-Brüder, die Unfreiheit über ihre Existenzen bringen; dieselben, Isidor und Julian, sind kausal auch für den Niedergang ihrer Eltern verantwortlich; und Louis Wohlwends Misere ist auf seine eigenen Handlungen zurückzuführen. Das Rochieren der Schuldiger bezeugt dabei deren Geschlechtsunabhängigkeit, Geschlecht (bzw. das ‚Frau-Sein' von Kleinpeters Gattin) ist also kein entscheidender Faktor für Unfreiheit.

12 Dies ist kein rein diskursiv-poetologisches Argument, auch lässt sich anhand eines Briefes von Keller an Paul Heyse nachvollziehen, dass er sich mit den Theorien Friedrich Spielhagens auseinandersetzte. („Ich möchte mich gerne in Spielhagens Romantheorien unterrichten, wie ich es anfangen muß.“, Keller an Paul Heyse, 30.1.1882, in: HKKA 25, 455; dazu weiter ebd., 17 [Anm. 11]).

13 Diese Strukturlogik hat bereits Hegel im Unterkapitel „Das Romanhafte“ in seiner Ästhetik angewandt, um moderne Prosa zu erklären.

14 Dazu auch Rakow 2013, 487: „Die öffentliche Sphäre, die durch die Brüder Julian und Isidor Weidelich repräsentiert und manipuliert wird, ist längst selbst vom Virus der wirtschaftlichen Ambitionen infiziert. Eine neutrale, ebenso gleichförmige wie unsichtbar agierende Instanz des Gemeinwohls kennt dieser Roman nicht mehr.“ An den Brüdern wird der Zerfall des humanistischen Bildungsideals durchgespielt, das in einer von Ökonomie beherrschten Welt nicht mehr belastbar ist; an die Stelle des Bildungsbürgers tritt der kapitalistische „Geldmacher“: „Als weit effektiver im Hinblick auf die ökonomischen Operationen entpuppt sich die von Nietzsche verhöhnte Form der Bildung als ‚Zweck', die auf Steigerung der Leistungsfähigkeit abzielte und auf die Aufgabe der Bildung im Umfeld wirtschaftlicher Produktion hinwies.“ (Brock 2008, 31f.).

15 Es entspricht keiner *concessio*, weil diese darum bemüht wäre, das antizipierte Argument im Umkehrschluss durch ein stärkeres Eigenargument zu widerlegen, was hier gerade nicht der Fall ist, da beide Perspektiven Gültigkeit beanspruchen.

16 Es sind Formen der indirekten Rede, die Hans-Robert Jauß als literarische Signale der Dissoziation begreift und deren Konjunktur er im (späten) 19. Jahrhundert ausmacht (vgl. Jauß 1991, 158 u. 276).

17 Die Ausweglosigkeit unterschiedlichster Männlichkeitsentwürfe lässt sich auch in dem werkästhetischen Verlauf von Kellers Heldenkonzeptionen (die gerade im ausgehenden 19. Jahrhundert mit Männlichkeitsphantasmen verzahnt waren) nachvollziehen, wie es Rémy Charbon anhand des Übergangs vom Helden aus dem Volke über den heroischen Volkskörper bis zur völligen Ablehnung idealisierter Heroengestalten (sowohl für singuläre Individuen als auch für ganze Volksmassen) nachzeichnet. Julian und Isidor stehen für das nun von Keller verworfene Idealbild gemeinschaftlicher, bürgerlicher Vorbildlichkeit, für Parvenüs, die ihre politischen Mandate als Vehikel missbrauchen, um Sozialprestige zu erlangen. (vgl. Charbon 2011, bes. 27 [Anm. 31]).

18 Zwar gilt für Luhmann – um in dem systemtheoretischen Duktus zu bleiben –, „daß es Sicherheit in Bezug auf das Nichteintreten künftiger Nachteile gar nicht gibt“ (Luhmann 1990, 134), somit Risikominimierung angesichts kontingenter Zukünfte durchaus angebracht und für die Moderne bestimmend ist: „Luhmann projektiert die Zukunft der modernen Gesellschaft, indem er ihr ontologische Sicherheiten entzieht und an deren Stelle Unsicherheiten setzt, die aus ihrer funktional differenzierten Grundstruktur, ihrer selbstreferentiell autopoietischen Operations- und morphogenetischen Entwicklungsweise resultieren.“ (Barben 1996, 178) Allerdings sind Arnolds Rückzugsbemühungen in keiner Weise mit seiner Umwelt verträglich und gefährden in der Entsagung die Autopoiesis des Systems. Risikominimierung als Operationsmodus im Umgang mit Kontingenz und als Kommunikations- wie Systemgarant ist in ihr Gegenteil umgeschlagen.

19 Sogar bei einem letzten Besuch Julius Rodenbergs, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, beklagt sich Keller noch über den verunglückten Schluss des Romans, wie Rodenbergs Tagebucheintrag vom 26. Mai 1890 verrät (vgl. HKKA 24, 560).

20 Weitere Beispiele liefert Rudolf Zuberbühler (2008, 91f.).

21 Dies ist einer der problematischen Aspekte von Connells Konzeption; ihr wurde angelastet, eine solche Ordnung produziere allererst die interne Hierarchisierung . Zu den Ungenauigkeiten, aber auch möglichen Modifikationen des Modells einer ‚Hegemonialen Männlichkeit‘ vgl. Connell/Messerschmidt 2005.

22 Komplizenhaft seien solche Männlichkeiten, die zwar nicht hegemonial sind, jedoch Anteil an der, so Connell, patriarchalen Dividende haben. Zu den untergeordneten bzw. subalternen Männlichkeiten werden z.B. homosexuelle Männlichkeiten gerechnet, die aus der patriarchalen Ideologie ausgeschlossen und an Weiblichkeiten herangerückt werden (vgl. Connell 2000, 98-102), wie es auch mit Kleinpeter geschieht, wenn er, wie oben gesehen, unfreiwillig einen habituellen Rollenwechsel mit seiner Frau vollzieht, die eine eher traditionelle aktiv-handelnde Männlichkeit vertritt, wohingegen der ehemalige Großrat in die Sphäre der Passivität gedrängt wird. Dass dieser Vergleichsrahmen – der der Homosexualität – für den poetischen Realismus ungültig ist, liegt auf der Hand; ihre strukturelle Gültigkeit behält diese Kategorie indes. Die Gruppe der marginalisierten Männlichkeiten – z.B. „schwarze Sportler, die zwar Vorbilder für hegemoniale Männlichkeit abgeben, deren Ruhm und Reichtum aber den restlichen schwarzen Männern kein größeres Maß an Autorität zusichert“ – sollen hier deshalb unberücksichtigt bleiben, weil diese Kategorie innerhalb der Connell-Rezeption die umstrittenste darstellt und aufgrund der diffusen, wenig deutlichen Abgrenzung gegenüber der untergeordneten Männlichkeit jener häufig zugerechnet wird.

23 Gerade die Flexibilität einer solchen Konzeption muss zur Vorsicht mahnen. Eine Aufweichung hegemonialer Männlichkeit hin zu „Hybrid Masculinities“, wie sie Tristan Bridges und C.J. Pascoe nachweisen, kann damit nicht intendiert sein bzw. muss unbedingt vermieden werden. Die Autor_innen beschreiben damit eine Bewegung von Männlichkeit, die sich durch eine Inkorporations- und Appropriationslogik auszeichnet, die sich nicht männlich-hegemoniale (und weibliche) Qualitäten zum Zwecke kultureller Hegemonie der Männlichkeit einverleibt, so dass hybride Maskulinitäten „not only reproduce centemporary systems of gendered, raced, and sexual inequalities but also obscure this process as it is happening“. (Bridges/Pascoe 2014, 247)

Literaturverzeichnis

Barben, Daniel (1996): Theorietechnik und Politik bei Niklas Luhmann. Grenzen einer universalen Theorie der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bauer, Matthias (2005): Romantheorie und Erzählforschung. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag.

Bergengruen, Maximilian (2013): Ökonomisches Wagnis/Literarisches Risiko. Zu den Paradoxien des Kapitalerwerbs im Poetischen Realismus. In: Schmitz-Emans, Monika (Hg.): Literatur als Wagnis/Literature as a Risk. DFG-Symposium 2011. Berlin, Boston: De Gruyter Verlag, 208-238.

Binder, Thomas/Grob, Karl/ Stocker, Peter/Morgenthaler, Walter (2004): Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Hrsg. unter d. L. v. Walter Morgenthaler (Bd. 24. Martin Salander. Apparat zu Band 8, hrsg. v. dies.). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung (wird im Text in Klammern und mit Seitenzahlen sowie der Sigle HKKA angegeben).

Blumenberg, Hans (2001): Wirklichkeitsbegriff und Wirklichkeit des Romans (1964). In: Blumenberg, Hans: Ästhetische und metaphorologische Schriften. Auswahl und Nachwort von Anselm Haverkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 45-64.

Bourdieu, Pierre (2012): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/ Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 153-217.

Brandstetter, Gabriele/ Neumann, Gerhard (1998): „le laid c'est le beau“. Liebesdiskurs und Geschlechterrolle in Fontanes Roman „Schach von Wuthenow“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72, 243-267.

Braun, Christina von (2012): Der Preis des Geldes. Eine Kulturgeschichte. Berlin: Aufbau Verlag.

Braun, Christina von (2008): Le petite mal du grand Mâle. In: Brunotte, Ulrike/Herrn, Rainer (Hg.): Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: Transcript Verlag, 131-142.

Bridges, Tristan/ C.J. Pascoe (2014): Hybrid Masculinities. New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. In: Sociology Compass 8 (3), 246-258.

Brock, Karolina (2008): Die Kunst der Ökonomie. Die Beobachtung der Wirtschaft in G. Kellers Roman „Der grüne Heinrich“. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.

Brooks, Peter (1985): Reading for the Plot. Design and Intention in Narrative. New York: Random House.

Charbon, Rémy (2011): Helden in der Schweizer Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Reiling, Jesko/ Rohde, Carsten (Hg.): Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 15-34.

Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 19(6), 829-859.

Connell, Raewyn (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Demetriou, Demetrakis Z. (2001): Connell's Concept of Hegemonic Masculinity. A Critique. In: Theory and Society 30, 337-361.

Eakins, Paul John (1999): How Our Lives Become Stories. Making Selves. Ithaca, London: Cornell University Press.

Eco, Umberto (1977): Das offene Kunstwerk. Aus dem Italienischen von Günter Memmert. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Erhart, Walter (2001): Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit. München: Fink Verlag.

Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main.

Gutenberg, Andrea (2004): Handlung, Plot und Plotmuster. In: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.): Erzähltextanalyse und Genderstudies. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag, 98-142.

Jamesons, Frederic (1981): The Political Unconscious. Narrative as a Socially Symbolic Act. Ithaca: Cornell University Press.

Jauß, Hans-Robert (1991): Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Jeßling, Benedik (2013): Das 19. Jahrhundert. Großstadt-/ Berlin-Romane. In: Meid, Volker (Hg.): Geschichte des deutschsprachigen Romans. Stuttgart: Reclam Verlag, 305-444.

Kaiser, Gerhard R. (1982): Ökonomische Thematik und Gattungsanleihen bei Balzac, Thackeray und Keller. In: Lämmert, Eberhart (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart: Metzler Verlag, 435-456.

Keller, Gottfried (2004): Martin Salander, hg. v. Morgenthaler, Walter et al. (Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hg. u. d. L. v. Walter Morgenthaler i. A. der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller Ausgabe, Bd. 8). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung (wird im Text mit Seitenzahlen in Klammern angegeben).

Kittstein, Ulrich (2012): Ökonomie und Individuum in Gottfried Kellers Romanen. In: Bohnenkamp, Anne (Hg.): Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 2011. Göttingen, 238-269.

Luhmann, Niklas (1990): Risiko und Gefahr. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Konstruktivistische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, 131-169.

Meuser, Michael (2006a): Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ernsten Spielen des Wettbewerbs. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodische Aspekte. Opladen: Budrich Verlag, 163-178.

Meuser, Michael (2006b): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nieberle, Sigrid/Strowick, Elisabeth (2006): Narrating Gender. Einleitung. In: Nieberle, Sigrid/Strowick, Elisabeth (Hg.): Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 7-19.

Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (2006): Making Gendered Selves. Analysekategorien und Forschungsperspektiven einer gender-orientierten Erzähltheorie und Erzähltextanalyse. In: Nieberle, Sigrid/Strowick, Elisabeth (Hg.): Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 23-44.

Rakow, Christian (2013): Die Ökonomien des Realismus. Kulturpoetische Untersuchungen zur Literatur und Volkswirtschaftslehre 1850–1900. Berlin, Boston: De Gruyter Verlag.

Sarasin, Philipp (1999): Mapping the body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung“. In: Forum Historische Anthropologie 7, 437-452.

Scholz, Sylka (2004): Hegemoniale Männlichkeit. Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, Hella/Schäfgen, Katrin/Veth, Silke (Hg.): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin: Dietz Verlag, 33-45.

Spielhagen, Friedrich (1868): Vermischte Schriften. Erster Band. Berlin: Otto Janke Verlag.

Stritzke, Nadyne (2006): (Subversive) Narrative Performativität. Die Inszenierung von Geschlecht und Geschlechtsidentitäten aus Sicht einer gender-orientierten Narratologie, in: Nieberle, Sigrid/Strowick, Elisabeth (Hg.): Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 93-116.

Vogl, Joseph (2011): Das Gespenst des Kapitals. 2. Aufl., Zürich: Diaphanes Verlag.

Wagner, Karl (2012): Von Schweizerromanen. „Martin Salander“ und „Der Gehülf“. In: Amrein, Ursula/Groddeck, Wolfram/Wagner, Karl (Hg.): Tradition als Provokation. Gottfried Keller und Robert Walser. Zürich: Chronos Verlag, 35-46.

Wysling, Hans (Hg.) (1990): Gottfried Keller. 1819-1890. Zürich, München: Fink Verlag.

Zuberbühler, Rolf (2008): „Excelsior!“ Idealismus und Materialismus in Kellers und Fontanes politischen Altersromanen „Martin Salander“ und „Der Stechlin“. In: Amrein, Ursula/Dieterle, Regina (Hg.): Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Berlin, New York: Walter de Gruyter Verlag, 87-111.

Autor_innenverzeichnis

KRISTINA PIA HOFER, Dr. phil., promovierte 2014 an der Universität für angewandte Kunst Wien im Fach Medientheorie. Von 2009 bis 2014 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Frauen- und Geschlechterforschung an der Johannes Kepler Universität Linz, seit Mai 2015 ist sie Postdoc-Forscherin im FWF-Einzelprojekt „A Matter of Historicity – Material Practices in Audiovisual Art" in der Abteilung Kunstgeschichte der Universität für angewandte Kunst Wien. Forschungsschwerpunkte: Ton in audiovisuellen Medien, feministische Theorien, Geschichtlichkeit und Materialität. Nächste Veröffentlichung u.a.: Hofer, Kristina Pia (2018): Feministische Filmwissenschaft. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte/Hipfl, Brigitte/Ratković, Viktorija (Hg.): Handbuch Medien und Geschlecht. Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung. Wien: Springer (in Druck).
kristina-pia.hofer@uni-ak.ac.at

BRITTA HOFFARTH, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „InBewegung – Transformationen von Sportorganisationen in der Migrationsgesellschaft" am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechter-, Jugend- und Medienforschung unter praxeologischer, intersektionaler und rassismuskritischer Perspektive. Aktuelle Veröffentlichungen: Schenk, Sabrina/Hoffarth, Britta (2018): Konsum und Kritik. Ideologiekritik als Performance des Genießens bei Slavoj Žižek. In: Bünger, Carsten/Sanders, Olaf/Schenk, Sabrina (Hg.): Bildung und Politik im Spätkapitalismus. Hamburg: Argument; Hoffarth, Britta (2017): Zur Herausforderung der Anerkennung. In: Equit, Claudia/Leitheiser, Antje (Hg.): Betrifft Mädchen. Anerkennung. 30/1; Hoffarth, Britta (2016): Migrationsforschung als Subjektivierungsforschung. In: Arslan, Emre/Bozay, Kemal (Hg.): Bildungsungleichheit und symbolische Ordnung in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS; Hoffarth, Britta (2017): Der maskierte Körper. Kosmetische Praktiken in der weiblichen Adoleszenz. In: Hermann, Ina/Schinkel, Sebastian (Hg.): Ästhetiken in Kindheit und Jugend. Bielefeld: transcript.
hoffarth@em.uni-frankfurt.de

JOSCH HOENES, Dr. phil., promovierte in kulturwissenschaftlichen Geschlechterstudien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, wo er von 2013-2017 Postdoktorand im Kolleg Queer Studies und Intermedialität als Postdoktorand tätig war. Derzeit arbeitet er als unabhängiger Wissenschaftler an einem Forschungsprojekt zum Bilderteil von Magnus Hirschfelds Geschlechtskunde. Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind trans*/queer studies sowie die Verbindung von Wissenschaft, Kunst/Kultur und Aktivismus. Daneben ist er in trans*Projekten aktiv. Publikationen u.a.: Hoenes, Josch (2014): Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Bielefeld: transcript; Paul, Barbara/Hoenes, Josch u.a. (2017) (Hg.): Perverse Assemblages. Queering Heteronormativity intermedially. Berlin: Revolver; Hoenes, Josch/ Koch, Michael_a (2017) (Hg.): Transfer und Interaktion. Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Oldenburg: BIS-Verlag; Hoenes, Josch (2018): Mit Schmetterlingen denken: Der transvestitische Mensch in Magnus Hirschfelds Bilderteil zur Geschlechtskunde. In: Haakenson, Thomas/Latimer, Tirza True (ed.): Becoming TransGerman: Cultural Identity Beyond Geography. Oxford u.a.: Peter Lang (in Druck).
josch.hoenes@uni-oldenburg.de

SABINE HOFMEISTER ist seit 1999 Professorin für Umweltplanung am Institut Sustainabilty Governance in der Fakultät Nachhaltigkeit der Leuphana Universität Lüneburg. Sie studierte Landschaftsplanung und promovierte 1988 an der TU Berlin zum Dr.-Ing.; 1997 erwarb sie dort die Lehrbefähigung für Umweltmanagement und Ressourcenplanung und wurde 1999 für die Leitung des Lehr- und Forschungsgebiets Umweltplanung an die Universität Lüneburg berufen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Soziale Ökologie, Nachhaltige Raumentwicklung sowie Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Zu ihren aktuellen Publikationen gehören: Hofmeister, Sabine/Kühne, Olaf (Hg) (2016): StadtLandschaften. Die neue Hybridität von Stadt und Land. Wiesbaden: Springer VS; Hofmeister, Sabine/Kanning, Helga/Mölders, Tanja (Hg.) (2016): Gendered Energy. Analytische Perspektiven durch Potenziale der Geschlechterforschung für eine sozial-ökologische Gestaltung der Energiewende. In: Raumforschung und Raumordnung, 74/3, 213-227; Hofmeister, Sabine (2017): Transdisciplinarity in social-ecological research: constraints, challenges and opportunities. Reflections on personal experience. In: Padmanabhan, Martina (Hg.): Transdisciplinary Research and Sustainability. London, New York: Routledge. 66-82.
hofmeister@uni.leuphana.de

LISA KRALL, M.A. Gender Studies, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrbereich für qualitative Methoden der Sozialforschung und Geschlechterforschung der Universität zu Köln. Ihre Interessensschwerpunkte verbinden sich in sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, feministisch-materialistischen Theorien und feministischer Naturwissenschaftsforschung, denen sie in ihrem Promotionsprojekt und ihrer Lehrtätigkeit nachgeht.Zu ihren aktuellen Publikationen

gehören: Krall, Lisa (2017): Un/Verfügbarkeiten in der epigenetischen Forschungspraxis. In: Bath, Corinna/Meißner, Hanna/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (Hg.): Verantwortung und Un/Verfügbarkeit. Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus. Münster: Westfälisches Dampfboot. 131-147; Krall, Lisa/Schmitz, Sigrid (2016): Potenziale epigenetische Forschung für das Konzept „sex vs. gender". In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 2/16, 99-116.
lkrall@uni-koeln.de

PETRA LUCHT, Diplom-Physikerin und promovierte Soziologin, ist seit 2017 Professorin für Gender in MINT und Planung/Feminist Studies in Science, Technology and Society (Feminist STS) an der TU Berlin, Fakultät I Geistes- und Bildungswissenschaften, im Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies mit Schwerpunkt Natur-, Technik- und Planungswissenschaften, Science and Technology Studies (STS), Methoden der empirischen Sozialforschung, Fachkulturforschung in MINT, Wissensforschung sowie die Entwicklung inter-/transdisziplinärer Lehre und Forschung. Zu ihren aktuellen Publikationen gehören: Bath, Corinna/Both, Göde/Lucht, Petra/Mauß, Bärbel/Palm, Kerstin (Hg.) (2017): reboot ING. Handbuch Gender-Lehre in den Ingenieurswissenschaften. Münster: Lit Verlag; Lucht, Petra (2016): De-Gendering STEM – Lessons Learned from an Ethnographic Case Study of a Physics Laboratory. In: Ittel, Angela/Lazarides, Rebecca (eds.): Special Issue Gendered motivation and choice in STEM – individual and contextual factors. In: International Journal of Gender, Science and Technology, Vol. 8, No.1. 67–81; Lucht, Petra/Mauß, Bärbel (2015): Teaching researched-based gender competencies in STEM: The study program GENDER PRO MINT at the Technische Universität Berlin. In: Proceedings of the Annual Conference of the European Society for Engineering Education, SEFI Annual Conference 2015, Diversity in engineering education: facing new trends in engineering, 29 June-2 July 2015, Orléans.
petra.lucht@tu-berlin.de

HANNA MEIßNER, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen-und Geschlechterforschung (ZIFG) der TU Berlin. Ihre Schwerpunkte sind Gesellschaftstheorie, Feministische Theorie, Wissenschaftsforschung, Organisationssoziologie. Zu aktuellen Veröffentlichungen gehören: Meißner, Hanna (2015): Gesellschaftstheoretische Wissensproduktion. Performative Visualisierungen und das Denken des Un/Möglichen. In: Völker, Susanne/Amacker, Michèle (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik. Weinheim: Beltz Juventa; Meißner, Hanna/Hark, Sabine (2016): Das Denken des Möglichen. Kritische Theorie als Projekt des Zusammenhangs von Erkenntniskritik und Gesellschaftskritik – Feministische Reartikulationen. In: Ullrich Bauer et al. (Hg.): Handbuch Kritische Theorie. Wiesbaden: VS Verlag.
hanna.meissner@tu-berlin.de

TANJA MÖLDERS, Dr. rer. soc., ist Maria-Mayer-Goeppert (MGM) Juniorprofessorin für Raum und Gender an der Leibniz Universität Hannover (LUH). Sie ist u.a. Vorstandsmitglied im Forum für GenderKompetenz in Architektur | Landschaft | Planung (gender_archland) sowie Mitbegründerin der AG GENAU*T (Geschlechterverhältnisse, Nachhaltigkeit, Umwelt, Transformation) in der FG Geschlechterstudien. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit, gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse sowie Gesellschaftliche Raumverhältnisse. Wichtige Veröffentlichungen: Hofmeister, Sabine/Katz, Christine/Mölders, Tanja (Hg.) (2013): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich; Mölders, Tanja (2017): Gesellschaftliche Raumverhältnisse. Ein Forschungsprogramm zu den Verbindungen von ‚Natur', ‚Raum' und ‚Geschlecht'. In: Onnen, Corinna/Rode-Breymann, Susanne (Hg.): Zum Selbstverständnis der Gender Studies. Methoden – Methodologien – theoretische Diskussionen und empirische Übersetzungen. L'AGENda, Bd. 1. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich. 85-105.
tanja.moelders@archland.uni-hannover.de

RUTH MÜLLER, Prof. Dr. phil., ist Assistant Professor für Wissenschafts- und Technologiepolitik am Munich Center für Technology in Society (MCTS) der TU München. Sie hat Molekulare Biologie und Soziologie an der Universität Wien studiert und war als Gast- bzw. Postdocwissenschaftlerin an der University of Califorinia Santa Cruz und der Universität Lund tätig. Ihre Forschung beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik mit einem spezifischen Fokus auf den Lebenswissenschaften. Zu ihren aktuellen Veröffentlichungen gehören unter anderem: Müller, Ruth/Samaras, Georgia (2018): Epigenetics and Aging Research: Between Adult Malleability and Early Life Programming. In: BioSocieties, 1-22; Müller, Ruth et al. (2017): The Biosocial Genome? Interdisciplinary Perspectives on Environmental Epigenetics, Health and Society. In: EMBO Reports, 18(10), 1677–1682; Kenney, Martha/Müller, Ruth (2017): Of Rats and Women: Narratives of Motherhood in Environmental Epigenetics. In: BioSocieties, 12(1), 23-46.
ruth.mueller@tum.de

VERENA NAMBERGER, Dr. phil., promovierte 2017 im Fach Geschlechterstudien/Gender Studies an der Humboldt Universität zu Berlin. 2015 war sie als GEXcel Visiting Scholar am Institut für Gender Studies der Universität Linköping (Schweden). Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen auf feministischer Ökonomiekritik, Biokapitalismus, Reproduktionstechnologien, Science and Technology Studies sowie auf der Debatte um New Materialisms. Zu ihren aktuellen Veröffentlichungen zählt: Namberger, Verena (2016): The South African Economy of Egg Donation: Looking at the Bio-Economic Side of Normalization. In: Lie, Merete/Lykke, Nina (Hg.): Assisted Reproduction Across Borders. Feminist Perspectives on Normalizations, Disruptions and Transmissions. London: Routledge.
verena.namberger@hu-berlin.de

CORINNA ONNEN, Dr. rer. pol. habil., ist Professorin für Allgemeine Soziologie an der Universität Vechta. Sie leitet das Promotionskolleg Gender Studies und ist die 1. Sprecherin der LAGEN. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Familien-, Geschlechter- und Medizinsoziologie mit empirischem Schwerpunkt. Zu ihren Veröffentlichungen zählen unter anderem: Onnen, Corinna/Rode-Breymann, Susanne (seit 2017): L'AGENda. Zum Selbstverständnis der Gender Studies. 3 Bde.; Onnen, Corinna/Budrich, Barbara/Thannhäuser, Monique (2017): Oberärztin in der Hochschulmedizin. Sprungbrett oder Endstation? In: Onnen, Corinna/Rode-Breymann, Susanne (Hg.): Zum Selbstverständnis der Gender Studies. Methoden – Methodologien – theoretische Diskussionen und empirische Übersetzungen. Leverkusen: Barbara Budrich. 167-183; Onnen, Corinna/Stein-Redent, Rita (2017): Frauen sterben anders als Männer. Soziologische Überlegungen zu einer demographischen Beobachtung. In: Jakoby, Nina/Thönnes, Michaela (Hg.): Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle und theoretische Beiträge. Wiesbaden: VS Verlag. 71-89.
corinna.onnen@uni-vechta.de

TANJA PAULITZ, Prof. Dr. rer. pol., ist Professorin am Institut für Soziologie der TU Darmstadt. Sie lehrt und forscht aus diskurs- und praxistheoretischer Perspektive in den Bereichen Geschlechterforschung, Wissenschaft- und Technikforschung, Professionalisierung und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung. Thematische Kristallisationspunkte bilden aktuell die Genealogie der wissenschaftlich-technischen Moderne, Männlichkeiten und Technik, akademische Wissenskulturen, Netzwerke und Technologien des Selbst. Jüngste Buchpublikation: Paulitz, Tanja (2014): Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930. Bielefeld: transcript.
paulitz@ifs.tu-darmstadt.de

MYRIAM RABOLDT ist seit 2017 Doktorandin am Promotionskolleg „Konfigurationen von Mensch, Maschine und Geschlecht. Interdisziplinäre Analysen zur Technikentwicklung" (KoMMa.G) und forscht zum Zusammenhang von medizinischem Wissen, medizintechnologischen Möglichkeiten und den gesellschaftlichen Normvorstellungen von Geschlechtskörpern und Sexualität am Beispiel männlicher Genitalverletzungen. Zuvor studierte sie Politikwissenschaften (B.A.) sowie Wissenschafts- und Technikgeschichte (M.A) mit dem Schwerpunkt Gender&Science an der TU Berlin und der Boğaziçi Üniversitesi Istanbul. Von 2013 bis 2016 arbeitete sie als studentische Hilfskraft im BMBF-Forschungsprojekt „Anthropofakte. Schnittstelle Mensch" und schrieb in diesem Rahmen ihre Abschlussarbeit zum Thema „Doing Gender through prosthetics – zur (Re-)Konstruktion von Männlichkeit|en durch Prothesentechnik".
m.raboldt@tu-bs.de

MARIUS REISENER promoviert in Neuerer deutscher Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist seit 2015 Mitglied des PhD-Net „Das Wissen der Literatur". Er ist Stipendiat der FAZIT-Stiftung und war von 2017–2018 als DAAD-Research Fellow an der Cornell University. Seine Forschungsschwerpunkte sind critical masculinities, gendered narratology sowie die Schnittstellen von Lebenswissen, Ästhetik und Geschlecht vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Zu aktuellen Veröffentlichungen zählen: Reisener, Marius (2019, in peer-review): „Alles ist Märchen und Wunder an Ihnen; ja Mirabelle, ja Wunderhold!". Queere Zugehörigkeiten in Fontanes „Schach von Wuthenow". In: GENDER 11(2). Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse; Reisener, Marius (2019, in peer-review): Heldentum. In: Radecke, Gabrielle et al. (Hg.): Fontane-Handbuch. Berlin; Reisener, Marius (2018): Die Männlichkeit des Romans. In: Avenue 6. Junge Männer.
reisenmq@hu-berlin.de

KATHARINA ROST, Dr., ist seit Mai 2017 theaterwissenschaftliche Stipendiatin im Programm „Exzellente Wissenschaftlerinnen für die Universität Bayreuth". Sie arbeitet an einem Postdoc-Projekt zu Gender-Performances in der Popmusik und lehrt derzeit in Bayreuth, zuvor an diversen anderen theaterwissenschaftlichen Instituten (u.a. München, Erlangen, Berlin). 2015 promovierte sie zum Hören und zur auditiven Aufmerksamkeit im Gegenwartstheater an der FU Berlin (Rost, Katharina (2017): Sounds that matter. Transcript Verlag) und war langjährig als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft der FU Berlin tätig.
katharina.rost@icloud.com

JENNY SCHRÖDL, Dr. phil., ist Juniorprofessorin am Institut für Theaterwissenschaft der FU Berlin und leitet die Nachwuchsgruppe „Kunst-Paare. Beziehungsdynamiken und Geschlechterverhältnisse in den Künsten" (2015-18). Im Rahmen des SFB „Kulturen des Performativen" promovierte sie 2010 mit einer Studie zur Ästhetik der Stimme im postdramatischen Theater (Vokale Intensitäten, Bielefeld 2012). Gemeinsam mit R. Brucher und K. Rothe leitet sie die AG „Gender" der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Derzeit arbeitet sie an einer Monografie zu Inszenierungen von Geschlecht in den performativen Künsten der Gegenwart. Zu ihren jüngeren Publikationen gehören unter anderem: Schrödl, Jenny/Beljan, Magdalena/Grotkopp, Maxi (Hg.) (2017): Kunst-Paare. Historische, ästhetische und politische Dimensionen. Berlin: Neofelis; Schrödl, Jenny (2016): Die Kategorie ‚Gender' in der Theaterwissenschaft und im Gegenwartstheater. In: Spelsberg-Papazoglou, Karoline (Hg.): Gender und Diversity – die Perspektiven verbinden. Berlin et al.: LIT Verlag. 28-39.
j.schroedl@fu-berlin.de

MAI LIN TJOA-BONATZ, Dr. phil., ist Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten, zuletzt an der Goethe Universität Frankfurt am Main. Sie war in Forschungsprojekten zu Südostasien beschäftigt, u.a. als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin und am ISEAS Yushuf Ishak Institute in Singapur. 2018 war sie Kurzzeitdozentin an der Universität Manila auf den Philippinen. Sie hat Kunstgeschichte, Archäologie und Südostasienwissenschaften studiert. Im Jahr 2001 hat sie ihre Promotion über ein architekturgeschichtliches Thema zu Malaysia abgeschlossen.
Ihr wissenschaftlicher Schwerpunkt liegt auf der Einbettung von materieller Kultur in die Sozial- und Regionalgeschichte Südostasiens. Sie beschäftigt sich daher mit dem maritimen Kulturerbe und Schiffwracks, Keramik und Kunsthandwerk, Gold und Schmuck, Haus und Wohnen, Siedlungsgeschichte und Megalithkulturen, Denkmalerhalt und Stadterhaltung sowie mit Genderfragen.
tjoabonatz@hotmail.com

MARTIN WINTER, MA, studierte Soziologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und ist derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der TU Darmstadt. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in kultur- und geschlechtersoziologischen Auseinandersetzungen mit den Themengebieten Essen und Ernährung, Körper und Biopolitik, Subkulturen sowie Musik und Klang. Er arbeitet an einer Promotion zum Verhältnis von Fleisch, Fleischalternativen und Verkörperungen von Männlichkeit.
winter@ifs.tu-darmstadt.de